This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Elfter Band.

Gotthold Ephraim Lessings

sämtliche Schriften.

Herausgegeben von

Karl Lachmann.

Dritte, auf's neue durchgesehene und vermehrte Auflage,

besorgt durch

Franz Muncker.

Elfter Band.

Stuttgart.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1895.

Vorrede.

Der elfte Band dieſer Ausgabe enthält die Schriften Leſſings aus dem Ende der Hamburger und den erſten Jahren der Wolfenbüttler Zeit, darunter vornehmlich „Wie die Alten den Tod gebildet“, „Berengarius Turonenſis“, die „Anmerkungen über das Epigramm“ und den erſten der „Wolfenbüttler Beiträge“. Nur für einige Abſchnitte der beiden letzten Werke waren handſchriftliche Aufzeichnungen und zwar bisher ungedruckte Blätter aus den Breslauer Papieren zu verwerten. Dank der entgegenkommenden Freundlichkeit der Direktion der königlichen und Univerſitätsbibliothek zu Breslau konnte ich dieſe Handſchriften ſchon vor Jahren hier in München mit aller Muße vergleichen. Dem Abdruck der übrigen Schriften Leſſings im elften Bande liegen nur die Originalausgaben zu Grunde; dieſe jedoch ſtanden mir ſämtlich zu Gebote, meiſtens ſogar in mehreren Exemplaren teils aus dem Beſitz meines Verlegers, teils aus den beiden großen hieſigen Bibliotheken. Die Vergleichung führte wenigſtens bei dem erſten Wolfenbüttler Beitrag zu einer freilich nur kleinen Vermehrung unſerer bisherigen bibliographiſchen Kenntniſſe. Die außerordentlich ſeltene „Neue Braunſchweigiſche Zeitung“ von 1771 konnte ich im Stadtarchiv zu Braunſchweig ſelbſt einſehen. Die Güte des Archivars Herrn Profeſſor Dr. Hänſelmann ermöglichte es mir, hier auch die Jahrgänge 1772, 1776 und 1778 zu durchſuchen; doch fand ſich in ihnen nichts, was von Leſſing herrühren könnte.

Textkritiſche Schwierigkeiten bereiteten faſt nur Leſſings Citate. Dieſe ſind namentlich im „Berengarius“ und in einzelnen Teilen der „Wolfenbüttler Beiträge“ über alles Erwarten unzuverläſſig. Druck- und Schreibfehler vereinigen ſich dabei in Fülle. So ſtimmen z. B. die Zahlen in dem aus Bandini angeführten Verzeichnis vermeintlicher *Ἀνέκδοτα* des Kaiſers Antoninus (S. 454 f.) weder mit den Zahlen, die Bandini ſelbſt angiebt, noch mit denen in der von dem Italiener ſowohl wie von Leſſing benützten Ausgabe des kaiſerlichen Philoſophen von Gataker. Hier hatte größtenteils ſchon Emil Groſſe in der Hempelſchen Ausgabe ſtillſchweigend das Richtige in den Text geſetzt. Ich folgte ſeinem Beiſpiel, merkte aber hier ſowie in allen andern Fällen, wo ich

meistens zuerst unter den Herausgebern Lessings die Genauigkeit seiner Citate nachprüfte, unter dem Text auch die irrigen Angaben der Originaldrucke an. Die Werke, aus denen Lessing citierte, fand ich nahezu vollständig auf den hiesigen Bibliotheken in den von ihm nachgeschlagenen alten Ausgaben. Nur einige wenige Male kam ich zu keinem sichern Ergebnis. So konnte ich z. B. die S. 69 angeführte Stelle in sämtlichen mir bekannten Ausgaben von Mosheims „Institutiones historiae ecclesiasticae“ nicht entdecken; weder die Seitenzahl noch der Wortlaut des Citates wäre diesen Vorlagen zufolge richtig. Doch fehlte mir unter den Ausgaben, die Lessing gebraucht haben kann, die von 1769; vielleicht giebt sie den von mir vergeblich gesuchten Aufschluß. Ich wagte vor der Hand an dem Citat nichts zu ändern. Aehnlich ging es mir unter anderm mit den Hinweisen auf die „Gallia Christiana“ von Sainte-Marthe und seinen Genossen (S. 120): auch hier muß Lessing eine mir unzugängliche Ausgabe verglichen haben, wenn er richtig citiert haben soll.

Nach denselben Grundsätzen wie im achten Bande bei dem Abdruck der „Litteraturbriefe“ wandte ich bei den umfangreicheren und selbständiger gehaltenen Citaten aus fremden Werken einen etwas engeren und kleineren Drucksatz an, so namentlich bei den ausführlichen Proben, die Lessing aus Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek mitteilte. Griechische Worte schrieb ich dabei nach der in den Originalausgaben wie in Lessings Konzepten meistens befolgten Regel ohne Accente und setzte bei Diphthongen den Spiritus auf den ersten Vokal. Nur in den „Wolfenbüttler Beiträgen“ ließ sich dieses nicht durchführen. Denn hier sind die Accente mitgedruckt und gleich den Aspirationszeichen bei Doppellautern, wie sonst allgemein üblich, auf den zweiten Vokal gesetzt. Hier mußte ich es also auch so machen. Doch führte ich, während bei Lessing stets Unregelmäßigkeiten mit unterlaufen, die einmal angenommene Schreibung hier ebenso wie vorher folgerichtig durch.

München, am 1. Dezember 1895.

Franz Muncker.

Seite

III. Auf das Absterben der Ehefrau des Buchhändler Jacobs in Breslau 199
IV. Auf den Namenstag Herrn Balth. Zoffels, Kayserl. Raitraths . . 199
V. An Herrn Goldbach, bey seiner Verheyrathung 203
VI. An seinen Lehrer, den Prof. Christ. Colerus, bey dessen Namenstag 205

Aus: Neue Braunschweigische Zeitung. 1771.

Nr. 58. Ueber die sogenannte Agrippine, unter den Alterthümern zu Dresden 209

Gotthold Ephraim Lessings vermischte Schriften. Erster Theil. 1771.

Vorbericht 213
Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm, und einige der vornehmsten Epigrammatisten 214
I. Ueber das Epigramm 214
II. Catull 247
III. Martial 256
IV. Priapeia 295
V. Griechische Anthologie 299

Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster Beytrag. 1773.

Vorrede 319
I. Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Erste Entdeckung 322
II. Romulus und Rimicius 351
III. Von dem Schickard-Marchtalerschen Tarich Beni Adam 380
IV. Die Nachtigall 394
V. Paulus Silentiarius auf die Pythischen Bäder 416
VI. Vermeinte *ANEKΔOTA* des Antoninus in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz 452
VII. Leibnitz von den ewigen Strafen 461
Beantwortete Anfragen. 1–3. 487
1. [Anfrage aus Braunschweig.] 487
2. Anfrage aus Weimar 491
3. Anfrage aus Holland 494

„Werth beyzulegen, den seine zween andern Sätze, daß die Alten nie „eine Furie, und nie schwebende Figuren ohne Flügel gebildet, haben. „Er kann sich sogar nicht bereden, daß das liegende Skelet von Bronze, „welches mit dem einem Arme auf einem Aschenkruge ruhet, in der „Herzoglichen Gallerie zu Florenz, eine wirkliche Antike sey. Vielleicht „überredet er sich eher, wenn er die geschnittenen Steine ansieht, auf „welchen ein völliges Gerippe abgebildet ist. (s. Buonarotti Oss. sopr. „alc. Vetri t. XXVIII.[1] 3. und Lipperts Daktyliothek, zweytes Tausend, „n. 998.) Im Museo Florentino sieht man dieses Skelet, welchem „ein sitzender Alter etwas vorbläst, gleichfalls auf einem Steine. (s. „Les Satires de Perse par Sinner S. 30.) Doch geschnittene Steine, „wird Herr Lessing sagen, gehören zur Bildersprache. Nun so ver„weise ich ihn auf das metallene Skelet in dem Kircherschen Museo. „(s. Ficoroni Gemmas antiq. rarior. t. VIII.) Ist er auch hiemit „noch nicht zufrieden, so will ich ihn zum Ueberflusse erinnern, daß „bereits Herr Winkelmann in seinem Versuch der Allegorie S. 81. „zwoer alten Urnen von Marmor in Rom Meldung gethan, auf wel„chen Todtengerippe stehen. Wenn Hr. Lessingen meine vielen Bey„spiele nicht verdrüßlich machen, so setze ich noch Sponii Miscell. Antiq. „Erud. Sect. I. Art. III. hinzu: besonders n. 5. Und da ich mir „einmal die Freyheit genommen, wider ihn einiges zu erinnern, so „muß ich ihn auf die prächtige Sammlung der gemahlten Gefäße des „Hrn. Hamilton verweisen, um noch eine Furie auf einem Gefäße zu „erblicken. (Collection of Etruscan, Grecian and Roman Antiquities „from the Cabinet of the Hon. Wm. Hamilton n. 6.)“

Es ist, bey Gott, wohl eine große Freyheit, mir zu widersprechen! Und wer mir widerspricht, hat sich wohl sehr zu bekümmern, ob ich verdrüßlich werde, oder nicht!

Allerdings zwar sollte ein Widerspruch, als womit mich Hr. Klotz verfolgt, in die Länge auch den gelassensten, kältesten Mann verdrüßlich machen. Wenn ich sage, „es ist noch nicht Nacht:“ so sagt Hr. Klotz, „aber Mittag ist doch schon längst vorbey.“ Wenn ich sage, „sieben und sieben macht nicht funfzehn:“ so sagt er, „aber sieben und achte macht doch funfzehn.“ Und das heißt er, mir widersprechen, mich widerlegen, mir unverzeihliche Irrthümer zeigen!

[1] t. XXVIII. [Klotz] t. XXXVIII. [verdruckt 1769]

und welches ist es? Ich wüßte nicht, daß diese Denkmähler sonst bekannt gemacht wären, wo man sich Raths erhohlen könnte.

Jedoch sie sind, zum Glücke, nicht die einzigen ihrer Art. Winkelmann bemerkte auf ihnen nichts, was sich nicht auch auf mehrern, und längst vor ihm bekannten, bemerken ließe. Er sahe einen jungen Genius mit umgestürzter Fackel, und der ausdrücklichen Ueberschrift Somno: aber auf einem Grabsteine beym Boissard (*) erblicken wir die nehmliche Figur, und die Ueberschrift Somno Orestilia Filia läßt uns wegen der Deutung derselben eben so wenig ungewiß seyn. Ohne Ueberschrift kömmt sie eben daselbst noch oft vor: ja auf mehr als einem Grabsteine und Sarge kömmt sie doppelt vor. (**) Was kann aber in dieser vollkommen ähnlichen Verdoppelung, wenn das eine Bild der Schlaf ist, das andere wohl schicklicher seyn, als der Zwillingsbruder des Schlafes, der Tod?

Es ist zu verwundern, wie Alterthumsforscher dieses nicht wissen, oder wenn sie es wußten, in ihren Auslegungen anzuwenden vergessen konnten. Ich will hiervon nur einige Beyspiele geben.

Vor allen fällt mir der marmorne Sarg bey, welchen Bellori in seinen Admirandis bekannt gemacht, (***) und von dem letzten Schicksale des Menschen erkläret hat. Hier zeiget sich unter andern ein geflügelter Jüngling, der in einer tiefsinnigen Stellung, den linken Fuß über den rechten geschlagen, neben einem Leichname stehet, mit seiner Rechten und dem Haupte auf einer umgekehrten Fackel ruhet, die auf die Brust des Leichnames gestützet ist, und in der Linken, die um die Fackel herabgreift, einen Kranz mit einem Schmetterlinge hält. (†) Diese Figur, sagt Bellori, sey Amor, welcher die Fackel, das ist, die Affekten, auf der Brust des verstorbenen Menschen auslösche. Und ich sage, diese Figur ist der Tod!

Nicht jeder geflügelte Knabe, oder Jüngling, muß ein Amor seyn. Amor, und das Heer seiner Brüder, hatten diese Bildung mit mehrern geistigen Wesen gemein. Wie manche aus dem Geschlecht der Genii, wurden als Knaben vorgestellet! (††) Und was hatte nicht seinen

(*) Topograph. Parte III. p. 48.

(**) Parte V. p. 22. 23.

(***) Tab. LXXIX.

(†) Man sehe das Titelkupfer.

(††) Barthius ad Rutilii lib. I. v. 327. p. 121.

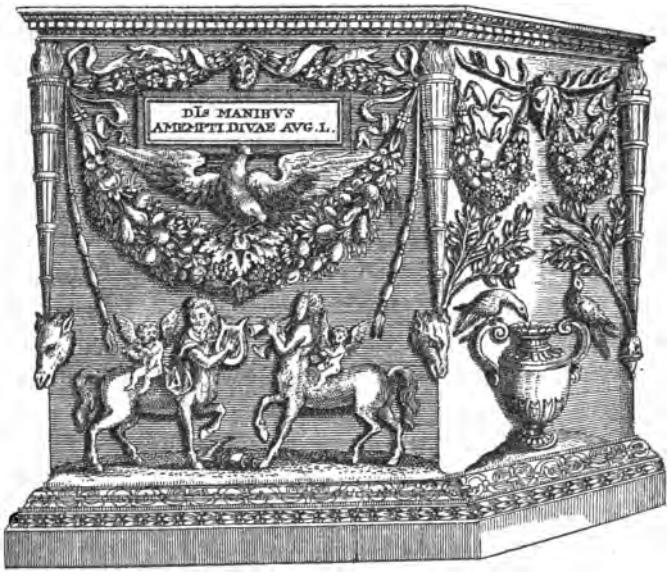
krumm sagen wollen, warum sollte er nicht das so gewöhnliche σκολιος gebraucht haben?

Muthmaßen hiernächst läßt sich freylich vielerley. Aber verdient wohl eine Muthmaßung, die nichts als die bloße Möglichkeit vor sich hat, einer entgegen gesetzet zu werden, der so wenig zu einer ausgemachten Wahrheit fehlet? Ja, auch kaum die Möglichkeit kann ich jener mir entgegen gesetzten Muthmaßung einräumen. Denn der eine Knabe ruhete in dem einen, und der andere in dem andern Arme der Nacht: folglich wäre die Verschränkung der Füße des einen mit den Füßen des andern, kaum zu begreifen. Endlich die Möglichkeit dieser Verschränkung auch zugegeben: würde sodann das διεστραμμενους, welches sie ausdrücken sollte, nicht ebenfalls etwas ganz anders heissen, als krumm? Würde diese Bedeutung nicht ebenfalls wider den Sprachgebrauch seyn? Würde die Muthmaßung meines Gegners also nicht eben der Schwierigkeit ausgesetzt seyn, der er meine ausgesetzt zu seyn meinet, ohne daß sie eine einzige der Empfehlungen hätte, die er dieser nicht absprechen kann?

Nun zurück zu dem Bilde beym Bellori. Wenn aus dem, was ich bisher beygebracht, erwiesen ist, daß die alten Artisten den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet; wenn es erwiesen ist, daß sie dem Tod eine genaue Aehnlichkeit mit dem Schlafe gegeben: so werden sie, allem Vermuthen nach, auch den Tod mit über einander geschlagenen Füßen vorzustellen, nicht unterlassen haben. Und wie, wenn eben dieses Bild beym Bellori ein Beweis davon wäre? Denn wirklich stehet es, den einen Fuß über den andern geschlagen; und diese Besonderheit des Standes, glaube ich, kann eben sowohl dienen, die Bedeutung der ganzen Figur zu bestätigen, als die anderweits erwiesene Bedeutung derselben das Charakteristische dieses besondern Standes festzusetzen hinlänglich seyn dürfte.

Doch es versteht sich, daß ich so geschwind und dreist nicht schließen würde, wenn dieses das einzige alte Monument wäre, auf welchem sich die über einander geschlagenen Füße an dem Bilde des Todes zeigten. Denn nichts würde natürlicher seyn, als mir einzuwenden: „wenn die alten Künstler den Schlaf mit über einander geschlagenen Füßen gebildet haben, so haben sie ihn doch nur als liegend, und wirklich selbst schlafend so gebildet; von dieser Lage des Schlafes im Schlafe, ist

Tab. V. p. 42.[1]



weis nicht welcher Kayſerinn, oder kayſerlichen Prinzeßinn, einiges Licht erhalten. Man ſehe die fünfte Tafel. (*) Ein männlicher und weiblicher Centaur, jener auf der Leyer ſpielend, dieſe eine doppelte Tibia blaſend, tragen beide einen geflügelten Knaben auf ihren Rücken, deren jeder auf einer Queerpfeife bläſet; unter dem aufgehabenen Vorderfuße des einen Centaur lieget ein Krug, und unter des andern ein Horn. Was kann dieſe Allegorie ſagen ſollen? was kann ſie hier ſagen ſollen? Ein Mann zwar, wie Herr Klotz, der ſeinen Kopf voller Liebesgötter hat, würde mit der Antwort bald fertig ſeyn. Auch das ſind meine Amors! würde er ſagen; und der weiſe Künſtler hat auch hier den Triumph der Liebe über die unbändigſten Geſchöpfe, und zwar ihren Triumph vermittelſt der Muſik, vorſtellen wollen! — Ey nun ja; was wäre der Weisheit der alten Künſtler auch würdiger geweſen, als nur immer mit der Liebe zu tändeln; beſonders, wie

(*) Boissardus Par. III. p. 144.

[1] [S. 80 in dieſer Ausgabe]

Wegen des Hornes, als Attribut des Schlafes, ist noch weniger Zweifel. An unzähligen Stellen gedenken die Dichter dieses Hornes: aus vollem Horne schüttet er seinen Segen über die Augenlieder der Matten,

—— —— —— Illos post vulnera fessos
Exceptamque hiemem, cornu perfuderat omni
Somnus; —

mit geleertem Horne folget er der weichenden Nacht nach, in seine Grotte,

Et Nox, et cornu fugiebat Somnus inani.

Und so wie ihn die Dichter sahen, bildeten ihn auch die Künstler.(*) Nur das doppelte Horn, womit ihn die ausschweifende Einbildungskraft des Romeyn de Hooghe überladen, kannten weder diese noch jene.(**)

Zugegeben also, daß es der Schlaf und der Tod seyn könnten, die hier auf den Centauren sitzen: was wäre nun der Sinn der Vorstellung zusammen? — Doch wenn ich glücklicher Weise einen Theil errathen hätte: muß ich darum, auch das Ganze zu erklären wissen? Vielleicht zwar, daß so tiefe Geheimnisse nicht darunter verborgen liegen. Vielleicht, daß Amemptus ein Tonkünstler war, der sich vornehmlich auf die Instrumente verstand, die wir hier in den Händen dieser unterirrdischen Wesen erblicken; denn auch die Centaure hatten bey den spätern Dichtern ihren Aufenthalt vor den Pforten der Hölle,

Centauri in foribus stabulant, —

und es war ganz gewöhnlich, auf dem Grabmahle eines Künstlers die

Der Scholiast setzt hinzu: *Ειωθασι γαρ επι νεκρων τουτο ποιειν.* Man vergleiche in dem nehmlichen Stücke die Zeilen 1022-27, wo man die griechischen Gebräuche der Leichenbestattung beysammen findet. Daß dergleichen den Todten beyzusetzende Flaschen, *ληκυθοι*, bemahlet wurden, und daß es eben nicht die größten Meister waren, die sich damit abgaben, erhellet eben daselbst, aus Z. 987. 88. Tanaquill Faber scheint geglaubt zu haben, daß es nicht wirkliche bemahlte Flaschen gewesen, die man den Todten beygesetzt, sondern daß man nur um sie her dergleichen Flaschen gemahlt; denn er merkt bey der letzten Stelle an: Quod autem lecythi mortuis appingerentur, aliunde ex Aristophane innotuit. Ich wünschte, er hätte uns dieses aliundo nachweisen wollen.

(*) Servius ad Aeneid. VI. v. 233. Somnum cum cornu novimus pingi. Lutatius apud Barthium ad Thebaid. VI. v. 27. Nam sic a pictoribus simulatur, ut liquidum somnium ex cornu super dormientes videatur effundere.

(**) Denkbilder der alten Völker. S. 193. deut. Uebers.

labor, in jedem Verſtande, wie man ſagt) mit welchem er alles überall zuſammen ſuchte, was er zu ſeiner Abſicht dienlich hielt. Gleichwohl war ihm weiter nichts von dem Berengarius bekannt geworden, als was jedermann kannte; ſeine Palinodie auf der Kirchenverſammlung zu Rom, unter Nicolaus dem zweyten, und die wenigen Stellen, welche aus ſeiner nachherigen Verdammung dieſer Palinodie uns Lanfrancus aufzubehalten für gut befunden hat.

Dieſes waren denn auch die Beweisſtücke alle, auf die man ſich in den unglücklichen Sacramentariſchen Streitigkeiten berufen konnte, wenn von der einen, oder von der andern Gemeinde der Proteſtantiſchen Kirche, des Berengarius, zum Schutz oder zum Trutz, Erwähnung geſchah. Ich wünſchte nur, daß es von beiden Theilen mit mehr Mißtrauen in die Glaubwürdigkeit derſelben geſchehen wäre. Ein Wiederruf, den ein vermeinter Irrgläubiger gezwungen unterſchreiben muß; einzelne, unzuſammenhangende Stellen, die ſeine Gegner ihren Widerlegungen aus ſeinen Schriften einverleiben, beweiſen wohl, was dieſe Gegner ſich eingebildet, daß dieſer Irrgeiſt geglaubt, beweiſen wohl, was ſie verlangt, daß er an deſſen Statt glauben ſollen: aber das, was er eigentlich geglaubt hat, kann von beiden, von dem einen ſo wohl als von dem andern, gleich weit entfernt ſeyn.

Luther hatte hier kein Arges; er nahm das, was für die wahre Meynung des Berengarius von den Widerſachern deſſelben ausgegeben ward, dafür an; und da er immer noch der Transſubſtantiation geneigter blieb, als dem bloſſen Tropus, da er ſich überführt hatte, daß dieſe Auslegung mehr mit dem Weſentlichen des Glaubens ſtreite, als jene: ſo bezeigte er ſeinen ganzen Unwillen gegen den Berengarius, und erkannte nicht allein die von dem Pabſt gegen ihn gebrauchte Gewalt für Recht, ſondern billigte auch die Ausdrücke des ihm aufgedrungenen Wiederrufs ſogar mehr, als ſie ſelbſt von manchen Katholiken waren gebilliget worden. (*) Berengar ward in ſeinen Augen das Schlimmſte, was er ſeyn konnte, ein Vorläufer der ihm

(*) „Darum thun die Schwärmer unrecht, ſowohl als die Gloſſa im geiſtlichen Recht, daß[1] ſie den Pabſt Nicolaus ſtrafen, daß er den Berenger hat gedrungen zu ſolcher Bekänntniß, daß er ſpricht: Er zudrücke und zuriebe mit ſeinen Zähnen den wahrhaftigen Leib Chriſti. Wollte GOtt, alle Päbſte hätten

[1] da [Luther]

Aber haben Sie wohl jemals gehöret, oder irgendwo geleſen, daß Berengarius gleichwohl auf dieſes niederdonnernde, triumphirende Werk geantwortet hat?

Gewiß das haben Sie nicht. Vielmehr werden Sie ſich erinnern, gerade das Gegentheil davon geleſen zu haben. Insbeſondere behaupten die Benediktiner, welche die Gelehrtengeſchichte von Frankreich ſchreiben, ausdrücklich, daß Berengarius die Widerlegung des Lanfrancus ohne Antwort gelaſſen; ja ſie nehmen an, daß die Vorſehung ſich eben dieſer Widerlegung bedient habe, dem unglücklichen Scholaſtiker die Augen zu öffnen und das Herz zu rühren; kurz, ſie ſchreiben dem Buche des Lanfrancus die Bekehrung des Berengarius ganz ſicherlich zu. (*)

Die gutherzigen Väter! Wenn die Bekehrung des Berengarius eben ſo wahr iſt, als dieſe Veranlaſſung, die ſie ihr geben, ſo mögen die Canonici St. Martini zu Tours ja fleißig fortfahren, auf ſeinem Grabe das Ex profundis anzuſtimmen. Ich betauere, daß ſo viel ſchöne Figuren, ſo viel treffliche Schlüſſe, als Don*** (wie er nun heißt, der in dem achten Bande benannter Geſchichte die Feder geführet hat) anwendet, für nichts und wieder nichts angewendet ſeyn

(*) Wenn ſie von den verſchiedenen Schriften reden, in welchen Berengarius ſeine Meynung vorgetragen, ſo ſagen ſie: Ecrits au reste qui furent mis au poudre par le docte *Lanfranc* son illustre adversaire, du vivant meme de *Berengar*, qui les laissa sans replique. Wenn ſie die Zeit beſtimmen wollen, um welche Lanfrancus ſein Werk geſchrieben, ſo muthmaßen ſie in dem zuverſichtlichſten Tone: Il y a tout sujet de croire, que Dieu se servit de ce meme ecrit, pour ouvrir les yeux et toucher le coeur à cet infortuné Scolastique. Il y trouva effectivement tout ce qui etoit necessaire pour le convaincre de sa mauvaise foi, de ses alterations, ou falsifications meme à citer les Peres, de ses autres artifices pour soutenir et repandre ses erreurs, de sa fausse dialectique, de sa perfidie, de ses parjures, de ses propres contradictions. Il y trouva de plus une refutation complete de toutes ses objections prétenduës triomphantes, et la croïance commune de l'Eglise établie d'une maniere invincible. Und wenn ſie von dem ähnlichen Werke reden, welches Guitmundus dem Berengarius entgegenſetzte, ſo behaupten ſie gerade zu: Ces deux Ouvrages fermerent la bouche à notre Ergoteur, et furent les principaux instruments que Dieu emploïa pour le ramener à la foi catholique. Depuis cette époque il garda un profond silence — — *Histoire literaire de France, T. VIII. p. 208. 212. 213.*

eine Benennung, die dem Lanfrancus nur bis 1070 zukommen konnte, und die ihm, auch noch als Bischof zu ertheilen, die gröbste Beleidigung gewesen wäre.

Ich werde in meinen folgenden Briefen Gelegenheit haben, Ihnen aus dem Manuscripte selbst verschiedne Stellen mitzutheilen, aus welchen diese Data erhellen. Itzt merke ich überhaupt nur noch an, daß, dem allen zu Folge, der Zeitraum zwischen 63 und 69 fallen muß, in welchem Berengarius zuerst geschrieben, Lanfrancus ihn widerlegt, und erstrer auf die Widerlegung geantwortet haben kann. So viele Jahre können auch gar wohl darüber verflossen seyn: denn so Schlag auf Schlag liessen sich die gelehrten Streitigkeiten im eilften Jahrhunderte ohne Zweifel noch nicht führen, als wir sie itzt, im achtzehnten, geführt zu sehen gewohnt sind.

IV.

Wenn es Nugae sind, womit ich Sie in meinem vorigen Briefe unterhalten habe, so sind es doch Nugae aus der Klasse derer, quae seria ducunt: und das muß mich entschuldigen. Eine handgreiflich untergeschobene Stelle sey eine noch so klägliche Nichtswürdigkeit: das, wozu man diese Stelle brauchen will, ist wenigstens keine Nichtswürdigkeit.

Denn übersehen Sie nur den ganzen Weg des Benediktiners; von wannen er ausgehet, und nach welchem Ziele er fortschreitet. Wann die Stelle des Lanfrancus, schließt er, nicht untergeschoben ist, so hat Lanfrancus viel später geschrieben; hat er viel später geschrieben, so kann er wohl gar den Berengarius bekehrt haben; hat er ihn bekehren können, so hat er ihn gewiß bekehrt; und hat er ihn, den Patriarchen aller Feinde der Transsubstantiation bekehret, so ist es blosse Hartnäckigkeit von mir, und von Ihnen, und von uns allen, wenn wir uns nicht gleichfalls durch seine Gründe bekehren lassen.

Aber, wird man sagen, so schloß vielleicht nur ein einziger Benediktiner; so schlossen höchstens nur diejenigen Benediktiner, die gemeinschaftlich an einem Werke arbeiteten, das die Sanction ihrer Kirche weder erhalten hat, noch jemals erhalten wird: diese billiget dergleichen Fechterstreiche eben so wenig, als sie deren bedarf.

weiter mit dem Pabſte nach Rom gereiſet ſeyn. Aber wenn wir wiſſen, wie er gereiſet iſt, wiſſen wir darum auch, warum er gereiſet iſt? Die Einweyhung der Kirche zu Remiremont war etwas, das er auf der Reiſe mit anſahe. Aber die Abſicht ſeiner Reiſe konnte ſie doch gewiß nicht ſeyn. Was hätte ein Mönch aus der Normandie bey der Einweyhung einer Kirche in Lothringen, zu thun gehabt? Und hätte er ja etwas dabey zu thun gehabt: warum von da nicht wieder nach Hauſe, in ſein Kloſter? Warum weiter mit dem Pabſte nach Rom? Die Wahrheit zu ſagen, ich weiß ſchon nicht, was Lanfrancus auf dem Concilio zu Reims zu thun gehabt. Er war noch nicht Abt von Bec. Wenn er alſo nicht eigene Angelegenheiten daſelbſt hatte: im Namen ſeines Kloſters brauchte er nicht da zu ſeyn.

Aber wie, wenn er wirklich dergleichen eigene Angelegenheiten gehabt hätte? wenn dieſe eigene Angelegenheiten eben die vorhabende Anklage des Berengarius geweſen wäre? Wie, wenn wir annähmen, er habe den Brief des Berengarius ſchon zu Bec erhalten; er habe ſich ſogleich entſchloſſen, ſeine Anklage auf dieſen Brief zu gründen; er ſey damit nach Reims auf das Concilium gereiſet, aber zu Reims habe er nicht für gut befunden, damit heraus zu rücken, es ſey nun, weil er unter der daſelbſt verſammelten Geiſtlichkeit zu viele bemerket, die es ebenfalls mehr mit dem Scotus, als Paſchaſius hielten, oder weil ihm Berengarius ſelbſt noch zu nahe war, zu geſchwind ſelbſt bey der Hand ſeyn konnte, ſich mündlich zu vertheidigen; er ſey alſo von Reims dem Pabſte nachgefolgt, in der Verſicherung, mit einem Pabſte eher fertig zu werden, als mit einem Concilio; er habe nach Rom den Brief ſich nachbringen laſſen, mit allerley darüber ausgeſprengten ihm ſelbſt nachtheiligen Auslegungen; er ſelbſt habe unter der Hand zu Rom über dieſen Brief des Redens und des Aergerniſſes ſo viel zu machen gewußt, bis endlich der Pabſt davon gehöret, bis der Pabſt ihm ſelbſt eine Erklärung darüber abgefodert, und ſo die erſte Flamme ausgebrochen? Wie wenn wir dieſes annähmen? Wäre es denn ſo etwas ganz unerhörtes, daß der zuerſt Feuer geruffen, welcher das Feuer ſelbſt angelegt? Und was darf man ſich von einem Manne nicht zu argwohnen erlauben, den man einmal auf einer offenbaren Unwahrheit ertappt hat?

denda fuit sententia, vt re vera cognosceret, quod falsissimum habet scriptum tuum, quaenam ego communi fidei adversa sentirem, vbi indignum te facis, vt jam dixi non semel, quod communem fidem communem dicis errorem. Expectandum inquam fuerat, vt per me verbis audiret[1] aut scriptis, quae ego in Johanne Scoto approbarem, quae in Paschasio, Corbeiensi Monacho, condemnarem."

Doch wer kann ſich alles das nicht ſelbſt denken? Lieber will ich Ihnen eine Stelle abſchreiben, welche den Charakter Leo des neunten näher kennen lehrt. Denn freylich ſpielte der Pabſt hier noch immer eine wichtigere Rolle, als Lanfrancus ſelbſt. Wenn Lanfrancus hämtückiſch genug war, eine ſo ungerechte Verdammung, ſo viel an ihm lag, nicht zu hintertreiben: was mußte das für ein Pabſt ſeyn, der ſie ergehen ließ? Gerade ſo einer, wie er dazu nöthig war: menſchengefällig, leichtſinnig, ungewiß mit ſich ſelbſt, jedem Winde auf ihn ſtoſſender Meynungen und Rathſchläge nach allen Seiten, zu allen Stunden, beweglich und richtbar. Zwar gehöret die Stelle, welche ihn ſo zeiget, eigentlich zu dem folgenden Concilio von Vercelli. Doch da ich von dieſem ohnedem genug zu ſagen habe, und ſie eben ſowohl der Schlüſſel von dem Concilio zu Rom iſt: ſo will ich ſie hier einrücken. Machen Sie ſich gefaßt, mehr als eine Nachricht zu leſen, wovon die Geſchichtſchreiber der Kirche nur kaum murmeln. — Lanfrancus iſt ſtolz auf den allgemeinen Beyfall, welchen ſein Vortrag bey dem Concilio erhalten habe; und hierauf antwortet ihm Berengarius:

„Dicens omnibus placuisse, quasi necessario me compellis dicere aliquid de indignitate tui illius Apostolici, et congregati tunc ab eo Concilii. Tempore enim, quo te Vercellis adfuisse scripsisti, Episcopus Vercellensis avunculo suo, Nobilium Papiae cuidam, sponsam suam publico flagitio abstulerat. Hoc flagitium per provinciam omnes jure commoverat, omnium contra Episcopi vesaniam zelo Domini[2] suscitaverat corda. Nobilis ille Papiensis illatam sibi a Nepote sponsae praereptae injuriam ad Episcopos, ad apostolicum Leonem illum saepe pertulerat, nihilque tanto dignum maxime Episcopi flagitio optinuerat. Sed audito, quod affuturus esset Papa ille Vercellis, quae pertinerent ad Christi jura quantopere acturus, in multam spem respiraverat, quod tot Episcoporum, tot egregiarum personarum, tanto omnium

[1] audiretur [Schmid und Viſcher] [2] Dei [Schmid und Viſcher]

leur maitre. Sondern[1] selbst Du Pin (*) giebt sie schlecht weg durch: ils voulurent entreprendre sa defense, mais ils n'eurent pas plûtôt commencé à parler qu'ils se trouverent embarrassés, et réduits à garder le silence. Ohne Zweifel konnten sich beide nicht einbilden, wie man Bevollmächtigte ins Gefängniß werffen könne, weil sie alles für ihren Bevollmächtiger sagen, was sich für ihn sagen läßt? Und wer konnte sich leicht träumen lassen, daß es auf den Kirchenversammlungen damals, auch solche nicht ausgenommen, bey welchen der Pabst selbst zugegen war, so wild und unbändig zugegangen, daß man Beklagte, oder deren Fürsprecher, aus blosser Vorsicht ins Gefängniß setzen müssen, damit ihnen nicht etwas weit ärgeres von dem gemeinen Hauffen zugefüget würde? ——

Noch ist ein wichtiger und merkwürdiger Gebrauch, der sich aus vorliegender Stelle machen läßt, zurück: und dieser wird sich bey dem zeigen, was ich

5. von der Kirchenversammlung zu Paris

zu sagen habe, welche, wenn GOtt will, in dem nehmlichen Jahre 1050, kurz nach dem Concilio zu Vercelli, ebenfalls wider den Berengarius, auf Befehl Heinrichs des ersten, soll seyn gehalten worden.

Mit einem Worte, mein Freund; diese Kirchenversammlung ist ein Unding: oder, es mit einem weniger abstrakten Worte zu sagen, eine Lüge; eine so unverschämte Lüge, als je eine in der Normandie, wo sie sich herschreibt, gemacht worden.

Denn hier habe ich es nicht mit dem Lanfrancus zu thun. Weder Lanfrancus, noch Berengarius selbst, noch der Anonymus des Chiflet, gedenken dieser Kirchenversammlung mit einer Sylbe. Und schon das müßte sie sehr verdächtig machen. Auch wußte bis auf 1648 kein Mensch etwas von ihr; ausser daß Baronius, aus einem Briefe eines Bischofs von Lüttich an den König Heinrich, schliessen wollte, sie müsse im Werke gewesen seyn. Aber er urtheilte auch aus dem nehmlichen Briefe, daß sie nicht zu Stande gekommen.

Ihr einziger Gewährsmann ist der Verfasser eines Tractats de Corpore et Sanguine Christi, den Dacherius im besagten Jahre

(*) Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. VIII. p. 8.

[1] Sonder [1770]

in die neueſten Sammlungen der Concilien aufgenommen worden. Aber ohne Zweifel ſahen die Beſorger dieſer Sammlungen ihn nicht ſo ganz mit ihren Augen an. Ich zweifele, ob ſie ſelbſt ihn in eine Bibliothek der Kirchenväter aufnehmen würden, deren Anſehen und Gebrauch er ſo ſehr auf ihren wahren Werth herabſetzt. Porro, nos non Patrum scripta contemnentes, sed nec illa, ea securitate, qua Evangelium, legentes, (neque enim ipsi viventes et scribentes hoc voluerunt, et in suis opusculis ne id fieret vetuerunt) eorum sententiis, salva quae[1] eis debetur reverentia, in tantae rei disceptatione abstinemus, ne si Patrum sensa aut aliquo eventu depravata, aut a nobis non bene intellecta, aut non plane[2] inquisita, inconvenienter protulerimus, scandalum incurramus. Auch ſchon dieſe Stelle iſt ungleich ſtärker gegen den Lanfrancus, als gegen den Berengarius; da Lanfrancus gleich vom Anfange die Streitigkeit mehr aus den Zeugniſſen der Väter, als aus Vernunftgründen, zu welchen alle exegetiſche Hülfsmittel gehören, entſcheiden wollte. ——

In der ausgezogenen Stelle von dem Concilio zu Tours, haben Sie denn nun auch die vierte Glaubensformel des Berengarius, über die drey ſchon bekannten. Dieſe vierte aber iſt, der Zeit nach, die erſte, und daher auch die ſimpelſte, weil ſeine Feinde ſich noch nicht einfallen lieſſen, was für verſchiedene Begriffe man mit den nehmlichen Worten verbinden könne. Zugleich zeigt ſie, wie wenig überhaupt noch damals der ganze Streit in Erörterung gezogen worden, und iſt ſo gut als ein förmlicher Beweis, daß Berengarius ſelbſt zur Zeit noch nichts Schriftliches darüber aufgeſetzt hatte. Doch hiervon vielleicht ein mehreres, wenn wir auf die Meynung des Berengarius beſonders kommen. Ich ſcheine Ihnen wohl ohnedem vergeſſen zu haben, daß ich einen Brief ſchreibe und kein Buch.

Noch iſt

7. das Concilium zu Rom, unter Nicolao dem zweyten

übrig; und ich ſchlieſſe.

Wenn Victor vielleicht zu kurze Zeit regierte, als daß er ſich um den Berengarius und ſeine Lehre hätte bekümmern können und wollen: ſo dürfen wir uns noch weniger wundern, wenn auch ſein

[1] qua [1770] [2] plene [Euſebius]

dotum tractari, frangi, et fidelium dentibus atteri) nur mit der Abſicht entſchuldigen können, es einem Ketzer damit ſo nahe als möglich zu legen; oder, wie Innocentius der dritte ſich darüber erklärt, ne remaneret anguis sub herba. Dieſe Formel ſollte Berengarius beſchwören und unterſchreiben: er ſollte, und mußte, und beſchwor, und unterſchrieb. Denn auf Gründe hatte er ſich gefaßt gemacht, aber nicht auf den Tod.

Sehen Sie nun, wie Lanfrancus das alles einkleidet:(*) Nicolaus Papa comperiens te dicere,[1] panem vinumque altaris post consecrationem sine materiali mutatione in pristinis essentiis remanere: concessa tibi, sicut superius dictum est, respondendi licentia, cum non auderes pro tuae partis defensione aliquid respondere, pietate motus ad preces tuas praecepit tradi scripturam tibi, quam superius posui.

Was Berengarius aber hierauf antwortet, lautet ſo:

„Quod dicis comperisse Papam Nicolaum, de corde tuo loqueris, non de veritate. Ego longe verius te, quod[2] cum Nicolao egerim, novi. Ego Nicolaum Papam quanta potui abjurgatione adortus, cur me quasi feris objecisset inmansuetis animis, qui nec audire poterant spiritualem de Christi corpore refectionem, et ad vocem spiritualitatis aures potius obdurabant,[3] minime ad hoc adducere potui, vt me ipse mansuetudine christiana, paternaque diligentia audiret, vel si id minus liceret, minusve liberet, idoneos ad negotium, qui scripturas ex mora et lima intenderent, eligeret. Qui Romam tanto contendissem[4] labore vltroneus, si non probandus, multo essem minus cum praecipitatione damnandus, sed potius ex otio christiana mansuetudine audiendus, paterna diligentia approbandus, misericordia, si ita res exigeret, admonendus vrgendusque. Solum mihi vt in Hildebrandum[5] ista conjicerem, respondit.[6] Ita nec de mutatione Sacramentorum, quam, novitate verbi contra artem, vbi de generatione et corruptione subjecti agitur, et contra consuetudinem scripturarum, vbi habes, *haec*[7] *sunt generationes coeli et terrae,* materialem dicere voluisti, aliquid in me comperit; nec mihi respondendi licentiam fecit: nec quia non auderem defendere partes

(*) Cap. 5. p. 235. Edit. *Dach.*

[1] docere, [Lanfrancus] [2] quid [Schmid und Viſcher] [3] obturabant, [Schmid und Viſcher] [4] contendisset [1770] [5] Hildebrannum [Schmid und Viſcher] [6] Papa respondit. [Schmid und Viſcher] [7] hae [Viſcher]

Und weiter hin:

„Quod de humilitate vitae et doctrinae Humberti confirmas, vtinam non ex calumnia erga me tua, sed ex veritate firmaveris. Quantum ad experientiam hominis dico meam, in negotio isto de mensa dominica, quoquo modo vixerit, non humiliter sed superbissime docuit, quia,[1] ad praeferendum se mihi, contra ipsam veritatem, *corruptibile adhuc esse Christi corpus*, dicere non exhorruit. Romae ego affui: si humilitas in illo christiana fuisset, non me inauditum quasi haereticum condemnasset, potius me primo justus in misericordia corripuisset atque increpasset; si membrum ecclesiae fuisset, revera me audiens, si veritatis invenisset inimicum, ad renunciandum[2] errorem meum, mecum[3] sub congruis judicibus, non cum gladiis et fustibus, sed christiana mansuetudine constitisset.“

Es kann gar wohl ſeyn, daß die heilloſe Aſſertion, corruptibile adhuc esse Christi corpus, dem Humbertus nicht bloß in der Hitze des Zankes entfahren war. Denn ob er es ſchon den Griechen ſehr hoch aufgemutzt hatte, daß ſie glaubten, der Genuß des Abendmahls breche das Faſten; als ob das geheiligte Brod gleich andern Speiſen zerſtöret, und in Nahrungstheile aufgelöſet werden könne: ſo hatte er es doch zu gleicher Zeit eben den Griechen als ein groſſes Verbrechen angerechnet, daß ſie mit den Brocken und Ueberbleibſeln des geheiligten Brodes ſo nachläßig und unehrerbietig umgiengen, ſie auf die Erde fallen lieſſen, mit Schweineborſten zuſammenfegten, wie gemeines Brod verzehrten, vergrüben, in Brunnen würffen;(*) als ob dadurch etwas mehr zerſtöret werden könnte, als bloſſes Brod. Bey den Griechen konnte beydes ſehr wohl mit einander beſtehen. Denn hierdurch ſelbſt gaben ſie deutlich genug zu erkennen, daß ſie im geringſten nicht das Brod für weſentlich in den Leib verwandelt hielten, daß nach ihrer Meynung Brod Brod bleibe, und daß nur mit einem gewiſſen Genuſſe deſſelben, ſich etwas höheres verbinde. Nicht dieſes Höhere, glaubten ſie, breche die Faſten; ſondern das damit verbundene Brod: nicht dieſes Höhere glaubten ſie zu vergraben und in Brunnen zu werffen; ſondern das Brod, welches auſſer jenem gewiſſen Genuſſe nichts weiter ſey,

(*) *Humberti* Disput. de Azymo et Fermentato apud *Baronium*, T. XI. p. 745.[4]

[1] qui [Biſcher] [2] revincendum [Schmid und Biſcher] [3] mecum [fehlt 1770] [4] p. 715. [1770]

revera sed latenter contineri, et ut sumi possint quodam modo (vt ita dixerim) impanari. Et hanc ipsius Berengarii subtiliorem esse sententiam ajunt. Dieſe letzten Worte ſind ſo entſcheidend, daß der Katholik Blimmer, welcher den Guitmundus 1561 wieder herausgab, nicht umhin konnte in einer Randgloſſe hinzuzuſetzen: Hanc sententiam videtur sequi Lutherus. Nun iſt es zwar eben ſo falſch, daß Luthern der eigentliche Begriff der Impanation zur Laſt zu legen, als gewiß es mir iſt, daß ſich Berengarius deſſelben nicht ſchuldig gemacht. Aber aus Blimmers Wahne erhellet doch immer ſo viel, daß er beide einerley zu lehren, beide von Leugnung der wirklichen Gegenwart gleich weit entfernt zu ſeyn, geglaubt hat; ſo wie es, nach den Worten des Guitmundus, ein jeder glauben muß.

Desgleichen ſetze ich alles voraus, was bereits Mabillon, und nach ihm Martene und Durand, aus den Schriften des Berengarius ſelbſt, ſo viel ſie deren brauchen können, über die wahre Meynung deſſelben geſagt haben, welches ich für eben ſo unwiderleglich, als noch bis itzt unwiderlegt halte; wie es denn auch durch unſer Manuſcript, Stück vor Stück, auf das vollkommenſte beſtätiget wird. Bloß diejenige Folgerung des Martene und Durand, gegen welche Clericus eine ziemlich blendende Einwendung gemacht hat, will ich mitnehmen, um von da aus weiter in die Materie zu gehen.

Es waren folgende Worte des Berengarius, aus ſeiner Nachricht von dem letzten wider ihn[1] gehaltenen Concilio unter Gregorius dem neunten, „Quod scripserunt de improprietate naturae et veritate substantiae, contra me non scripserunt: ego ita habebam, panem et vinum sacrata in altari esse non alius cujusdam, sed proprium Christi corpus: non fantasticum, sicut Manichaei, sed verum et humanum:“ (*) — Dieſe Worte, ſage ich, waren es, welche die Herausgeber gedachter Nachricht, Martene und Durand, vorzüglich vor allen andern, mit der Anmerkung begleiten zu müſſen glaubten, daß aus ihnen erhelle, Berengarius habe bloß die Transſubſtantiation, keinesweges aber die wirkliche Gegenwart Chriſti in dem Abendmahle, geleugnet. Nun will ich itzt nicht unterſuchen, ob

(*) Thesauri novi Anecdot. T. IV. p. 107.

[1] wider ihm [1770]

Leib nennen, und doch auch glauben, daß dieſer wahre Leib auf eine eben ſo wahre Art in dem Abendmahle empfangen werde? Allerdings konnte er das zugleich glauben, und glaubte es wirklich zugleich. Zum Beweiſe berufe ich mich auf die Stelle, die ich Ihnen in meinem vorigen Briefe von dem Concilio zu Tours angeführt habe. Was er hier durch, panem et vinum sacrata in altari esse *verum* et humanum Christi corpus ausdrücket, das hat er dort(*) durch, panem atque vinum altaris post consecrationem Christi esse *revera* corpus et sanguinem ausgedrückt. Daß aber revera, als ein Adverbium, zu esse gehöret, und nicht zu corpus, wer kann das leugnen? Und wer muß nicht zugeben, daß folglich ſein vollſtändiges Glaubensbekenntniß, wenn er Chicanen hätte vorherſehen können, die man ihm nach ſieben hundert Jahren machen dürfte, beide Ausdrücke verbinden und ſonach „panem et vinum altaris post consecrationem esse *revera verum* corpus et sanguinem Christi“ lauten würde? Oder könnte auch das ſodann weiter nichts heiſſen, als daß Brod und Wein wirkliche Zeichen eines wirklichen menſchlichen Leibes wären? Denn es gibt ja wohl auch verblühmte Zeichen!

Ich bin verſichert, mein Freund, daß unſer Manuſcript dergleichen bis in das Unendliche lauffenden Vermuthungen ziemlich Schranken ſetzen wird. Denn da ſeine vornehmſte, einzige Abſicht dahin gehet, die von dem Humbertus aufgeſetzte Formel, zu welcher ſich Berengarius unter Nicolao dem zweyten, bekennen müſſen, gegen die Rechtfertigungen des Lanfrancus, in allen Stücken aufs neue zu beſtreiten und zu widerlegen; dieſe Formel aber beides, ſo wohl die Lehre, welche Berengarius abſchwören, als auch die Lehre, welche er beſchwören müſſen, enthält: ſo werden Sie, in Anſehung erſtrer, welche Humbertus in die Worte gefaßt hatte, panem et vinum, quae in altari ponuntur, post consecrationem solummodo sacramentum, et non verum corpus et sanguinem Christi esse, ſo deutliche, ſo feyerliche, ſo oft wiederhohlte Erklärungen finden, wie dieſes die Meynung des Verfaſſers ſchlechterdings nicht ſey, und nie geweſen ſey, daß er der größte, ſchimpflichſte Heuchler von der Welt ſeyn müſſen,

(*) Seite 148.[1]

[1] [S. 140 in dieſer Ausgabe]

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermensch erkennen.
Du pfropfest in die Brust der Sinnen Wunderkraft,
Die uns zu Menschen macht; du pflanzest Wissenschaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre schlechte Gaben;
Doch mein Vermögen ist Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburt nur keinen Spott davon,
So schätz ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
Sein Antlitz von Smaragd, sein goldbehefter Wagen,
Der ohne vierzig fast von viermal hundert Tagen
Herum getrieben wird, sein stralumzirktes Licht
Verschmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken, nicht,

Zebaoth] Der Fehler, dieses Wort, welches in seiner Sprache bloß Heerschaaren bedeutet, ohne weitern Zusatz, als einen Namen Gottes zu brauchen, war bey den zeitverwandten Dichtern des Scultetus fast allgemein, und kann ihm insbesondere, daher für keine Unwissenheit angerechnet werden. Luther selbst scheinet an diesem Fehler Schuld gehabt zu haben, weil er durchaus Gott Zebaoth, Herr Zebaoth, ohne den erforderlichen Artikel vor Zebaoth, geschrieben. Die ältern deutschen Uebersetzungen sagen dafür Gott der Heere: aber ihm war ohne Zweifel das Iehova Zebaoth aus der Vulgata zu geläufig. — Ich möchte mir von einem Michaelis erklären lassen, woher es wohl komme, daß in den ältern Büchern der Schrift, als im Hiob und beym Moses, diese Benennung Gottes nach den Zebaoth sich nie findet? Sollte man daraus nicht leicht vermuthen dürfen, daß das Wort Zebaoth nicht sowohl die Heere des Himmels, die Schaaren der Engel, sondern etwas anzeigen müsse, welches erst in dem Tempel sichtbar geworden?

Kein Muttermensch] Ein Idiotismus der Schlesier, der ihnen nachdrücklicher zu seyn scheinet, als das bloße kein Mensch. So sagen sie auch Mutterseelen allein, für ganz allein, ohne alle menschliche Gesellschaft.

Der Sinnen Wunderkraft] Die Sprachlehrer geben die Regel, daß bey den aus zwey Substantiven zusammengesetzten Wörtern, wie dieses Wunderkraft ist, das erste Substantivum die Stelle eines Genitivi vertrete. Aber diese Regel möchte wohl nicht überall passen; und es giebt dergleichen Zusammensetzungen, in welchen das erste Substantivum durch sein Adjectivum erkläret werden muß, als eben dieses Wunderkraft: welches bloß eine wunderbare Kraft, nicht aber die Kraft des Wunders bedeutet; nicht die Kraft, welche ein Wunder, es sey in der physikalischen oder moralischen Welt, es sey in Zerrüttung der natürlichen Ordnung der Dinge, oder in[1] Beförderung unseres Beyfalls, äussert.

auszuwirken] Dieses Wort steht hier in dem Verstande des Lateinischen depsere, oder des gemeinen knäten; den Teig durcharbeiten, daß er gehörig ausbacken

[1] oder die [verdruckt 1771]

wüchsen, die ein wenig mehr Geschmack in der Folge schon beschnei-
den wird. Etwas von diesem Fehler haben zu können, wäre manchem
von unsern itzigen jungen Dichtern sehr zu wünschen. Noch mehr
aber manchem von unsern itzigen jungen Kunstrichtern: denn da diese
Herren selbst keine Verse machen, so würden sie keine damit verderben,
wohl aber in denen, welche nur damit verdorben sind, andere
Schönheiten darüber nicht zu verkennen, geneigter seyn.

Eine von solchen schadloshaltenden Schönheiten bey unserm Dichter
ist die Sprache, die so reich, so stark, so mahlerisch ist, daß sie nur
mit der Opitzischen verglichen zu werden verdienet. Flemming und
Tscherning, und wie sie alle heissen, die dem Opitz damals nach-
eiferten, kommen ihm bey weiten darinn nicht gleich.

Doch alles das wird Ihnen ohne mich zur Gnüge einleuchten,
wenn Sie sich die Mühe nehmen, die Stücke nach der Reihe nun
selbst zu lesen, die ich Ihnen hierbey sende. Es stehet bey Ihnen,
welchen Gebrauch Sie davon machen wollen. Wollen Sie denselben
einen Platz in Ihrer Sammlung gönnen: so können Sie wenigstens
auf Eines Dank gewiß rechnen.

Ich lege noch einige Anmerkungen über verschiedene Worte und
Ausdrücke des Dichters bey, wie ich sie zu einer andern Ihnen be-
wußten Absicht ausgezogen habe: und auch mit diesen können Sie
schalten, wie Sie es für gut finden. — Wie gern möchte ich mit
schönern Blumen das Grab eines jungen Dichters bestreuen, der eine
Zeile gemacht hat, um die ihn Kleist beneidete!

Lessing.

I.

Beßerliche Triumphposaune. †

† „Ich merke ausser dem, was in den vorgesetzten Briefen, von diesem Ge-
dichte gesagt worden, hier nur noch an, daß in dem Originale, hinter dem Titel,
eine lateinische Zuschrift des Verfassers an einige vornehme Breslauer stehet, an
welcher der Leser aber nichts verlieret, wenn ich sie unabgedruckt lasse."

Da sich der Wolken Feld gesteint hernieder ließ,
Und etlich tausend Mann zu Gottes Boden stieß;
Da dein rundeelter Sitz, o Sonne, nicht gesunken,
Und Amoriter Blut vor Doris Salz getrunken:
Der Tag verjüngt sich stets; und jener eben auch,
In welchem Hazors Pracht in einen feuchten Rauch
Verwandelt worden ist. Wie Ehud Gott gerochen,
Dem Fürsten das Rappier in seinen Wanst gestochen,
Ganz Moab fortgejagt; wie Jael mit Betrug
Dem Sissera das Kraut um beyde Schläfe schlug,
Davon Er ewig schläft; wie Debora gesungen,
Und Barak neben ihr mit Jauchzen aufgesprungen
Zu mehrer Herrlichkeit; So auch, als Gideon
Den Feind aus Midian durch Feldtrompeten Ton,
Wie triumphirend schmiß; als Sebah Leib und Leben
Dem Helden in der Flucht zur Schlachtbank aufgegeben;
Wie jener, den die Angst in ein Gelübde trieb,
Der Amoriter Volk wie Stoppeln, niederhieb:
Die Tage tagen noch. Wie Samuel der Priester
Den Himmel überwand, der schleunig die Philister
Mit Schlossen niederwarf; wie Kises Sohn durch Streit
Sein königliches Amt um Jabes eingeweiht;
Wie Gott durch Jonathan ein ganzes Heer gespalten,
Da Israel den Platz viel eher hat behalten,
Als an den Feind gesetzt; wie David unverzagt
Dem Goliath den Tod zur Stirnen eingejagt;
Wie eben dieser Mann nach ungestimmen Kriegen,
Nach hundertfacher Angst, nach wunderbaren Siegen
Jerusalem erlangt, und mit der frommen Hand
Zu unterschiedner Zeit nicht Eine Stadt und Land
Mit Ketten angefaßt; wie Absalon gehangen:
Kein solches Tagelicht ist jemals eingegangen.

gesteint hernieder ließ] So viel als, in Steinen, im Steinen[1] hernieder ließ; welche Umschreibung des Hagels der Dichter ohne Zweifel von dem lateinischen lapides oder lapidibus pluere entlehnet hat.

Rappier] hieß sonst nicht bloß, was es itzt heißt, ein Fechtdegen, eine an der Spitze verwahrte Klinge, womit man fechten lernet: sondern überhaupt ein jeder langer Degen.

das Kraut um beyde Schläfe schlug] Jael schlug dem Sissera einen eisernen Nagel durch die Schläfe. Warum aber der Dichter einen Nagel hier zu einem Kraute macht, muß ich bekennen, nicht einzusehen.

[1] im Steinregen [Vermutung Redlichs]

Wie Salomon alldar den Tempel aufgebaut,
Wo Isaac jener Zeit den Holzstoß angeschaut:
Der Tag erstirbet nicht. Wie der Thisbiter Seher
Die gelben Furien und frechen Rechtsverdreher,
Die Baalskröten schlug; wie Syrien verblich
Und vor der Handvoll Volk aus Israel entwich
Mit solcher Reuterey; wie aller Welt Bedräuer
Elias, der Prophet, mit einem schnellen Feuer
In Himmel Einzug hielt; wie jener Feind gespürt,
Daß ihn des Saphats Sohn in Amri Stadt geführt;
Wie zu Samarien die Theurung abgenommen;
Wie Joram um den Hals mit Ahabs Bettel kommen;
Wie Jehu unvermerkt auf frischer Frevelthat
Der Baalspfaffen Schwarm vor Gott geopfert hat;
Wie Athalia fiel; wie, den die Frommen lieben,
Der Syrer Hauptarmee von Salem abgetrieben;
Wie du, o Sonnenlicht, den überschifften Ort
Zum ersten wiederum auf Jesaias Wort
Noch einmal hast besucht; wie Daniels Gesellen
Des Königes Vesuv, der andre Pful der Höllen
Zum Himmelreiche ward; wie den, der sie gelehrt,
Der Löwen Grimm noch mehr, als Persien, geehrt;
Wie das verwaiste Kind, die Esther, mit der Schöne
Den[1] Ahasverus fieng, des Allerhöchsten Söhne

jener Zeit] So viel als, ehedem, vor diesem, zu jener Zeit. Dieser adverbiale Genitivus ist bey den Schlesischen Dichtern sehr gebräuchlich. So sagen sie alter Zeit, für vor Alters; dieser Zeit, für anitzt. S. das Wörterbuch hinter der neuen Ausgabe des Logau.

erstirbet nicht.] Ersterben heißt, nach und nach, endlich sterben; welche Nebenbedeutung das vorgesetzte er mehrern Zeitwörtern giebt, als, erhören, erreichen.

verblich] Verbleichen heißt hier so viel als, blaß werden, erblassen, nehmlich vor Furcht und Schrecken.

den überschifften Ort] Ein schönes und hier sehr mahlerisches Beywort, für den Ort, welchen die Sonne in ihrem Laufe schon zurück gelegt hatte. Auch die lateinischen Dichter brauchen, wie bekannt, tranare für transvolare. So sagt Virgil vom Merkur: et turbida tranat nubila.

mit der Schöne] Die Schöne heißt hier so viel als, die Schönheit. Es ist hinter dem Logau bereits angemerkt, und mit Exempeln bestätiget worden, daß es den Schlesischen Dichtern sehr gewöhnlich ist, das Beywort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort zu brauchen.

[1] Der [verdruckt 1771]

Damit ich Sündenaaß ein Himmelsbürger werde!
Er wird ein Menschenkind, und führt, was Menschen seyn,
In aller Engel Burg zu Gottes Kindern ein.
O Sanftmuth ohne Grund! Wie oft ich das Geschenke,
Sein Leben, seinen Tod mit der Vernunft bedenke,
So stirbt mir die Vernunft. Er hat so viel gethan,
Daß keine Wunde mehr im Körper haften kann.
Auf heute giebt er uns, der Eumeninnen Sklaven,
Uns wiederum zu Theil. Er langet an den Hafen;
Und, wie er unser war in seiner Schmach und Pein,
So räumt er im Triumph sich uns zu eigen ein,
Der milde Jacobsstern. Wie aber bey den Alten
Den Führern, welche sich im Felde steif gehalten,
Nachdem sie überkränzt mit Schimmeln triumphirt,
Der Schauplatz um und um mit Flecken ward schattirt,
Wo ihre Faust gekämpft: so führ ich auch im Schilde
Des Höchsten Niedrigkeit in meiner Verse Bilde
Hauptsächlich darzuthun. Wo blühte seine Pracht,
Wie Christus eingestallt, die Mutter angelacht?
Im Lachen blos allein und in den Perlenzähren
Die beyderseits alldar zusammen wollten schweren.
Was kann geringers seyn als Krippen, wo er blinkt?
Die Schwachheit der Natur, zu der die Gottheit sinkt.
Die Hirten laufen zu, begeben ihre Waffen
Dem Hüter Israels, und werden selbst zu Schaafen,
Zu Erstlingen der Welt. Hernach faßt Simeon
Der Erden ihr Bezirk und aller Himmel Thron
In seine kalte Schoos, indem er, nächst Erbarmen
Und harter Prophezey, mit lustverjüngten Armen
Das Jesuskind umschleußt. Indessen hat die Luft

der Schauplatz mit Flecken ward schattirt] Die Wahrheit ist, daß den Triumphatoren oft in sehr beissenden Liedern von ihrem eigenen Gefolge laut vorgeworfen ward, daß eben das Land, in welchem sie Lorbeern eingesammelt, auch von ihren Thorheiten und Lastern zu sagen wisse. Z. E. dem Cäsar bey dem Gallischen Triumphe: Aurum in Gallia u. s. w. Unser Dichter aber nennt dergleichen Thorheiten und Laster hier bloße Flecken, und den schimpflichen Vorwurf derselben ein bloßes Abschattiren: wie man leicht begreift, von wegen seiner eignen Anwendung.

begeben ihre Waffen dem] Einem[1] etwas begeben hieß sonst einem[2] etwas abtreten, überlassen. Als ein Reciprokum brauchen wir begeben, mit dem Genitivo der Sache, noch in diesem Verstande.

[1] Einen [1771] [2] einen [1771]

Ihr aufgeschwelltes Leid mit Kummer kann ertragen,
Die tausend Tode stirbt und tausend Tode lebt;
Ihr Herze pocht und schwürt, ihr rechtes Herze webt
In diesem, welches stirbt; die Thränen fließen dichte;
Kein Tropfen Menschenblut erregt sich im Gesichte,
Als welcher obenher von Gottes Wunden fällt,
Und ihren Mutterleib nach Donnersart erschällt.
Die kann der Phöbus nicht mit ihrem Sohne schauen,
Er blutet und verschwarzt, verstellt der Himmel Auen,
Und hüllt sich in sich ein. Er zittert, welkt und bricht;
Der allen Licht ertheilt, hat weder Kraft noch Licht,
Und trauret, daß an ihm kein Flecken mehr zu finden,
Der zu verdunkeln sey. Das Bauwerk will verblinden,
Die Felsen bersten auf, der Erdenklos zerspringt,
Der Scharlach reißt entzwey, der schwarze Tod verschlingt
Das Leben aller Welt. Der alles kann bewegen,
Weiß weder Hand noch Fuß am Kreutze mehr zu regen,
Das Leben löscht ihm aus. Der Christen Tod verschwand,
Der Himmel Erd und Luft war alles umgewandt,
Ihr Herze gleichfalls auch. Wie aus dem Cydnusstrande
Der Hauptstadt, die der Feind errettet aus dem Brande,
Philippus Sohn für todt ins Lager ward gebracht,
Was deckte dazumal für eine Jammersnacht
Die Kriegesmänner zu? Der Muth den Feind zu jagen
War Ach und Wehgeschrey. Sie brannten erst zu schlagen,
Bald floßen sie vor Angst, und funden weder Schiff
Noch Führer in ihr Land. Das ganze Wesen schlief,

mit Kummer] Heißt hier so viel als kaum; und man sollte es für die Uebersetzung des Französischen à peine halten, wenn nicht aller Wahrscheinlichkeit nach kaum selbst von kumm, dem Stammworte von Kummer herkäme.

ihr Herze pocht und schwürt] Ich bin ungewiß, ob schwürt hier so viel heissen soll, als schwäret, oder als schwirret, welches letztere von einer zitternden Bewegung, und besonders von dem daher entstehenden Klange, gesagt wird.

nach Donnerart erschällt] Erschällen heißt erschallen, ertönen machen. Hier aber sieht der Dichter mehr auf die innere Bewegung der kleinsten Theile eines Körpers, durch welche der Schall entsteht, als auf eine sinnliche Vernehmung desselben.

das Bauwerk will verblinden] d. i. Dunkel und Nacht will sich durch den ganzen Bau der Welt verbreiten. Verblenden ist ein Verbum activum; verblinden aber Neutrum: jenes heißt blind oder finster machen; dieses aber blind oder finster werden. Wenn man die Fenster verblendet: so verblindet das Gebäude.

Nicht anders, als zur Zeit, da Gott durch Wassermacht
Der blindverstockten Welt ihr Recht zu thun gedacht,
Sich augenblicklich bald die ausgehölten Graben,
Mit Strudeln angefüllt, viel Klaftern hoch erhaben,
Ein nebelschwarzer Dampf das Erdreich überraucht,
Der nordwestfeuchte Wind den Luftplatz angehaucht;
Wie damals gegen sich die Meergebirge rungen
Und alles um und an erbittert in sich schlungen,
Das Feuerelement doch gleichwohl der Gefahr,
Die Erd und Luft betraf, nicht eingeschlossen war:
So eben, da dein Blut des Höchsten Rachschwerd hemmen,
Die ganze Christenwelt mit Unschuld überschwemmen,
Den Tod ertränken soll, beginnt dich diese Last,
Die du von Ewigkeit dir aufgebürdet hast,
O Gott und Menschensohn, zur Erden hinzuschmeissen,
Und will die Seele dir aus deinem Leibe reissen,
Steckt alle Glieder an; das Herze wallt umpflanzt
Mit Stücken grimmer Pein, und wankt doch nicht, verschanzt
Mit göttlicher Natur, die eben, wie das Feuer
Die Sündfluth nicht gefühlt, des Schmerzens Ungeheuer
Niemals erdulden darf. Du liegest da verblaßt,
Die Rede, so dein Sinn zu halten abgefaßt,
Schickt Seufzer zuvor an, und endet sich mit Klagen.
Mein Vater! wilt du[1] nicht nach deinem Kinde fragen?
Bist du dann, sagt dein Mund, o Zorngott, unbewegt?
Soll der, den du gezeugt, ins Todesstaub gelegt
Und aufgeopfert seyn? Es müssen Steine spalten,
Und todte Menschen sich in Gräbern nicht behalten,
Der Sonnenantlitz muß verschwarzen auf den Tag,
Da mir von deiner Hand der letzte Donnerschlag
Die Brust zerschmettern wird: dieß, welchem zu empfinden,
In andern Fällen gleich der Sinnen Mittel schwinden,
Bewegt mein Jammerstand. Du, Anfang der Natur,
Bist unempfindlicher, als keine Creatur,
Auf mich geeigenschaft. Ach überweh mir Armen!
Ich heule, wie ich will, so ist doch kein Erbarmen.
Was soll mir immermehr für Herzeleid geschehn,
Weil du, mein Ursprung, mich mit Gnaden anzusehn
Durchaus dich nicht verstehst? Die Pässe zu genesen,
Sind allesamt gesperrt. Dein unbezirktes Wesen,
Das, weil es keiner Art des Neigens unterthan,

[1] will du [1771]

Und solchen weiter mehrt. Dein Geist wir
Das eißgefrorne Blut in allen Adern rinnt,
Was etwan übrig ist, das kommt mit hellem
Als in die Flucht gejagt, dem Herzen zugelaufe
Das aber selbst, erstaunt für übermachter Pein,
Wie stark es widerhält, doch weder aus noch ein
Sich zu erheben weiß. Du willst vor Gott dich
Und bleibst aus Mattigkeit ganz auf dem Antlitz l
Die Zunge zittert blos, wird nicht, wie recht, beweg
So folgendergestalt ihr Elendklagen hegt.
Du Gottesebenbild! Hab ich nicht in den Banden
Der menschlichen Natur genugsam ausgestanden,
O Vater? winselst du. Werd ich dann also hin,
Der ich durch einen Stall ins Leben kommen bin,
Durchs Kreuz aus diesem gehn? Ein Kind noch mußt ich
Und in Egyptenland mit meiner Mutter ziehen;
Ich hab in Hungersnoth durch vierzig Tag und Nacht
Mit Thränen meine Zeit und Wehmuth zugebracht;
Viel weiter mehr verdaut. Kann dieses ausser Sterben,
Den Menschenkindern nicht die Seligkeit erwerben?
Wie oftermalen ich den Athem eingeschluckt,
Hab ich mir den Verderb zugleich in Leib gerückt:
Und du begehrest mehr? Die Berge fort zu heben,
Wird deiner Allmachthand nicht großen Kummer geben,
Da dieses, welchem du den Willen beygefügt,
Sich nimmermehr verrückt. Wohlan, so sey vergnügt,
Dein Wille werde wahr! Das hast du kaum gesaget,
Wie dich ein neuer Wurm des Schreckens wieder naget,
Der Mark und Bein[1] durchfrißt. Mein Geist, der also brennt,
Wird dieser für die Welt geopfert nicht erkennt?
Und alles eher kann, als dir, Herr, widerstreben,
Der Wille, welcher dir sich ganz und gar ergeben,
Steht der nicht (stehest du zum Vater) für die That?
Ein Seufzer, den dein Sohn herausgelassen hat,
Kann der mit seiner Kraft nicht einer Menge Bösen
Zu deiner Gnadenhand ihr Leben wieder lösen?
Wo möglich, ach, so laß den Eingebornen los;
Ich bitte hoch und sehr! Jedoch geschehe blos,
Was du für Recht erkannt. Mit diesem kommst du wieder
Ein wenig zu dir selbst, und hebst die Augenlieder
Um Antwort willen auf, in dessen fein Gezelt,

[1] Bein [1771]

Aus dem Verletzten schaumt. Da ist der ganze Christ,
Wo du, sein Blut, auch nur in einem Tropfen bist.
Was aber soll ich nun von dir, o Garten, sagen?
Du wirst hinfort nicht mehr den Oelbaum langsam tragen,
Weil über dich das Blut des Allerhöchsten fleußt,
Und rings sich herum auf deinen Grund ergeußt.
Mit was für Blumen wird dein Erdreich künftig prangen,
Demnach es diesen Saft des Lebens aufgefangen?
Ein andrer erndte Frucht, von dir, o Garten, ein,
Mir wird nichts liebers nicht, als deine Düngung seyn.

III.

Auf das Absterben der Ehefrau des Buchhändler Jacobs in Breslau.*)

Nicht anders, als ein Schiff zwar seinen Fährmann misset,
Doch aber Angesichts, wenn einer eingebüsset,
Man einen andern wählt, dem Schiffe vorzustehn,
Das samt den Leuten gleich zu Grunde wollte gehn:
So mißt auch Euer Haus die treue Hand der Frauen,
Und kann in höchster Angst auf keinen Helfer bauen,
Als bloß auf Euren Fleiß. Seht auf, als wie ein Mann,
Und schätzt Euch doch nicht schwer, Herr, was ein Weib gethan!

IV.

Auf den Namenstag Herrn Balth. Zoffels, Kayserl. Raitraths.**)

Der Unterhimmel wird mit Nebel überdeckt,
Mit Donner, Blitz und Rauch erschrecklich angesteckt;

*) Diese Kleinigkeit, vom Jahre 1640. und die drey folgenden Stücke, sind nichts als Gelegenheitsgedichte; die aber deswegen schon werth waren, wieder gedruckt zu werden, um auf einmal alles übersehen zu können, was von ihrem Verfasser bis itzt sich auftreiben lassen. So unbeträchtlich sie ihrer Gegenstände wegen sind; so viel eigenes hat jedoch auch das geringste derselben; und in allen sieht man den guten Kopf, der nach Plan, und immer nach seinem eigenen Plane arbeitet.

**) Ist von 1641. Raitrath ist so viel als, Rath bey der Rechnungskammer: von dem alten raiten, rechnen. Scultetus sagt von diesem Zoffel, daß er des Opitz Freund gewesen, und von ihm Gedichte besessen. Ich erinnern, ob unter den gedruckten Opitzischen Gedichten etwas

An

*)

dem Dic

[redacted]

[redacted]

[redacted]

Dem ich in Ewigkeit nicht Dank erweisen kann.
Der Höchste gönne nur Euch späte Lebenstage,
Bis daß ich, als ein Baum, die goldnen Früchte trage,
So Ihr in mich gepflanzt. Die streichet nachmals ein;
Dann alles unser Thun soll Euer ewig seyn.
Nun, das Perennenfest ist gar genung besungen.
Ich wünschte mir dazu auf heute tausend Zungen:
Doch, wann ein solcher Sinn, wie meiner ist, gebricht,
So reichen dieß zu thun auch tausend Zungen nicht.

Vorbericht.

Von den Leſſingſchen Schriften, welche in den Jahren 1753—56 zu Berlin in ſechs Duodezbänden an das Licht gekommen, war der größte Theil ſeit langer Zeit verdammt, der Vergeſſenheit gänzlich überlaſſen zu werden. Verfaſſer und Verleger waren darüber einig geworden; und beſonders glaubte jener, dieſen Entſchluß ſowohl ſich ſelbſt als dem Publikum ſchuldig zu ſeyn. Das Publikum wächſet täglich an Einſicht und Geſchmack: aber viele Verfaſſer bleiben zurück, und wehe dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurück geblieben, und eitel genug iſt, noch immer auf den Beyfall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeynet.

Nur der Nachdruck, welchen man beſagten Schriften öffentlich drohet, hat dem Verfaſſer den Wunſch abgelockt, das hämiſche Vorhaben, ihn in ſeiner ganzen armſeligen Kindheit wieder auf den Platz zu bringen, vereiteln zu können.

Und lediglich in Abſicht auf dieſen Wunſch hat er ſich zu einer neuen Sammlung entſchloſſen, in die er aus jener ältern alles aufzunehmen geſonnen, worauf die Liebhaberey des allernachſichtvolleſten Leſers nur immer einigen Werth legen könnte.

Gegenwärtiger erſter Theil kann davon zur Probe dienen; wobey der Verfaſſer weiter nichts zu erinnern findet, als daß die neu hinzugekommenen Stücke deſſelben auf eben die Entſchuldigung Anſpruch machen, welche die billige Kritik den alten nicht verweigern kann. Es wäre Thorheit, zu Ausbeſſerung einer baufälligen Hütte Materialien zu verſchwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführet werden könnte.

1771.[1]

[1] 1771. [fehlt 1771 a]

Es d
dem
ehede
es je
die L

ohne
fortf
mein

M a
mein
ſten
führe

fange
fragt
— L
dieſe
Gatt

friedi
ſagt
Auff
Gedi
ſtand

fuisse
inscri
signi

brevi
tatem
troph
ficatu

[redacted]

[1] iezt

Jenes, wie gesagt, setzt etwas Falsches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüßig. Denn wenn es wahr ist, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verse ein Epigramm sind: so gilt der kaustische Einfall jenes Spaniers, von dem Epigramme vornehmlich: „wer ist so dumm, daß er nicht „ein Epigramm machen könnte; aber wer ist so ein Narr, daß er sich „die Mühe nehmen sollte, deren zwey zu machen? —"

Dieses aber sagt im Grunde nichts mehr, als was ich bey meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die ersten kleinen Gedichte, welche auf Denkmähler gesetzt wurden, Epigrammen hießen: aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch solche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmähler gesetzt zu werden, weder bestimmt noch geschickt sind. Oder höchstens würde wiederum aller Grund auf die, beiden gemeinschaftliche, Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neueren[1] Lehrer der Dichtkunst, bey ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rücksicht genommen hätten. Wenigstens nicht Boileau, von dem freylich ohnedies[2] keine schulgerechte Definition an dem Orte*) zu verlangen war, wo er sagt, daß das Epigramm oft weiter nichts sey, als ein guter Einfall mit ein Paar Reimen verzieret. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen interessanten Gedanken beschreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort sehe ich die geringste Ursache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener interessanter Gedanke, eben eine Aufschrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bey ihnen beiden damit begnügen müssen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug sind, um auf einem Denkmahle Platz zu finden, wenn sie sonst anders Platz darauf finden können.

Gewiß ist es, daß es nicht die Materie seyn kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtiget, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längst aufgehöret, in die engen Grenzen einer Nachricht von dem Ursprunge und der Bestimmung irgend eines Denkmahls einge-

*) *L'Art poetiq. Chant II. v. 103.*

L'Epigramme — — — — — —
N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

[1] neuern [1771a] [2] ohnedem [1771a]

Wenn ich sage „nach Art der eigentlichen Aufschrift:" so will ich, wie schon berührt, das Denkmahl zugleich mit verstanden wissen, welches die Aufschrift führet, und welches dem ersten Theile des Sinngedichts entspricht. Ich halte es aber für nöthig, diese Erinnerung ausdrücklich zu wiederhohlen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwickelung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt sind die zwey Stücke, die ich zu dem Wesen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunst geblieben. Aber alle haben, sie von ihrem Ursprunge gehörig abzuleiten, vernachläßiget, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ sich bloß durch sie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen*). Da er sie nehmlich in der eigentlichen Aufschrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Person oder Handlung sahe: so hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewissen Vorausschickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem also die Vorausschickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwey merklich verschiedene Theile sich nicht leicht verkennen lassen, für völlig von jenem unterschieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bey, daß bey jenem, bey der eigentlichen Aufschrift, zu der Wirkung desselben das beschriebene Werk selbst das Seine mit beytrage, und folglich bey dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausschickungen nennet, dem beschriebnen Werke, so wie das, was aus diesen Vorausschickungen hergeleitet wird, der Aufschrift selbst entspreche.

Der wortreiche Vavassor hat ein langes Kapitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwey, unter dem Namen der Verständigung und des Schlusses, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherley gute Anmerkungen macht**). Aber

*) Epigramma igitur est poëma breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

**) *Cap. 13, de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

auch er ist weit entfernt, diese Theile für nothwendig zu halten, i
dem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennet, welche sie nich
habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenschaften, noch für
die individuelle Verschiedenheit des Epigramms das geringste zu folgern
verstanden hat.

Batteux sagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat nothwendiger
„Weise zwey Theile: der erste ist der Vortrag des Subjekts, der Sache,
„die den Gedanken hervorgebracht oder veranlasset hat; und der andere
„der Gedanke selbst, welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige was
„den Leser reizt, was ihn interessiret.“ Gleichwohl läßt er unter 10
seinen Exempeln auch solche mit unterlaufen, die diese zwey Theile
schlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedies[1] in seinem ganzen
übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibet. Folgende vier Zeilen des
Pelisson z. E.

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir, et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien. 15

mögen ihm immerhin einen noch so interessanten Gedanken enthalten.
Aber wo ist die Veranlassung dieses Gedankens? Wo ist der einzelne 20
besondere Fall, — denn ein solcher muß die Veranlassung seyn —
bey welchem der Dichter darauf gekommen ist, und seine Leser darauf
führet? Hier ist nichts als der bloße interessante Gedanke, bloß der
Eine Theil: und wenn, nach ihm selbst, das Epigramm nothwendiger
Weise zwey Theile haben muß, so können diese, so wie alle ihnen 25
ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück ist
es nicht bloß ein übelgewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux
hier einen Vorwurf mache; sondern das Schlimmste ist, daß aus
diesem Exempel zugleich das Fehlerhafte seiner Erklärung des Epi-
gramms erhellet, „nach welcher es ein interessanter Gedanke seyn soll, 30
„der glücklich und in wenig Worten vorgetragen worden.“ Denn,
wenn sich ein interessanter Gedanke auch ohne seine individuelle Ver-
anlassung vortragen läßt, wie sich aus dem Beyspiele, wenn es schon
kein Epigramm ist, dennoch ergiebt: so wird wenigstens die Anzahl
der Theile des Epigramms, welche Batteux selbst für nothwendig 35

[1] ohnedem [1771a]

erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweyten Theil eines Sinngedichts sehr wohl abgeben: aber an und für sich selbst, sie sey auch noch so witzig vorgetragen, sie sey in ihrem Schlusse auch noch so spitzig zugearbeitet, ist sie kein Sinngedicht, sondern nichts als eine Maxime, die, wenn sie auch schon Bewunderung erregte, dennoch nicht diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen ist.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet*),

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
Quod fecisse, velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein sehr interessanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für sich bestehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindruckes fähig seyn, dessen er hier ist, wo wir ihn auf einen einzeln Fall angewendet finden, welcher ihm eben so viel Ueberzeugung mittheilet, als er von ihm Glanz entlehnet?

Oder wenn unser Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparsamkeit, geschrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen:

wäre es nicht ebenfalls ein sehr interessanter, so kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? Aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den sparsamen Celidor schrieb?**)

Du liebst zwar Geld und Gut; doch so, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du fliehst die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterschied ist klein: und doch ist jenes, bey vollkommen eben derselben Wendung, nichts[1] als eine kalte allgemeine Lehre, und dieses

*) *Lib. I. ep. 9.*

**) Erstes Buch S. 14 der Schweizeris. Ausgabe von 1763.

[redacted]

[1] doch nichts [1771a]

Dum peteret regem decepta satellite dextra,
Injecit sacris se peritura focis.
Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl sagen können, daß er ein Sinngedicht auf diese Geschichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eins,[1] wenn er bloß hinzugesetzt hätte:

Urere quam potuit contemto Mucius igne,
Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das ist noch nicht viel mehr als Geschichte; und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, sind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erst wissen wir, warum der Dichter unsere Aufmerksamkeit mit jener Begebenheit beschäftigen wollen; und das Vergnügen über eine so feine Betrachtung, „daß oft der Irrthum uns geschwinder und „sichrer unsere Absicht erreichen hilft, als der wohlüberlegte, kühnste „Anschlag," verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewähret, macht das gesammte Vergnügen des Sinngedichts.

Ohnstreitig hingegen müssen wir uns nur mit der Hälfte dieses Vergnügens bey einigen Stücken der griechischen Anthologie, und bey noch mehrern verschiedner neuern[2] Dichter behelfen, die sich eingebildet, daß sie nur das erste das beste abgeschmackte Histörchen zusammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beyspiel aus der Anthologie sey dieses*):

Κοινῃ παρ κλισιῃ ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ
Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.
Εξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,
Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.
Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· ἀις ὁ μεν ἀυτων
Εγρετο, τον δ' ὑπνου πουλυς ἐριψε κοπος.

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafsüchtiger lagen beysammen auf Einem „Bette, und einer wurde des andern Arzt. Denn in der Wuth sprang

*) *Lib. I. cap. 45.*

[1] eines, [1771a] [2] neurern [1771a]

sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neu
Dichters sey. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu habe
glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschriebe
wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Skaliger und so
viele andere gehalten haben; sondern daß ein Vincentiner aus dem
funfzehnten Jahrhunderte damit gemeinet sey: so möchte Herr Bur-
mann, der jüngere, doch lieber vermuthen, daß dieser Pulci, wie
er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten
Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne; da man ihn
ohnedies[1] als einen besondern Dichter weiter nicht kenne*). Ich habe
hierwider nichts: nur für ein Muster eines vollkommnen Epigramms
möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen; es mag nun alt oder
neu seyn. Einem so unfruchtbaren schielenden Märchen fehlet zum
Sinngedichte nichts geringers, als der Sinn. Begreife ich doch nicht
einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet, oder mehr
angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so ver-
schiednen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft
wußte? oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten?
Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht ant-
worten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte
höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken ge-
wußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur
die Götter als glückliche Errather hier aufgeführet werden: wie viel
sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histörchen, — im Don
Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwey Brüdern
und Weinkostern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes
Hundert von jenerley Räthseln, auch in den schönsten Versen, gemacht
haben möchte.

Das Gegentheil von solchen, zu aller moralischen Anwendung
ungeschickten, kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch
ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an
und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten,
daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen

*) *Anth. lat. Lib. III. ep. 177.*[2]

[1] ohnedem [1771 a]

[2] *ep. 77.* [1771 a.] *cap. 77* [1771 b]

Worten hinzuzufügen. Von dieſer Art iſt folgende, bey dem Auſonius*):

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit;

wovon das griechiſche Original in der Anthologie zu finden: oder aus eben dieſer Anthologie, die von mehrern Dichtern daſelbſt vorgetragene Geſchichte vom Lahmen und Blinden**):

Ἄνερα τις λιπογνιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
Ἦγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer iſt ſo blödſinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen dieſe Erzählungen Beyſpiele ſind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine ſo vorzügliche Art einen Sinn in ſich ſchließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum ſollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit Beſſeres heißen kann? Mit einem Worte: es iſt ein Apolog, eine wahre äſopiſche Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher ſie vorgetragen iſt, kann ihr Weſen nicht verändern, ſondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen ſolcherley Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwey angeführten, in der Anthologie noch verſchiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äſopiſchen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um ſo viel mehr von einem Revelet oder Hauptmann ihnen beygefügt zu werden verdienet hätten. Alle ſind mit der äußerſten Präciſion erzählt, und die weitläuftigſte, welche aus zwölf Zeilen beſtehet***), hat nichts von der Geſchwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter ſich ein ſo eigenes Verdienſt gemacht haben. Unſer Gellert that alſo zwar ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter ſeine Fabeln aufnahm†): nur daß er ſie ſo ſehr wäſſerte, daß er ſo wenig beleſen war und nicht wußte, wo ſie ſich eigentlich herſchreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig beſſer thun können. —

*) *Epig. 21.*
**) *Lib. I. cap. 4.*
***) *Lib. I. cap. 22. ep. 9.*
†) Die 16te des erſten Theils.

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedichte und der Fabel findet, beruhet aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere folgen, in der Fabel in eins zusammen fallen, und daher nur in der Abstraktion Theile sind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehöret haben kann, ohne daß der Aufschluß zugleich mit da ist: sie macht einen einzigen Eindruck, und ist keiner Folge verschiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält sich eben darum entweder überhaupt solcher einzeln Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anschauend zu erkennen; oder läßt doch diese Wahrheit bey Seite liegen, und ziehet unsere Aufmerksamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entstehet Erwartung, die dieses Namens wenig werth ist, wo wir das, was wir zu erwarten haben, schon völlig vorausseh en.

Wenn denn aber so nach, weder Begebenheiten[1] ohne allen Nachsatz und Aufschluß, noch auch solche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenschaften des Sinngedichts haben: so folget darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu seyn scheinet. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder schon von sich selbst den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieser Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben stehet. So fand unser Kleist das heroische Beyspiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in seiner genauesten historischen Wahrheit, mit Recht für hinlänglich, ein schönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kaisers sterben sollte,
Und ungern einen Tod sich selber wählen wollte:
Durchstach sich Arria. Mit heiterem Gesicht
Gab sie den Dolch dem Mann, und sprach: Es schmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es schmerzet nicht" noch einer Verschönerung fähig sey; und ohne lange diese Verschönerung auf seine eigne Rechnung zu setzen, legte er sie der Arria selbst in den Mund:*)

*) Lib. I. ep. 14.

[1] Begebenheit [verdruckt 1771 ab]

Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
Vivat; ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est:
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus:
Sed, veteri obstrictus[1] relligione, silet.

sind die ersten sechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umschreibung des Subjekts. Aber was hier sechs Zeilen füllet, wird in dem griechischen Originale, welches sich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten gesagt*):

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὀν μετα φωνης
Εἰδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da steht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme würde ihm „nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte sprechen wollen." Dieses übersetzte Faustus Sabäus so:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat.

und wir könnten es durch die einzige Zeile übersetzen:

„Warum dieß Bild nicht spricht? Es ist Pythagoras."

wenn die einzeiligen[2] Sinngedichte in unsrer Sprache eben so gewöhnlich und angenehm wären, als sie es in der griechischen und lateinischen sind.

Das wahre Maaß der Erwartung scheinet indeß, in dem gegenwärtigen Beyspiele, weder Naugerius noch dieser Grieche getroffen zu haben: sondern ein andrer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und diesen bescheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, sondern zur Berichtigung des Einfalls selbst anwendete. Denn sollte man aus dem Naugerius, und dem angeführten griechischen Originale, nicht schließen, daß Pythagoras immer geschwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichsam eine Vorübung in seiner Schule war. Wie viel schöner und genauer also Julianus so!**)

*) Anthol. lib. IV. cap. 33.
**) Anth. l. c.

[1] abstrictus [verdruckt 1771ab] [2] einzeiligten [1771a]

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum:
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta[1] possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius[2] timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce, mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una;
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperboliſche Sinngedichte, wie man ſie nach der darin herrſchenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müſſen ſie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen; ſo wie dieſes griechiſche*):

Ἀγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
Ἐκ δρυος ἀλλοτριας ἀυτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' ἀυτῳ τεθνεωτι βαλειν ὀυκ ἐσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ' ἐταφη μισθου προς τινα των ὁμορων.

*) Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.

[1] tota [1771 b] [2] Caledonius [1771 b]

Εἰ δ' ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων ἐιπεν ἀν, ὀυκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte er ſich an „einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß ſein „Leichnam damit bedeckt werden konnte: man mußte ihm ſeine Grab„ſtelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld „des Menophanes geſehen, ſo würde er geſagt haben, daß alles voller „Felder wäre; nicht, voller Atomen.“ Denn ein ſolches Sinngedicht beſtehet offenbar aus nichts als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äußerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erwartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas Größeres oder Kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen bey dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter ſich hat. Man leſe das drey und dreyßigſte Sinngedicht ſeines achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae,
Et leviter fuso rumpitur ista[1] mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
Plena magis nimio lilia sole cadunt:
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela:
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.

[1] icta [Martial]

Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latias[1] spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dichter hier anſtellet, ſtehen nicht bloß um ihrer ſelbſt willen da; ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leuten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel beſſer ſie thun würden, wenn ſie lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Denn es iſt nicht Freygebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſifikator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig: wenn er nehmlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt,[2] und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben*). Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen

*) *Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5.* Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

„Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
„Ut reparet puerum, perdis, inepte, virum.“

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

[1] Latinas [verbrudt 1771a] [2] bringen, [1771b]

schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde seyn müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedies[1] schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind, oder seyn sollten, denen Denkmähler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweytens, weil die Denkmähler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeygehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bey einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertiget seyn: für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß, bey allen Arten der Epigrammatisten, wohl die seltensten.[2] Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht, als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist; ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann, als eins.[3]

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er, jenseits diesem, noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mir[4] deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren*):

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quacunque venis, fuga est, et ingens

*) Lib. III. ep. 44.

[1] ohnedem [1771 a] [2] seltesten. [1771 a] [3] eines. [1771 a] [4] Mich [1771 a]

so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat; und lautet so*):

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, so bald sie aus ihren eigenen Beyspielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigrammen[1] enthalten; und es ist zur höchsten Noth kaum eins:[2] nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile, wie eine Wasserblase, mehr und mehr aufschwillt,[3] bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernike der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger; indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzu„denken findet, wo er unvermerkt, und zuweilen ehe er es verlangt, „zu dem Schlusse geführet wird," den andern weit vorziehet, „in „welchen der Leser nur durch weitläuftige und nichts bedeutende Um„stände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird." Wernike hat[4] allerdings recht, wenn es wirklich, in allem Verstande, nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: so ist es schon genug; und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

*) *Poetices Lib. III. cap. 126.* Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

[1] Epigramme [1771a] [2] eines: [1771a] [3] aufschwället, [1771a] [4] hatte [1771a]

Das eigene Beyspiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht seine Theorie nicht gut, sondern bestätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit gesagt habe*).

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch seine Jugend,
„So wie das Laster für die Tugend,
„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erst zur Erkenntniß kam,
„Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und, durch die Schande nicht verzagt,
„Das was das Laster ihm versagt,
„Der Tugend selber abzudringen:
„Er machte, daß der Haß sich in Verwundrung wandt,
„Verbrennt, entwafnete sein' und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er seinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend selber abzudringen," aufhören sollen; wenigstens mit dem Gedanken, den sie enthält. Denn alles was folgt, ist nur schleppende Umschreibung dieses Gedankens; mit einer Antithese beschlossen, die weder wahr ist, noch, wenn sie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie ist nicht wahr: denn Skävola erreichte seinen Zweck nicht, *indem* er ihn verfehlte, sondern *nachdem* er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, sondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn sie von Seiten der Wahrheit auch schon noch zu rechtfertigen wäre: denn sie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verschiedenen Gesichtspunkte, als wir sie vier Zeilen vorher sehen; dort wird sie uns als eine außerordentliche Anstrengung von Tugend angepriesen: hier bewundern wir sie als das[1] Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Gesichtspunkt aber ist in der Poesie kein geringerer Fehler, als in der Perspektiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmahle und der Aufschrift zugleich, entsprechen sollen: so wird auch

*) Seite 38.

[1] das [fehlt 1771 b]

das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: so wie ich bey Erblickung eines Denkmahls zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmahle errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmahl, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen; so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martial[1] auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging*).

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cygnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba;
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus, et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,

*) Lib. V. ep. 38.

[1] des Martials [1771 a]

das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: so wie ich bey Erblickung eines Denkmahls zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmahle errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmahl, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen; so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martial[1] auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging*).

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cygnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba;
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus, et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,

*) Lib. V. ep. 38.

[1] des Martials [1771 a]

ihn anſetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes ſkarronſchen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zuerſt bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obſcöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchgeſtoßnen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bey dem Barth ſelbſt nachſehen*). Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht, als erfüllet ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leſer dürften bey allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden; geſchweige, daß ich die verſchiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt; ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfodert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anders verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr dieſes acumen das[1] wahre allgemeine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu

*) Advers. Lib. XXXVI. c. 11.

[1] Es bleibt vielmehr, dieſes acumen, das [1771 a]

Εἰ δ' ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων ἐιπεν ἀν, ὀυκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte er ſich an „einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte er nicht, daß ſein „Leichnam damit bedeckt werden konnte: man mußte ihm ſeine Grab„ſtelle auf benachbartem Grunde kaufen. Hätte Epikurus das Feld „des Menophanes geſehen, ſo würde er geſagt haben, daß alles voller „Felder wäre; nicht, voller Atomen.“ Denn ein ſolches Sinngedicht beſtehet offenbar aus nichts als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äußerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erwartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas Größeres oder Kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen bey dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgehet, die mehr hinter ſich hat. Man leſe das drey und dreyßigſte Sinngedicht ſeines achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae,
Et leviter fuso rumpitur ista[1] mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
Plena magis nimio lilia sole cadunt:
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela:
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.

[1] icta [Martial]

Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latias[1] spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dichter hier anſtellet, ſtehen nicht bloß um ihrer ſelbſt willen da; ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leuten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel beſſer ſie thun würden, wenn ſie lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Denn es iſt nicht Freygebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſifikator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig: wenn er nehmlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt,[2] und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben*). Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnet, von einer andern Seite hinwiederum verlieret, indem es zu einem Ganzen

*) *Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5.* Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit. E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

„Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
„Ut repares puerum, perdis, inepte, virum.“

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

[1] Latinas [verbrudt 1771a] [2] bringen, [1771b]

von so heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleist,

An zwey sehr schöne aber einäugige Geschwister.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
„Blind wirst du dann Kupido, die Schwester Venus seyn."

und das lateinische des Hieronimus Amaltheus, aus welchem jenes genommen ist,

Lumine Acon dextro, capta est Leonilla[1] sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae:
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich schön halten. Dieses kann den ganzen Titel entbehren, und jenes ist ohne Titel auch nicht einmahl verständlich. Das schöne Sinngedicht ist in der Uebersetzung zur bloßen Aufschrift geworden; und verhält sich in seinem Eindrucke zu jenem so, wie eine kahle Aufschrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufschrift, die wir auf dem schönen Monumente selbst lesen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle seine Titel bestehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beyfügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrift, oder an die es gerichtet ist. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben sollen, sind nicht von ihm, sondern ein Werk der spätern Abschreiber, daher sie auch in der einen Ausgabe so, und in der andern anders lauten. Jeder Umstand, auch der allerkleinste, der zu dem Verstande des Epigramms nothwendig gehöret, ist bey ihm in dem Epigramme selbst enthalten; und wenn wir jetzt einen solchen ja darin zu vermissen glauben, so können wir nur gewiß versichert seyn, daß er sich zu der Zeit des Dichters von selbst verstanden hat. —

2. Wenn ferner der zweyte Theil des Sinngedichts, den ich den Aufschluß genannt habe, der eigentlichen Aufschrift entsprechen soll, die wir zu unserer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmahle erblicken: so dürfen wir nur die Ursachen erwägen, warum eine solche Aufschrift von der möglichsten Kürze seyn muß, um daraus zu

[1] Lecuilla [verdruckt 1771 ab]

schließen, daß die Kürze ebenfalls die erste und vornehmste Eigenschaft des Aufschlusses in dem Sinngedichte werde seyn müssen. Diese Ursachen aber sind die: einmal, weil es nur Personen oder Handlungen von einer ohnedies[1] schon genugsamen Bekanntheit und Berühmtheit sind, oder seyn sollten, denen Denkmähler errichtet werden, und man daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweytens, weil die Denkmähler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeygehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bey einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertiget seyn: für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß, bey allen Arten der Epigrammatisten, wohl die seltensten.[2] Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht, als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist; ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann, als eins.[3]

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er, jenseits diesem, noch einen andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mir[4] deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren*):

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod, quacunque venis, fuga est, et ingens

*) Lib. III. ep. 44.

[1] ohnedem [1771a] [2] seltesten. [1771a] [3] eines. [1771a] [4] Mich [1771a]

so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat; und lautet so*):

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, so bald sie aus ihren eigenen Beyspielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigrammen[1] enthalten; und es ist zur höchsten Noth kaum eins:[2] nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile, wie eine Wasserblase, mehr und mehr aufschwillt,[3] bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebet.

Eher war unser Wernike der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger; indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der Leser fast in jeder Zeile etwas nachzu„denken findet, wo er unvermerkt, und zuweilen ehe er es verlangt, „zu dem Schlusse geführet wird," den andern weit vorziehet, „in „welchen der Leser nur durch weitläuftige und nichts bedeutende Um„stände von dem allein klingenden Ende aufgehalten wird." Wernike hat[4] allerdings recht, wenn es wirklich, in allem Verstande, nichts bedeutende Umstände sind, durch die der Leser endlich zu dem Aufschlusse gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umstand, ob er schon für sich selbst nicht viel sagen will, dennoch seine besondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: so ist es schon genug; und das Ganze, welches daraus entstehet, bekömmt eine so gefällige Einheit, daß es unendlich schwer ist, wegen des Mangels derselben einen Leser von richtigem Geschmacke durch noch so häufig eingestreute Nebenzüge schadlos zu halten.

*) *Poetices Lib. III. cap. 126.* Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

[1] Epigramme [1771a] [2] eines: [1771a] [3] aufschwället, [1771a] [4] hatte [1771a]

Das eigene Beyſpiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht ſeine Theorie nicht gut, ſondern beſtätiget vielmehr, was ich von dem Mangel der Einheit geſagt habe*).

Auf Mutius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch ſeine Jugend,
„So wie das Laſter für die Tugend,
„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erſt zur Erkenntniß kam,
„Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und, durch die Schande nicht verzagt,
„Das was das Laſter ihm verſagt,
„Der Tugend ſelber abzudringen:
„Er machte, daß der Haß ſich in Verwundrung wandt,
„Verbrennt, entwafnete ſein' und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er ſeinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend ſelber abzudringen," aufhören ſollen; wenigſtens mit dem Gedanken, den ſie enthält. Denn alles was folgt, iſt nur ſchleppende Umſchreibung dieſes Gedankens; mit einer Antitheſe beſchloſſen, die weder wahr iſt, noch, wenn ſie auch wahr wäre, hierher gehöret. Sie iſt nicht wahr: denn Skävola erreichte ſeinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, ſondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, ſondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehöret nicht hierher, wenn ſie von Seiten der Wahrheit auch ſchon noch zu rechtfertigen wäre: denn ſie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verſchiedenen Geſichtspunkte, als wir ſie vier Zeilen vorher ſehen; dort wird ſie uns als eine außerordentliche Anſtrengung von Tugend angeprieſen: hier bewundern wir ſie als das[1] Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Geſichtspunkt aber iſt in der Poeſie kein geringerer Fehler, als in der Perſpektiv.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmahle und der Aufſchrift zugleich, entſprechen ſollen: ſo wird auch

*) Seite 38.

[1] das [fehlt 1771 b]

das Verhältniß, welches sich zwischen jenen befindet, dem Verhältnisse entsprechen müssen, welches diese unter sich haben. Ich will sagen: so wie ich bey Erblickung eines Denkmahls zwar nicht den Inhalt der Aufschrift, wohl aber den Ton derselben aus dem Denkmahle errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmahl, welches traurige Ideen erregt, nicht eine lustige oder lächerliche Aufschrift führen werde, oder umgekehrt: eben so muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufschlusses, aber doch die Farbe desselben voraussehen lassen; so daß mir am Ende kein widriger Kontrast zwischen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen diese Regel verstößt folgendes Sinngedicht des Martial[1] auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines seiner Leibeigenen, deren Verlust ihm so nahe ging*).

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cygnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha Lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba;
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis sciurus, et frequens phoenix:
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,

*) Lib. V. ep. 38.

[1] des Martials [1771 a]

ihn anſetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes ſkarronſchen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zuerſt bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obſcöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchgeſtoßnen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bey dem Barth ſelbſt nachſehen*). Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht, als erfüllet ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leſer dürften bey allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden; geſchweige, daß ich die verſchiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt; ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfodert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anders verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr dieſes acumen das[1] wahre allgemeine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu

*) Advers. Lib. XXXVI. c. 11.

[1] Es bleibt vielmehr, dieſes acumen, das [1771 a]

Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieſes Sinngedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der ſich um ein kleines unſchuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmet, daß ich mich nach ganz etwas anderm, als einem hämiſchen Zuge gegen einen guten Bekannten, ſehne. Betrübniß macht ſonſt ſo gutdenkend; und boshafter Witz verſtummet ſonſt ſo leicht bey einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Kontraſten[1] nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein ſolcher Sprung kann allerdings angenehm ſeyn, und wenigſtens den Mund in Falten ziehen; wenn nur unſere Empfindung nicht beſondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieſer beym Scarron:

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis,
Ou du moins la plûpart vous êtes demolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un mechant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Die[2] Poſſe thut ihre[3] Wirkung. Gleichwohl iſt auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompöſen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf

[1] Kontraſte [1771 a] [2] Der [1771 a] [3] ſeine [1771 a]

ihn anſetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes ſkarronſchen Sinngedichts, oder Sonnets, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zuerſt bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obſcöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchgeſtoßnen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bey dem Barth ſelbſt nachſehen*). Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht, als erfüllet ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leſer dürften bey allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden; geſchweige, daß ich die verſchiednen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung, und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt; ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfodert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anders verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr dieſes acumen das[1] wahre allgemeine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu

*) Advers. Lib. XXXVI. c. 11.

[1] Es bleibt vielmehr, dieſes acumen, das [1771 a]

überraſcht. Ob nun gleich dieſes Ueberraſchende nicht das einzige ſeyn muß, wodurch das Neue gefällt, ſo iſt es doch unſtreitig, daß ſchon die bloße Ueberraſchung angenehm iſt. Wenn es denn aber nur ſelten in des Dichters Vermögen ſteht, ſeinen Leſer mit einem wirklich neuen Aufſchluſſe zu überraſchen: wer kann es ihm verdenken, wenn er ſeinem gemeinen Einfalle eine ſolche Wendung zu geben ſucht, daß er wenigſtens dieſe Eigenſchaft des Neuen, das Ueberraſchende, dadurch erhält? Und dieſes kann nicht anders geſchehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leſer nichts geben kann, was dieſer auf keine Weiſe vorausſehen könnte, ſo verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu ſehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von ſtolzen[1] Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er ſcheinet loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er ſcheinet tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt ſich in ein feines Lob. Doch ſo ganz einander entgegengeſetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu ſeyn: genug wenn der Blick des Leſers auch nur gerade vorbey ſchießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial ſey ſtatt aller*).

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos:
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu[2] condit,

*) Lib. VII. ep. 19.

[1] ſolchen [1771 ab] hohen [Lachmann] [2] in sinu [1771 ab]

putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweydeutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortspiel ist, so ist von dem doppelten Sinne, den sie hat, der eine wenigstens wahr, und der andere, wenn er falsch ist, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dienet uns in der Folge unserer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir lassen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bey einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt sich hiervon sagen, was nicht schon hundertmal gesagt wäre? —

Ich schließe also diese allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, so schließe ich sie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen statt eines Passes bey denjenigen Lesern dienen kann, welche dergleichen Untersuchungen über Werke des Witzes insgesammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen absprechen, weil sie einen insbesondere nicht haben können*). Ego in his praeceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, cum, quo referenda sint, didicerimus.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catull[1] allerdings verschiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle seine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er selbst diesen Namen ihnen nicht gegeben; von ihnen, ohne Unterschied, eine besondere Gattung des Epigramms zu abstrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob diese catullische, wie man sie nennet, feinere Gattung, der martialischen spitzfindigen

*) L. c. cap. 57.

[1] des Catulls [1771 a]

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat.
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere a[1] nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:
Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennet in dieſen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf dieſe, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematiſche Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schluſſes, die bald mehr bald weniger zugeſchliffen ſeyn kann, ſo wie ſie es auch wirklich bey dem Martial ſelbſt iſt.

(2.)

Ich getraue[2] mir, wegen dieſes Urtheils über die kleinern Gedichte des Catulls, mit einem Naugerius ſelbſt fertig zu werden.

Denn ſo ein großer Verehrer des Catull[3] Naugerius auch immer mag geweſen ſeyn: ſo iſt doch gewiß, daß er den Martial eben ſo wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts, jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius ſodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieſes hingegen kann darum nicht ſeyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catull[3]; welches bereits Vavaſſor, und noch ein Gelehrter*), ob ſchon nur

*) Remarques sur les Reflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavassoris. — Observationes miscellaneae in Auctores v. et n. Vol. II. T. II. p. 208.

[1] a [fehlt 1771 ab] [2] getraute [1771 a] [3] des Catulls [1771 a]

Vulkan geopfert, das ist, verbrannt habe. Aber es ist, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zusatz des Famianus Strada, daß diese Verbrennung dem Catull zu Ehren geschehen sey. Naugerius zeigt sich, in seinen Gedichten selbst, auch nur als einen sehr entfernten Nachahmer des Catull[1]: er ist bey weitem kein Cotta, der, um eben diese Zeit, seinen Landsmann mit allen den offenbarsten Fehlern nachahmte, und besonders in der Rauhigkeit des catullischen Pentameters eine Schönheit suchte, die nur für ganz eigene Ohren seyn kann. Zwar wenn Cotta dieses in dem Geiste that, in welchem es schon zu der Zeit des jüngern Plinius geschah: so habe ich nichts dagegen. Denn schon damals bediente man sich zu Rom der Schreibart des Catull[1], so wie jetzt französische Dichter sich der Schreibart ihres Marot[2] dann und wann bedienen. Nicht als ob diese Schreibart noch jetzt die reinste, und richtigste, und beste wäre: sondern bloß, weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger sind, überhaupt aber Nachlässigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weise wagen dürfte. Facit versus, schreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus*), quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es ist kein Wunder, daß uns von diesen Versen des Saturninus nichts übrig geblieben: wer sich nicht in der Sprache seines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getrauet, nimmt vergebens zu einer ältern seine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn sie auch nur die Muster in jeder Gattung aufheben soll; und es ist nichts mehr als Verdienst, daß der originale Martial, vor dem vollkommensten Nachahmer des Catull[1], auf uns gekommen ist; wenn es auch schon wahr wäre, daß Catull selbst dem Martial unendlich vorzuziehen sey.

(3.)

Ich ergreife diese Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einst über den ersten Wiederauffinder des

*) Ep. 16. lib. I.

[1] des Catulls [1771a] [2] ihres Marots [1771a]

um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen; sondern bloß, um aus der Sprache dieses Landes ein Merkmahl anzugeben, aus welchem wir den Namen des[1] Finders errathen sollen. Denn die Worte Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen, können unmöglich etwas anders heißen, als daß der Name dieses Finders, dieses Kompatrioten des Catull[2], dieses Veroneſers also, auf welchen nur allein das cui sich beziehen kann, in der französischen Sprache a calamis hergenommen sey. Folgt aber hieraus, daß er sich darum nothwendig auch auf französischem Grunde und Boden müsse befunden haben, als er seinen Fund that? Möglich kann es seyn: nur aus diesen Worten fließt es nicht schlechterdings.

Es war sonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal seine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien sey diesem Lande bey Wiederherstellung der schönen Litteratur sehr vieles schuldig, nicht zu verdenken, daß er, unter andern auch dem Skaliger die in Frankreich geschehene Wiederentdeckung des Catull[2] durchaus nicht einräumen wollte*). Er merkte an, daß das nehmliche Epigramm sich bereits auf einer alten gedruckten Ausgabe des Catull[2] befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er sagt nicht, welchem Guarinus; und giebt auch diese alte Ausgabe selbst nicht näher an. Woher es also Herr Hamberger hat, daß Baptista Guarinus zu verstehen sey, kann ich nicht wissen. Nur so viel weiß ich, daß sich Herr Hamberger irret, wenn er diesen Baptista Guarinus selbst zu dem Wiederauffinder des Catull[2] macht**). Dieses hat Pignorius auch gar nicht sagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus sey; nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handele. Vielmehr unterscheidet er den Verfasser des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Kompatrioten und Erretter des Catull[2]; und der Fehler, den er dabey begeht, ist nur dieser, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel sahe, er seines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nehmlich, daß die

*) Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

**) Zuverlässige Nachr. Th. I. S. 470. „Was noch vorhanden ist „(vom Catull nehmlich) hat Baptista Guarinus, aus Verona, in Frankreich zuerst „gefunden."

[1] dieſes [1771 b] [2] des Catulls [1771 a]

Worte, a Calamis tribuit cui Francia nomen, weiter nichts sagen sollten, als daß der Wiederauffinder Franciskus geheißen habe. Und das ist augenscheinlich falsch: denn er soll ja nicht seinen Namen von Francia haben, sondern Francia ihm[1] seinen Namen a Calamis beygelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlassen, zur Entschuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpungirt[2] gelesen, als Skaliger. Nehmlich so:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen*).

Und so hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Bestimmung des longis a finibus in der ersten Zeile gehalten; wonach die Worte, tribuit cui Francia nomen, für sich allein genommen, freylich nichts mehr sagen können, als er sie sagen läßt. Allein was wäre denn unter diesem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verstehen? Ich wüßte nicht; und sicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja sonst der ganze Streit zwischen ihm und dem Skaliger auf einmal entschieden wäre.

Ueberhaupt sieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer solchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen: denn sonst hätte es ihnen ja wohl nicht schwer seyn können, die wahre Meynung zu erkennen, und einen Geschlechtsnamen ausfindig[3] zu machen, der im Französischen sich wirklich a calamis ableiten lasse. Angenommen nehmlich, daß a calamis so viel heißen soll, als von Schreibfedern, welches es ohnstreitig heißen kann; und nun[4] sich erinnert, daß Schreibfedern auf Französisch Plumes heißen: was ist leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen solchen Geschlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß sie die Entdecker des Catull[5] gewesen wären? Allerdings; und wenigstens lebte um eben diese Zeit, das ist, in der

*) Zwar steht bey ihm selbst das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler.

Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

[1] soll ihm [1771 a] [2] interpunktirt [1771 a] [3] ausfündig [1771 a] [4] und man nun [1771 b] [5] des Catulls [1771 a]

letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medikus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das Sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popadopoli*), und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen: eben so wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst seyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medikus; sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte: so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen seyn. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmahle zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beygelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beyfall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die: weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuskripte des Catull,[1] in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich, anstatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, das ist, thalamis. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen

*) Historiae Gymnasii Patavini, T. II. p. 184.

[1] des Catulls, [1771 a]

nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen Andern sein Glück versuchen lassen, und nur noch anmerken, daß besagtes Manuskript auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Skaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beym Skaliger keinen Verstand hat, stehet, anstatt cursum, *turbae:* und so scheinet doch einigermaaßen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon Fabricius*), ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nöthig erachtete.[1] Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius bezieht; wonach aber die Interpunktion[2] der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieset die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich sie auch in dem wolfenbüttelschen Manuskripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile, anstatt revocate, *celebrate;* und in der sechsten, anstatt clausa, *causa.* Wenn denn nun aber in den Zeilen selbst das geringste dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden: denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo sind die Scheffel anders, als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Besseres zu sagen.

III.

Martial.

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bey den Griechen sowohl als bey den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht;

*) Biblioth. lat. T. I. p. 53.

[1] [In der Ausgabe von 1629 aber führt Pignorius das ganze Epigramm Wort für Wort mit der Lesart turbae an] [2] Interpunktation [1771 a]

aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen: daß er der erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgeſondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verſchiedenheit ſind, als daß man ſie noch alle hätte klaſſificiren können, oder wollen. Der Name ſelbſt ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterſchied[1] beygelegt: Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius ſtellte es frey, welche von dieſen Benennungen man ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten beylegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinſchaftlichen Sylbenmaaße überſchrieben hatte*).

Martial, wie geſagt, war der erſte, der ſich eine deutliche, feſte Idee von dem Epigramme machte, und dieſer Idee beſtändig treu blieb. So verſchieden ſeine Sinngedichte auch immer in Anſehung der Einfälle ſeyn mögen: ſo vollkommen ähnlich ſind ſie einander doch alle in Anſehung ihrer innern Einrichtung. Das ſchlechteſte und das beſte, das größte und das kleinſte, haben ohne Ausnahme das Merkmahl, woran ihre Verwandtſchaft und Belangung zu der nehmlichen Klaſſe auch ein Leſer empfindet, der nichts weniger als Kunſtrichter iſt.

Und ſo wie dem Martial der Ruhm des erſten Epigrammatiſten, der Zeit nach, gehöret: ſo iſt er auch, noch bis jetzt, der erſte, dem Werthe nach, geblieben. Nur wenige haben ſo viele Sinngedichte gemacht, als er: und niemand unter ſo vielen ſo viel gute; und ſo viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächſten kömmt, iſt unſer Wernike. Beyder Reichthum iſt faſt gleich groß: nur daß man dem Reichthume des Deutſchen ein wenig zu ſehr die Mühe und den Schweiß anſieht, den er gekoſtet. Martial gewann den ſeinigen unter Menſchen und von Menſchen: Wernike föderte ſeinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernike beſaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martial[2] ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man ſchweige doch nur von dem falſchen Witze des Martial!

*) *Lib. IV. ep. 14.* Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

[1] Unterſcheid [1771 a] [2] dem Martiale [1771 a]

Welcher Epigrammatist hat deren nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen eben so viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feyerlicher, gleich ehrlicher Mine bieten sie den unechten eben so theuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bey einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bey einem solchen eben so ernst, eben so würdig, eben so groß seyn: und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen, als durch Gegenstellung neuerer[1] Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nehmlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben; wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martial[2] — wer kennt es nicht? — ist dieses*):

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quaereret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes avido bibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob schon nichts, als das historische Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch

*) Lib. I. ep. 43.[3]

[1] neurer [1771 a] [2] des Martials, [1771 a] [3] ep. 48. [verdruckt 1771 b]

berichtet, daß nehmlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte.[1]" Freylich hat sie nichts weiter gesprochen, und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn, die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martial[2] giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen; wie z. E. Raderus*): dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine; und die Worte, I nunc, et ferrum, turba molesta, nega! sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bey der Handlung selbst gegenwärtig zu seyn, und ganz in dem Geiste der Porcia, der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bey dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht, und hätte also selbst ein solches I nunc zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können; wie sie denn auch wirklich so etwas sagte**). Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martial[3] unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereiniget, höre man seine Nacheiferer.

Der erste sey Markus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten, und zugleich den nächsten Platz nach dem Martial[3] zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken!***)

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?

*) Bey dem diese letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciae victricis vox heißt.

**) *Plinius ep. 16. lib. III.* Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

***) Deliciae Poet. Ital. P⁴. I. p. 707.

[1] beförderte. [1771 a] [2] des Martials [1771 a] [3] dem Martiale [1771 a] [4] Par. [1771 a]

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen; besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer seyn mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernike; und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwey Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martial[1].

1.*)

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
„Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
„Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
„Und isset Feur, weil er aus Lethe Wasser trinkt."

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschicke beugt,
„Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
„Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
„Was für ein Feur in ihrem Herzen."

Ich hätte große Lust, nach dem Beyspiele des Plutarch,[2] elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären, und Porcia, anstatt Feuer, nichts als Staub hinunter geschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bey alle dem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt, und immer sehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten Possenreißer übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Juvenilia: und das kritische Urtheil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen; und sage über den poetischen Werth des Martial[1] überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus,

*) Zweytes Buch, S. 45.

[1] des Martials [1771 a] [2] des Plutarchs, [1771 a]

nicht klug im Kopfe seyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden; oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martial[1] über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meynen, daß nichts dawider[2] einzuwenden sey, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bey so unreinen Gedichten bestehen könne; noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht so wohl um ihrer Meynung überhaupt beyzutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beyzutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederschreiben.

1. Wenn man von je her, so wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freye Sprache zu führen, und sich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlstand, außer dieser Absicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte eines der letztern zu betrachten? Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen bey ihm uns schon so viel Abscheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavassor im geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martial[1] gerade am meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das drey und vierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

[1] des Martials [1771 a] [2] darwider [1771 a]

Worte, a Calamis tribuit cui Francia nc
ſollten, als daß der Wiederauffinder Fr
Und das iſt augenſcheinlich falſch: denn er
von Francia haben, ſondern Francia ihm[1]
beygelegt haben. Indeß muß ich auch n
ſchuldigung des Pignorius anzuführen, daß
anders interpungirt[2] geleſen, als Skaliger.

Scilicet a Calamis; tribuit cui F
Und ſo hat er ohne Zweifel das a Calam
liche Beſtimmung des longis a finibus in
wonach die Worte, tribuit cui Francia n
nommen, freylich nichts mehr ſagen können, c
was wäre denn unter dieſem a Calamis f
Ort, oder für ein Volk zu verſtehen? Ich
muß es Pignorius auch nicht gewußt habe
Streit zwiſchen ihm und dem Skaliger auf

Ueberhaupt ſieht man wohl, daß wed
es der Mühe werth gehalten, einer ſolchen
zu gehen: denn ſonſt hätte es ihnen ja woh
die wahre Meynung zu erkennen, und ein
findig[3] zu machen, der im Franzöſiſchen ſi
leiten laſſe. Angenommen nehmlich, daß
ſoll, als von Schreibfedern, welches e
und nun[4] ſich erinnert, daß Schreibfedern
heißen: was iſt leichter und natürlicher, als
zu verfallen? Aber, wird man fragen, g
Geſchlechtsnamen? Haben wirklich Männer
zutrauen könnte, daß ſie die Entdecker de
Allerdings; und wenigſtens lebte um eben

*) Zwar ſteht bey ihm ſelbſt das Semikolo
durch einen Druckfehler.

Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Franc

aliam interpretationem recipit, quam a Francia
(et forte in horreo) Codicem Catulli.

[1] ſoll ihm [1771 a] [2] interpunktirt [1771 a] [3] ausfündig
[4] des Catulls [1771 a]

letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medikus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das Sonderbarste ist, dieser Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborner Veroneser.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popadopoli*), und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher diese ihre Nachricht von ihm geschöpft, selbst nachzusehen: eben so wenig, als es mir gelingen wollen, eines von seinen Büchern, deren er verschiedene geschrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann also auch nicht sagen, ob in diesen oder in jener etwas vorkömmt, welches die Vermuthung, daß er es wohl selbst seyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder bestärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer schlechter Medikus; sondern er galt zugleich für einen scharfsinnigen Philosophen, und damals hatten die Philosophen in Italien schon ziemlich angefangen, sich mit den schönen Wissenschaften wieder auszusöhnen. Wenn er es aber auch nicht selbst war, der sich um den ersten Dichter seiner Vaterstadt so verdient zu machen Gelegenheit hatte: so könnte es doch wenigstens einer von seinen Vorfahren oder Anverwandten gewesen seyn. Denn das, muß man gestehen, ist doch immer sehr merkwürdig, daß an einem von diesem Geschlechte beide Merkmahle zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man sagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beygelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich demohngeachtet eine so wahrscheinliche Vermuthung, gleich Eingangs, vor dem völligen Beyfall verwahret habe. Ich will es kurz machen. Die Ursache ist die: weil ich seit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuskripte des Catull,[1] in der fürstlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgesetzt worden, lese ich, anstatt a calamis, deutlich und ungezweifelt a talamis, das ist, thalamis. Und da läge sie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn diese Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen

*) Historiae Gymnasii Patavini, T. II. p. 184.

[1] des Catulls, [1771 a]

nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen Andern sein Glück versuchen lassen, und nur noch anmerken, daß besagtes Manuskript auch sonst einiges nicht völlig so lesen läßt, als Skaliger gelesen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beym Skaliger keinen Verstand hat, stehet, anstatt cursum, *turbae:* und so scheinet doch einigermaaßen ein Verstand von weitem herleuchten zu wollen. Doch diese bessere Lesart giebt auch schon Fabricius*), ohne zu sagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er sie nicht; als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzusetzen für nöthig erachtete.[1] Vielleicht also, daß Fabricius die alte Ausgabe selbst vor sich gehabt, auf die sich Pignorius beziehet; wonach aber die Interpunktion[2] der dritten Zeile, welche dieser doch auch daher genommen zu haben scheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieset die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich sie auch in dem wolfenbüttelschen Manuskripte finde. — Endlich hat dieses auch noch in der fünften Zeile, anstatt revocate, *celebrate;* und in der sechsten, anstatt clausa, *causa.* Wenn denn nun aber in den Zeilen selbst das geringste dadurch mehr aufgekläret würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Distichon mir völlig unverständlich ist. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden: denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo sind die Scheffel anders, als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts Besseres zu sagen.

III.

Martial.

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bey den Griechen sowohl als bey den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht;

*) Biblioth. lat. T. I. p. 53.

[1] [In der Ausgabe von 1629 aber führt Pignorius das ganze Epigramm Wort für Wort mit der Lesart turbae an] [2] Interpunktation [1771 a]

aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen: daß er der erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgeſondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verſchiedenheit ſind, als daß man ſie noch alle hätte klaſſificiren können, oder wollen. Der Name ſelbſt ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterſchied[1] beygelegt: Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius ſtellte es frey, welche von dieſen Benennungen man ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten beylegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinſchaftlichen Sylbenmaaße überſchrieben hatte*).

Martial, wie geſagt, war der erſte, der ſich eine deutliche, feſte Idee von dem Epigramme machte, und dieſer Idee beſtändig treu blieb. So verſchieden ſeine Sinngedichte auch immer in Anſehung der Einfälle ſeyn mögen: ſo vollkommen ähnlich ſind ſie einander doch alle in Anſehung ihrer innern Einrichtung. Das ſchlechteſte und das beſte, das größte und das kleinſte, haben ohne Ausnahme das Merkmahl, woran ihre Verwandtſchaft und Belangung zu der nehmlichen Klaſſe auch ein Leſer empfindet, der nichts weniger als Kunſtrichter iſt.

Und ſo wie dem Martial der Ruhm des erſten Epigrammatiſten, der Zeit nach, gehöret: ſo iſt er auch, noch bis jetzt, der erſte, dem Werthe nach, geblieben. Nur wenige haben ſo viele Sinngedichte gemacht, als er: und niemand unter ſo vielen ſo viel gute; und ſo viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächſten kömmt, iſt unſer Wernike. Beyder Reichthum iſt faſt gleich groß: nur daß man dem Reichthume des Deutſchen ein wenig zu ſehr die Mühe und den Schweiß anſieht, den er gekoſtet. Martial gewann den ſeinigen unter Menſchen und von Menſchen: Wernike föderte ſeinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernike beſaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martial[2] ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man ſchweige doch nur von dem falſchen Witze des Martial!

*) *Lib. IV. ep. 14.* Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

[1] Unterſcheid [1771 a] [2] dem Martiale [1771 a]

Welcher Epigrammatist hat dessen nicht? Aber wie viele haben das, was den falschen Witz allein erträglich macht, und was Martial in so hohem Grade besitzt? Martial weiß, daß es falscher Witz ist, und giebt ihn für nichts anders: seine müßigen Finger spielen, und kaum ist das Spielwerk fertig, so bläset er es aus der Hand. Andere hingegen wissen kaum, woran sie schneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein ist; sie geben sich mit dem einen eben so viel Mühe, als sie nur mit dem andern sich geben sollten; mit gleich wichtiger, gleich feyerlicher, gleich ehrlicher Mine bieten sie den unechten eben so theuer als den echten.

Auch wüßte ich fast kein Exempel, wo Martial in eben demselben Sinngedichte falschen und wahren Witz vermischt hätte. Er hat sehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenstand sehr klein, sehr lächerlich, sehr verächtlich ist. Aber nie zeigt er falschen Witz bey einem ernsten, würdigen, großen Gegenstande. Er kann bey einem solchen eben so ernst, eben so würdig, eben so groß seyn: und nur das ist der wahre Probierstein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in diesem Punkte wäre nicht besser zu führen, als durch Gegenstellung neuerer[1] Sinndichter, die sich gelüsten lassen, über den nehmlichen ernsthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben; wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martial[2] — wer kennt es nicht? — ist dieses*):

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quaereret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes avido bibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob schon nichts, als das historische Faktum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung sagte, sie mit Worten ausdrücken läßt. Man sage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unschicklichkeit, wenn die That anders so geschehen ist, als Plutarch

*) Lib. I. ep. 43.[3]

[1] neurer [1771 a] [2] des Martials, [1771 a] [3] ep. 48. [verdruckt 1771 b]

berichtet, daß nehmlich Porcia, nachdem sie die brennenden Kohlen verschluckt hatte, den Mund fest verschloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte.[1]" Freylich hat sie nichts weiter gesprochen, und konnte wohl auch nichts weiter sprechen. Doch wer heißt uns denn, die letzte Zeile als Worte der Porcia ansehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martial[2] giebt, die dieses zu thun ausdrücklich anweisen; wie z. E. Raberus*): dagegen ich keinen weiß, der vor dieser Mißdeutung gewarnet hätte. Gleichwohl ist es sicherlich eine; und die Worte, I nunc, et ferrum, turba molesta, nega! sind Worte des Dichters, der auf einmal sich dünken läßt, bey der Handlung selbst gegenwärtig zu seyn, und ganz in dem Geiste der Porcia, der vereitelten Aufsicht mit diesem Epiphonema spottet. Mit der Arria, die man bey dem ähnlichen Entschlusse, mit ihrem Gemahle zu sterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß sie für todt niederfiel, wäre es ein anderes gewesen. Denn diese ward wieder zu sich gebracht, und hätte also selbst ein solches I nunc zu der lästigen Schaar ihrer gutherzigen Aufseher sagen können; wie sie denn auch wirklich so etwas sagte**). Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: so eine Ungereimtheit konnte dem Martial[3] unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von diesem angeschmitzten Flecke gereiniget, höre man seine Nacheiferer.

Der erste sey Markus Antonius Casanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateinischen Epigrammatisten den allerersten, und zugleich den nächsten Platz nach dem Martial[3] zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieses erwecken!***)

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?

*) Bey dem diese letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciae victricis vox heißt.

**) *Plinius ep. 16. lib. III.* Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

***) Deliciae Poet. Ital. P[4]. I. p. 707.

[1] beförderte. [1771 a] [2] des Martials [1771 a] [3] dem Martiale [1771 a] [4] Par. [1771 a]

Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile so nachlässig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leser schon die ganze That der Porcia bekannt seyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaaßen verstehen soll: sondern ich will bloß fragen, was wir bey dieser letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken sollen? Oder was hätte Porcia wohl selbst gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritischen Augenblicke solche Worte entfahren wären? Wie kam sie darauf, sich einem Hause zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verstande heißen, in welchem es hier gebraucht seyn muß? — Doch diese Armseligkeit ist so vieles Ernstes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Casanova, versuchte auch Faustus Sabäus sein Heil; und so:*)

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe sich, unter allen möglichen Todesarten, gerade diese mit vielem Bedachte ausgesonnen? sie habe mit allem Fleiße die Wasser ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, sondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? sie habe — Doch was ist leichter, als über so etwas[1] zu spotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nikolaus Grudius: dem Bruder des zärtlichen Johannes Sekundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber sein Epigramm ist so lang — ich glaube, ich werde mit dem bloßen Schlusse davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Versen betheuern,[2] wie gern und wie unfehlbar sie ihm unverzüglich folgen wolle; und setzt endlich hinzu**):

*) Deliciae Poet. Ital. P. II. p. 565.
**) Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.

[1] so was [1771 a] [2] betheuren, [1771 a]

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von seinen eigenen Pfeilen; besonders, wenn ihm von jenen vertauschten noch einer übrig ist. Oder, wenn es ja Feuer seyn mußte, warum nicht lieber seine eigene Fackel?

Es folget endlich Wernike; und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen lassen. Er hat zwey Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich besser als die Sinngedichte des Casanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muster des Martial[1].

1.*)

„Man hört nicht Porcia vergebens sich beklagen,
„Noch daß dies edle Weib in Ohnmacht weibisch sinkt;
„Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
„Und isset Feur, weil er aus Lethe Wasser trinkt."

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geschicke beugt,
„Die mit dem Tode weiß, wie Cato selbst, zu scherzen:
„Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
„Was für ein Feur in ihrem Herzen."

Ich hätte große Lust, nach dem Beyspiele des Plutarch,[2] elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzusetzen: Wunder, wenn unter allen diesen frostigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloschen wären, und Porcia, anstatt Feuer, nichts als Staub hinunter geschluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Fest mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bey alle dem hat Muretus in seinen Epigrammen den Martial doch sehr oft nachgeahmt, und immer sehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten Possenreißer übertrifft, sind die Wortspiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Juvenilia: und das kritische Urtheil fällte er, wenn Gott will, in seinem reifen Alter.

Ich lasse also den Mann ruhen; und sage über den poetischen Werth des Martial[1] überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus,

*) Zweytes Buch, S. 45.

[1] des Martials [1771 a] [2] des Plutarchs, [1771 a]

welcher den Martial ſeinen Virgil nannte,[1] weiter nichts damit ſagen wollen, als daß Martial in ſeiner kleinen Dichtungsart eben das ſey, wofür Virgil in ſeiner größern gelte; wie ſich verſchiedene Gelehrte dieſes eingebildet: ſo hat ſich niemand zu ſchämen, ebenfalls von ſo vornehmen Geſchmacke zu ſeyn. Aber ohnſtreitig wollte dieſer Cäſar damit mehr ſagen; und es hat nie an Leuten ſeines Ranges gefehlt, die eine luſtige ſchmutzige Kleinigkeit in allem Ernſte dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anſtrengung, ihm nach zu empfinden, fodert. Sie überſchätzen, was ihnen gefällt, ohne ſich zu bekümmern, was ihnen gefallen ſollte.

Höchſtens iſt eine dergleichen Ueberſchätzung nur dem Verfaſſer ſelbſt zu vergeben. Martial ſelbſt mochte immer glauben, daß ſeine Epigrammen eben ſo viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerſpiele*): denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man ſich dieſe Sache ſelbſt nicht geringfügig denkt. Man muß ſie vielmehr unabläſſig als eine der erſten in der Welt betrachten: oder es iſt kein Enthuſiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Beſonderes[2] auszurichten ſtehet. Nur wehe dem Leſer, der ſich von dieſem den Verfaſſern ſo nützlichen Selbſtbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er ſelbſt nicht wiſſen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig iſt; und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martial[3] in den neueren[4] Zeiten mehr geſchadet, als der unzüchtige Inhalt, den ſeine Sinngedichte nicht ſelten haben. Nicht zwar, als ob man leugnen wollen, daß etwas äſthetiſch ſchön ſeyn könne, wenn es nicht auch moraliſch gut iſt. Aber es iſt doch auch ſo gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieſes Gute nicht zugleich erkennet.

Diejenigen meynten es daher noch immer ſehr treu mit ihm, die lieber alle ſeine juckenden, kranken, anſteckenden Theile ausſchneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unſchuldiger und mit einer zartern Stirne begabter Leſer verbannet wiſſen wollten. Ramires de Prado mußte

*) Lib. IV. ep. 49.

[1] nennte, [1771 a] [2] Beſonders [1771 a] [3] des Martials [1771 a] [4] neurern [1771 a]

nicht klug im Kopfe seyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer so guten Absicht so übel mitspielen konnte. Ein anderes wäre es gewesen, wenn das Ausgeschnittene zugleich vernichtet worden; oder wenn noch jetzt leicht zu besorgen stünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entschuldigung des Martial[1] über den Punkt der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meynen, daß nichts dawider[2] einzuwenden sey, sie noch nicht einmal so weit ausgedehnet, als sie ohngefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich ist, daß ein reines Leben bey so unreinen Gedichten bestehen könne; noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen soll. — Nicht so wohl um ihrer Meynung überhaupt beyzutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verständnisse des Dichters beyzutragen, will ich hierüber ein Paar Anmerkungen niederschreiben.

1. Wenn man von je her, so wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, also auch denen, welche sich der Besserung des sittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freye Sprache zu führen, und sich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlstand, außer dieser Absicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert, den Martial in dem Gesichtspunkte eines der letztern zu betrachten? Augenscheinlich wenigstens ist es, daß er die Absicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüsten anzupreisen, deren bloße Benennungen bey ihm uns schon so viel Abscheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geschieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavassor im geringsten nicht gedacht haben, der ein gewisses Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martial[1] gerade am meisten zu finden glaube, so ansieht, als ob sich der Dichter selbst dadurch das Urtheil gesprochen. Es ist das drey und vierzigste des zwölften Buchs, an einen nicht ganz schlechten Poeten, dessen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

[1] des Martials [1771 a] [2] darwider [1771 a]

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor;
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavaſſor erkennet in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füße getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meynet: ſo prallet doch der Pfeil, den er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück*). — Ich kann mich deſſen ſchwerlich bereden. Denn auch der unbeſonnenſte Schriftſteller nimmt ſich vor dergleichen Selbſtverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von ſeinem freyeſten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu ſeyn geglaubt haben; und ich meyne, er hätte dieſen abführen können, wenn er ſich der Retorſion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?“ hätte Martial ſagen können; „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, der „ich nichts ſage, als was täglich um und neben mir geſchieht; der ich „es höchſtens nur eben ſo ohne Scham ſage, als es geſchieht; der ich „es aber auch ſo ohne Scham ſagen muß, wenn es ein Brandmahl „für den werden ſoll, von dem ich es ſage: was habe ich mit dir gemein, der du zu den Lüſten, die ich durch das Lächerliche ſo gut zu „beſtreiten ſuche, als ſich etwas Strafbares durch das Lächerliche be-

*) *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc Epigramma Martialis scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant atque in caput jacientis recidant.

„ſtreiten läßt, der du zu dieſen Lüſten mit aller möglichen verführe-
„riſchen Beredſamkeit anreitzeſt? Dieſes Anreitzen, dieſe Erweckung
„der Begierden iſt es, was ich eigentlich an dir verdamme, und mich
„auf keine Weiſe trift: nicht die nackten ſchamloſen Worte, die ich
„freylich eben ſo gut brauche, als du; aber zu einer andern Abſicht,
„als du. So gar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieſer
„Worte weit mäßiger, weit beſcheidener biſt, als ich. Aber, guter
„Freund, im Grunde iſt das deſto ſchlimmer. Es zeigt, daß du dein
„Handwerk recht wohl verſteheſt, welches eins[1] von denen iſt, die einen
„Menſchen um ſo viel ſchlechter machen, je vollkommner er darin[2] wird.
„Du magſt es bald weggehabt haben, daß ſich die Begierden bey dem
„Verfeinten, Verſteckten, welches mehr errathen läßt, als ausdrückt, weit
„beſſer befinden, als bey dem plumpen Geradezu. Darum allein ver-
„meideſt du dieſes, und verſchwendeſt an jenes ſo viel Witz und Blumen.
„Bey Leibe nicht, daß du jemanden Röthe in das Geſicht jagen ſollteſt!
„Röthe iſt Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit iſt nie ohne Unwillen
„oder Furchtſamkeit. Wie taugten dieſe in deinen Kram? Lieber um-
„geheſt du dieſe Vorpoſten der Zucht ſo weit, ſo leiſe, als nur möglich.
„Du ſchoneſt der Schamhaftigkeit deiner Leſer, um ſie unmerklich gänz-
„lich darum zu bringen. Ich beleidige ſie dann und wann; aber es
„geſchieht, um ſie thätig und aufmerkſam zu erhalten. Immer nenne
„mich einen ungeſchliffenen, groben Spötter; einen ekeln Poſſenreißer,
„wenn du willſt. Wer wird nicht lieber ein Spötter ſeyn wollen, als
„ein Verführer? nicht[3] lieber ein Poſſenreißer, als eine liſtige, gleißende,
„maulſpitzende Hure? Frage bey dem Didymus nach, weſſen Gedichte
„ſeine Mädchen am liebſten leſen? ob meine, oder deine? welche von
„beiden ſie ihren zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorſingen?
„mit welchen von beiden er ſie ſelbſt in dem Geſchmacke ihres Berufs
„erhält? Dich allein kennen ſie; du allein liegſt auf ihren ſchmutzigen
„Nachttiſchen. Ganz natürlich! Denn ich ſchlage, und du kitzelſt. Zwar
„höre ich, ſoll es auch eine menſchliche Gattung von Waldeſeln geben,
„deren dicke Haut meine Schläge ſelbſt zu Kitzel macht. Aber wer fragt
„nach der? An der iſt nichts zu beſſern, und nichts zu verderben: und
„wenn es meine Schläge nicht ſind, welche ihr juckendes Fell krauen,
„ſo iſt es der erſte der beſte Eckſtein," u. ſ. w.

[1] eines [1771 a] [2] darinnen [1771 a] [3] Noch [verdruckt 1771 a]

Man wird leicht sehen, warum ich in dieser Rede, welche ich dem Martial[1] in den Mund lege, den Sabellus weit weniger strafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedichte erscheinet. Denn es versteht sich von selbst, wenn Martial gegen den allerfeinsten Sabellus, gegen jeden Sänger der unschuldigern Wollust, sich auf diese Weise vertheidigen kann: so wird er seine Sache, aus eben den Gründen, um so viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehischen Sabellus gewinnen müssen. Es kömmt unter beiden Theilen, wie gesagt, nicht auf die bloße schamlose Erwähnung[2] unzähliger Gegenstände an, durch welche meistens nur eine Anständigkeit beleidiget wird, die sich mehr von gesellschaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menschen herschreibet: sondern es kömmt auf die anlockenden Sophistereyen an, mit welchen man solche Gegenstände ausrüstet; auf die Anreizung zu Lüsten, zu welchen ohnedies[3] schon so vieles in der Welt anreizet; auf die Erweckung solcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigstens ist der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht sehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martial[4] keiner weitern Ausflucht bedürfte.[5] Und doch bedarf es einer noch sehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Last fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und spottet, sondern von[6] sich selbst redet, für sich selbst wünschet und fodert. Was sich für diese sagen ließe, wenn es darauf abgesehen wäre, den Martial von dem Verderbnisse seiner Zeit so wenig als möglich angesteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht Folgendes.

Es ist falsch, daß der epigrammatische Dichter alles, was er in der ersten Person sagt, von seiner eigenen Person verstanden wissen will. Kürze und Rundung, welches so nothwendige Eigenschaften seiner Dichtungsart sind, nöthigen ihn öfters, in der ersten Person etwas vorzutragen, woran weder sein Herz noch sein Verstand Theil nimmt. Daß dieses auch dem Martial[1] begegnet sey, daß auch Martial hieraus sich kein Bedenken gemacht habe, ist sehr glaublich; und ein unwidersprechliches Beyspiel haben wir an dem sechsten Epigramme des ersten Buchs.

---

[1] dem Martiale [1771 a] [2] Erwählung [verdruckt 1771 a] [3] ohnedem [1771 a] [4] des Martials [1771 a] [5] bedürfe. [1771 a] [6] vor [1771 a]

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer ist hier die erste Person? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter ist vielmehr gerade der, mit welchem jene erste Person spricht. Der Kayser Domitianus selbst ist es, welchen Martial so redend einführet, ohne uns weder in dem Gedichte noch in der Aufschrift den geringsten Wink davon zu geben. Was er also hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfter[1] unterlassen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen, nicht Martial selbst, sondern ein Freund und Bekannter desselben, sprechen?

Martial bekennt ohnedies,[2] daß er nicht immer aus eigener Willkühr gedichtet. Er ließ sich auch wohl den Gegenstand zu einem Epigramme aufgeben; denn er beklagt sich gegen einen gewissen Cäcilian, daß er ihm so ungeschickte Gegenstände vorlege, über die es ihm nicht möglich sey, einen gescheidten Einfall zu haben*).

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: qui fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn so ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das, ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiste desselben gemacht haben? Wird er es ihm also auch nicht selbst in den Mund gelegt haben?

Allerdings ist durch diese Wendung gewissermaaßen von dem moralischen Charakter des Martial[3] nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig seyn könnte. Aber wenn der Dichter so schlimm nicht war, als sein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringsten besser? Gewiß nicht. — Doch dieses, gegen Tugend und Wohlstand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bey der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu seyn scheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von sich selbst

*) Lib. XI. ep. 43.

[1] öfterer [1771 a] [2] ohnedem, [1771 a] [3] des Martials [1771 a]

versichert, desto wahrscheinlicher zu machen. Es verlohnet sich also der Mühe, sie, ohne Rücksicht auf diesen Punkt, durch einige Beyspiele mehr zu erhärten; und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freylich nicht der Dichter, sondern Domitianus spricht, aber doch mit dem Dichter spricht. Aus diesem Umstande, dürfte man meynen, verstünde es sich von selbst, daß die erste Person darin nicht der Dichter seyn könne: aber eben dieser Umstand müsse sich dann auch bey den andern Beyspielen zeigen, von welchen sich das nehmliche verstehen solle. Das ist: man dürfte die Anmerkung, nach Maaßgebung dieses Musters, nur von solchen Epigrammen wollen gelten lassen, die der Dichter an sich selbst überschrieben.

Was ich nun hierüber zu sagen habe, wird zusammen auf nichts Schlechteres hinauslaufen, als auf eine Untersuchung über — die Frau des Martial.[1] Hat Martial, während seines vier und dreyßigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war sie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der ersten Person hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt: sagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiser das Ius trium liberorum erhielt, welches in gewissen bürgerlichen Vorzügen bestand, deren sich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drey Kindern waren: so machte er an seine Frau folgendes Epigramm*):

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein sehr verbindliches Kompliment! Doch eine gute Frau verstehet Spaß, und weiß wohl, daß man so was derjenigen gerade am ersten sagt, die man am ungernsten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die diesen Spaß für vollen Ernst aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernst aufgenommen. Sie sind nur unter sich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verstanden habe. Ob er bloß

*) Lib. II. ep. 92.

[1] des Martials. [1771a]

damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr die völlige Eheſcheidung damit angekündiget? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht*), wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn: und beweiſen zu können glaube ich, daß das Ius trium liberorum auch wirklich Unverehlichten ertheilet worden.

Aber freylich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freylich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet**):

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau, und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehrbare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch: worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt***).

Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. - -
Si te delectat gravitas, Lucretia toto[1]
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheinet ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte†). Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſtehet, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

*) *Funccius de imminenti latinae linguae senectute, p. 212.* Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.

**) Lib. III. ep. 92.

***) Lib. XI. ep. 105.

†) Lib. XI. ep. 44.

[1] tota [1771 ab]

Ich bin unbesorgt, daß die, welchen Martial schlechterdings zu Rom soll verheyrathet gewesen seyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der ersten Person bey ihm die Rede ist, seine eigene darunter verstehen, nicht auch noch weit widersprechendere Nachrichten von ihr sollten zu vergleichen wissen. Aber begierig wäre ich zu hören, was sie zu denjenigen Epigrammen sagen, in welchen sich Martial mit eben so klaren Worten für unverheyrathet ausgiebt? Denn dieses thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heyrathsregel ertheilet*)?

Uxorem quare locupletem ducere nolim,
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

Oder wenn er die Ursache angiebt, warum er die Thelesina nicht heyrathe, und warum er sie dennoch wohl heyrathen möchte**)?

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — — —

Wollen sie wohl sagen, daß man die Zeiten unterscheiden müsse, und daß Martial damals wohl könne Witwer gewesen seyn? Oder wollen sie lieber sagen, daß hier Martial in eines andern Namen spreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigstens eins[1] von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehrern Orten? — Und das war es nur, worauf ich sie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich sonach weder für, noch wider die Frau des Martial[2] aus den angeführten Epigrammen etwas zu schließen: so ist es doch wahrscheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, sondern, daß er sich erst in Spanien verheyrathet, als ihn Verdruß und Mangel in seinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erst fand er eine liebenswürdige Person, die es sich gefallen ließ, noch so spät sein Glück zu machen. Dieser erwähnt er daher auch erst in dem zwölften Buche, welches er in Spanien schrieb; und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit so individuellen Umständen, daß man wohl sieht, da allein sey es ihm Ernst gewesen, von seiner wirklichen Frau

*) Lib. VIII. epigr. 12.
**) Lib. II. epig. 49.

[1] eines [1771 a] [2] des Martials [1771 a]

zu ſprechen*). Er ſagt von ihr unter andern auch, daß ſie nie in Rom geweſen: und alſo hatte er ſie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er demohngeachtet mit ihr ſchon verheyrathet geweſen, und die ganzen vier und dreyßig Jahre, die er dort zubrachte, ſie in Spanien allein ſitzen laſſen, das hieße ja wohl etwas ſehr Unwahrſcheinliches annehmen, um etwas ſehr Wahrſcheinliches zu leugnen.

(4.)

In eine ähnliche Unterſuchung anderer Lebensumſtände des Dichters, will ich mich nicht einlaſſen. Ich möchte nach dem Maſſon, deſſen Schrift mir eben nicht bey der Hand iſt, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu ſind das wahre Leben eines Dichters, ſeine Gedichte. Das was[1] von dieſen zu ſagen iſt, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben: und die wichtigſten Nachrichten von einem alten Verfaſſer ſind nur in ſo weit wichtig, als ſie ſeinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig iſt, brauche ich nicht zu ſagen. Wenn einiges, was ſeinen Namen jetzt führet, nicht von ihm ſeyn ſollte: ſo vermiſſen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verſtehe unter dieſem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Exiſtenz ich nicht ſehe, warum Nik. Antonio**) zweifeln wollen. Er gedenkt ihrer doch ſo ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des erſten Buchs.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weiſe die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derſelben, gemeynt ſeyn. Denn ob der Dichter auch ſchon von dieſen, an mehr als einem Orte, eine ſehr beſcheidene Meynung äußert: ſo konnte er ſie doch ſo weit nicht herunter ſetzen,

*) Lib. XII. ep. 21. 31.[2]

**) Bibl. Hisp. vetus, p. 65.

[1] Nur was [1771 a] [2] L. XII. ep. 21. 53. [verbruckt 1771 b]

noch weniger das für unreife Früchte seiner poetischen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren so ernstlich beschäftiget finden.

Der Quinktus Pollius Valerianus, von dem Martial sagt, daß er den gänzlichen Untergang dieser verworfnen Kleinigkeiten noch hindere,[1] war also derjenige, welcher sie zum Verkauf abschrieb, oder für seine Rechnung abschreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus ist es schon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede seyn kann; denn der Buchhändler, welcher diese verkaufte, hieß Atrektus.

Warum ich aber der verlornen Jugendgedichte unsers Martials so geflissentlich hier gedenke, ist eigentlich dieses die Ursache: weil ich einen Einfall über sie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht schon mehrere gehabt haben. Ich glaube nehmlich, daß sie nicht so ganz untergegangen, sondern verschiedene derselben noch übrig sind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiast des Juvenal[2] führt eine Stelle aus dem Martial an, die sich jetzt bey ihm nirgends findet. Allerdings haben wir sonach den Martial nicht ganz: aber darum auch seine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnet*)? Warum könnte diese Stelle nicht eben in den Jugendgedichten gestanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu seyn glauben? Doch wenn gerade nur diese davon übrig wäre: so wäre es freylich so viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, sind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius seine Ausgabe des Martial[3] vermehrte. Er fand sie in einer Handschrift der bodlejanischen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß sie in dieser Handschrift an eben den Orten eingeschaltet waren, an welchen sie in seiner Ausgabe vorkommen**). Es giebt nur wenig spätere Herausgeber des Martial[3], die sich diese Einschiebsel so völlig gefallen lassen. Am ungestümsten aber stieß sie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schlusse seiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es ist eine Lust, ihn schimpfen zu hören: Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato pror-

*) Animad. in Spectac. p. 28.

**) Nehmlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 101. 102. 103.

[1] verhindere, [1771 a.] [2] des Juvenals [1771 a.] [3] des Martials [1771 a.]

sus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.

Wer giebt auf ſolche kritiſche Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skriver[1] eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martial[2] durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bey dem Martial wirklich findet: aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit, nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martial[2], weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſkript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſkripts immer

[1] des Skrivers [1771 a] [2] des Martials [1771 a]

glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skivern auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilet haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth*) ſagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lactitet,[1] edam:
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es ſchon ſelbſt für kein Werk des Martial[2] erkennet, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse etc. Wenigſtens, wo iſt das Mönchmäßige in dieſen zwey Proben? Und was haben ſie, das ſchlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte gefloſſen ſeyn, welcher noch keine Verſe machen kann, ſondern ſich erſt im Verſemachen übet? Eben das gilt von den übrigen ſechſen; ſogar das allerſchlechteſte In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindiſche Verſuch eines angehenden Epigrammatiſten, auch aus einer Zeit ſeyn kann, in der der mittelmäßigſte Dichter eine weit beſſere Sprache hatte. Denn, wie ich ſchon erwähnt, der übende Schüler iſt weder ſeinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbeſondere ähnlich, wozu er ſelbſt mit den Jahren gelangte.

Keinesweges aber will ich in dieſes gelindere Urtheil auch die-

*) Advers. lib. XXIII. cap. 6.

[1] lectitet, [1771 ab] [2] des Martials [1771 a]

jenigen Stücke mit eingeschlossen wissen, mit welchen Skriver selbst die Zusätze des Junius vermehrte. Denn in diesen herscht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römischer Knabe, von noch so weniger Erziehung, haben konnte. Dazu sehe ich auch nicht, wie Skriver sie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die er unter dem Namen des Martial[1] angeführt gefunden. Er sagt blos, daß es Epigrammen sind, die er aus alten Pergamenen, besonders aus alten Glossariis, zusammengeschrieben habe: und dieses hätten die neuern Herausgeber des Martial[1] nicht aus der Acht lassen sollen, welche sowohl jene authentischeren Zusätze des Junius, als diese weit verfänglicheren des Skriver,[2] ohne Unterschied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beygefüget haben.

Weit eher könnte ich jetzt selbst jene bessern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer sehr alten Handschrift genommen ist, die eine große Anzahl meistens noch ungedruckter Epigrammen verschiedner lateinischer Dichter enthält. Ich meyne das bekannte Manuskript, welches Salmasius vom Joh. Lakurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahret wird. Von einem Theile desselben hat Gudius eine Abschrift genommen, die sich unter seinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieser sehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es sonst schon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieses, meyne ich, könnte sich gar wohl aus seinen Jugendgedichten herschreiben, da es nichts als eine feine moralische Gesinnung ausdrückt, von der er in reifern Jahren nicht glaubte, daß sie zu einem Epigramme hinlänglich sey.

Vielleicht ließe sich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedies[3] schon aus den Jugendgedichten des Verfassers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieses in so frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn sie nach und nach in alle Hand-

[1] des Martials [1771 a] [2] des Skrivers, [1771 a] [3] ohnedem [1771 a]

schriften gekommen. Wenigstens, wenn Martial zu Ende seines ersten Buchs sagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieses erste Buch aber jetzt nicht hundert, sondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: so ist es so gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob sich wirklich neunzehn fremde mit eingeschlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon*), oder eine von dem Dichter selbst durchgesehene und verbesserte Abschrift, der strengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebt,[1] welches wider seinen Willen mit verschiedenen sehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längst[2] zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martial[3] zu verkaufen hatte, Quinktus Pollius Valerianus hieß; daß aber die Epigrammen nicht bey eben demselben, sondern bey einem andern, Namens Atrektus, zu finden waren, wie der Dichter selbst zum Schlusse des ersten Buches anzeigt**). Wenn ich nun hinzusetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nehmliche, durch den Quinktilian sein Werk ausgehen ließ) besonders die Xenia und Apophoreta desselben gehabt zu haben scheinet***): so sollte man fast vermuthen, daß auch schon damals jeder Buchhändler seine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, besessen, und nicht die ersten die besten abschreiben lassen, die ihm vor die Faust gekommen, und auf die sich ein anderer bereits eine Art von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewissenhafter unter sich gewesen seyn, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu seyn pflegen. So gar hat es das Ansehen, daß sie bey einem Buche, welches starken Abgang hatte, sich über die verschiedenen Formate von Abschrift verglichen; so daß der eine die großen Abschriften für die

*) Lib. VII. ep. 10.
**) Ep. 118.
***) Lib. XIII. ep. 3.

[1] giebet, [1771 a] [2] längst [fehlt 1771 b] [3] des Martials [1771 a]

Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abſchriften beſorgte. Ich glaube dieſes deutlich in einem Epigramme zu ſehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das dritte des erſten Buchs.

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieſes Epigramma ſetzen, Ubi libri venales, erſchöpft den Sinn deſſelben bey weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo ſeine Sinngedichte überhaupt zu kaufen; ſondern wo eine beſondere Art von Abſchrift derſelben zu bekommen: nehmlich eine ſolche, die ſich bequem auf der Reiſe mitführen läßt; eine Ausgabe in Taſchenformate: dieſes erhellet aus den erſten zwey Zeilen unwiderſprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis iſt der Gegenſatz von magnis; welches letztere nicht von jedem großen Werke, ſondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgerollt wurde: dahingegen das erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerſchnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern beſtand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieſer gab ſich der Freygelaſſene des Sekundus Lucenſis ab: denn, wie geſagt, die größere Ausgabe beſorgte Atrektus, und vielleicht auch außer ihm Tryphon*), weil einer allein ohne Zweifel ſie nicht beſtreiten konnte.

Daß alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martial[1] ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in Rom und außer Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie ließen ſich die Exemplare auch theuer genug bezahlen; und ich finde, daß der Dichter ſelbſt dem Tryphon darüber einen Stich giebt**).

*) Lib. IV. ep. 72.
**) Lib. XIII. ep. 3.

[1] des Martials [1771 a]

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas abbekommen, will ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Luſt hat, die Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der ſich durch dieſe Arbeit unſterblich machen will, daß er ſich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martial[1] weis machen läßt*); nehmlich den Pompejus Auktus, von welchem das funfzigſte Epigramm des ſiebenten Buches redet. Es iſt klar, daß dieſer Auktus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geſchäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martial[1] auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun; und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichſten auswendig, ſo daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, ſie den Leuten vorzuſagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Skrivern einkommen können, einen ſolchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen ſind ziemlich viele, wo nach meiner wenigen[2] Einſicht die Ausleger den Martial insgeſammt mißdeuten. Am gewöhnlichſten geſchieht es da, wo von Werken der Kunſt die Rede iſt, oder gewiſſe kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die ſie mit ein wenig Scharfſinn aus dem Dichter ſelbſt hätten errathen können, deren Erläuterung ſie aber lieber in andern Schriftſtellern, eben ſo mühſam als vergeblich, aufſuchen wollten. Damit ich dieſes nicht ganz ohne Beweis geſagt habe: ſo will ich nur ein Paar Beyſpiele anführen.

1. Eins[3] von der letztern Art ſey das zwölfte Epigramm des

*) Animadvers. in Epigr. lib. I. p. 37.

[1] des Martials [1771 a] [2] wenigern [1771 a] [3] Eines [1771 a]

erſten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelſten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Iam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die älteſten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verſtehen wollen, die einem jeden Römer nach ſeinem Stande vorſchrieb, wie viel er höchſtens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe: doch das iſt längſt widerlegt. Denn daß ſich Sextilian keiner Unmäßigkeit in ſeinem Hauſe, an ſeinem eigenen Tiſche, ſondern im Theater ſchuldig machte, erhellet aus dem zweyten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog*):

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.
Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weines in ſich goß, als für ihn allein, und einen ſeines gleichen, beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kaiſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulae entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Gelde gegeben wurden, wofür ſich jeder bey denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte, was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geſchehen, meynen ſie einmüthig, ſey klar: denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Gelde auf einen Ritter gekommen; nehmlich quinque numismata.

*) Lib. I. ep. 27.

Nur darüber sind sie nicht völlig einig, was diese quinque numismata nach andern Münzsorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher sie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, ist bey dem Skriver schlecht weggekommen, welcher ihm über diese manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieset, und augenscheinlich darthut, daß sie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, sondern hundert und sechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten soll, nicht eben so wohl ein Denarius oder Viktoriatus darunter verstanden werden könne: sondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eins[1] oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre so ein Thor gewesen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen besser anwenden können, wenn er es schon nicht selbst vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieses ist gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigsten bekümmert: nur daß einige die Missilia in der Angst herbey ziehen, damit sie wenigstens nicht ganz verstummen dürfen. Doch ich will mich bey einzeln Widerlegungen nicht aufhalten, sondern kurz sagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es ist falsch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldstücke[1] waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die sie bey dem Eingange, oder vorher, erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolget ward. Mit einem Worte, es waren Tesserae; und so wie es Tesserae frumentariae, olearіae, coenariae, nummariae gab*), warum sollte es

*) Torrentius ad Suet. Aug. c. 41.

[1] eines [1771 a] [1] Geldstücken [1771 a]

nicht auch Tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß; die quinque numismata waren quinque tesserae vinariae, und dieſes iſt der einzige wahre Schlüſſel zu beiden Epigrammen. Solche Tesserae galten außer ihrer Beſtimmung nichts; und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen ſollte, beſaß an ihnen auch weiter nichts. Dieſes allein macht es begreiflich, wie man im Theater ſo freygebig damit ſeyn konnte. Warum ſollte man einen andern nicht darauf genießen laſſen, was man ſelbſt nicht genießen mochte? Hätte ſich Sextilian nur ſeiner Unmäßigkeit nicht zu ſchämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von ſeinen Bekannten ohne Scham fodern können. Zu mehrerer Beſtärkung dieſer meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldſtücke gebraucht wird, und daß das Wort tesserae[1] nach keiner Abänderung in das elegiſche[2] Sylbenmaaß geht, wodurch allein ſchon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweyten Beyſpiele wähle ich das ein und funfzigſte Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunſtwerke die Rede iſt; nehmlich von einem koſtbaren Trinkgeſchirre, welches der Dichter von dem Rufus geſchenkt bekam, und das er daſelbſt folgendermaaßen beſchreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo
Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus: sic alligat orbem,
Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
Palladius tenero lotos ab ore sonat.

[1] tessera [1771a] [2] elegieiſche [1771a]

Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeschirr benennet habe, war eigentlich eine Schale mit einem ganz runden Boden, so daß sie auf diesem Boden nicht stehen konnte, sondern auf den Rand umgestürzet werden mußte, wenn sie ruhig liegen sollte. Das ist die Beschreibung wenigstens, die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionysius Thrax von einer Phiala macht*): κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ἐρειδεσθαι, ἀλλα κατα το ϛομα. Es war also ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichsam selbst berauscht ist, und auf seinem Fuße nicht stehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeschirres ist mir es jetzt zu thun, sondern lediglich um die Materie desselben. Ich frage: woraus bestand es? Die Ausleger, so viel ich deren nachgesehen, — das ist, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß sie von Gold gewesen sey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieser Uebereinstimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meynung, ob ich gleich gern gestehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den ersten Anblick, die wahrscheinlichere zu seyn scheinet, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn sie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieser Worte und Ausdrücke ist es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längst nicht mehr vorhandenes Geschirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es sonst sehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? gewesen.

Ich sage also, die Trinkschale unsers Dichters war nicht von Gold, sondern aus einem kostbaren Steine geschnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vor erst zu erweisen, daß es wirklich Trinkschalen aus kostbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmasius zwar, sollte ich es fast nöthig haben. Denn dieser hielt sich, ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaaßen

*) Lib. XI. p. 501. edit. Dalech.

von Silber gewesen, für berechtiget, in dem Lampridius[1] eine Stelle zu ändern*), in der außer ihm wohl sonst kein Mensch etwas zu ändern hätte finden sollen, und Phialas senas in eben so viel Maul-eselinnen zu verwandeln. Doch bey dem allen leugnet er es selbst nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile für[2] Zeile erwogen!

Die ersten zwey, in welchen der Dichter den Meister seiner schönen Schale errathen will oder zu wissen verlangt, sollen mich dadurch nicht irre machen, daß sich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor nur Werke in Erz[3] oder Silber angeführet finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner,[4] und wer in Erz[3] gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigstens finden sich, eben sowohl Werke in Stein als in Erz[3], bey alten Schriftstellern genannt. Wenn also schon diese Zeilen nichts für mich beweisen, so bin ich doch auch ganz ruhig, daß sie im Grunde nichts gegen mich beweisen können. Vielmehr ist es billig, daß sie sich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

Gleich die zweyte und dritte nun;

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie ist es doch immer möglich, daß man die vom Golde verstehen kann? Wie kann Gold nubila massa heißen? Wie kann man vom Golde sagen, daß es nulla caligine fuscum sey? Wie kann man sagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu scheuen habe? Nubila massa kann schlechterdings nur von einer Masse gesagt[5] werden, die weder ganz undurchsichtig noch ganz durchsichtig ist; nur von einer Masse, durch die wir die Gegenstände gleichsam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornsteine in ihren klaren Stellen sind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch so unscheinbar aus der Kapelle kömmt, so ist es doch gar bald poliret, und Farb und Glanz werden an einer Stelle wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren,[6] wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er sein Gefäß nicht

*) Cap. 4. vitae Alex. Sev.

[1] Lampridius [verdruckt 1771 ab] [2] vor [1771 a] [3] Erzt [1771 a] [4] Bilderer, [1771 a] [5] gesezt [verdruckt 1771 a] [6] poliren, [verdruckt 1771 a]

am längſten will gehabt haben? Hat man denn ſonſt kein Mittel zu erforſchen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zuſatz verfälſcht ſey? So wenig alle dieſe Ausdrücke aber auf das Gold paſſen, ſo vollkommen paſſen ſie hingegen auf eine ſchöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es faſt ganz undurchſichtig iſt. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß ſie die Probe des Feuers nicht zu ſcheuen hat. Denn es iſt gewiß, das eine wahre edle[1] Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Kompoſition. Und deſſen, daß die Maſſe der Schale keine Kompoſition, ſondern echter natürlicher Stein ſey, konnte der Beſitzer auch höchſtens nur verſichert zu ſeyn verlangen; wie auch ſich wirklich verſichern, wenn er ſie mit der gehörigen Behutſamkeit einem Feuer ausſtellte, dem keine Kompoſition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerſtand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführeriſchſte:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt ſich: was ſind hier die vera Electra? Iſt das eigentlich ſo genannte Erdpech, der Bernſtein, das Succinum, und wie es ſonſt heißt, damit gemeynet? oder ſollen wir die Art Goldes verſtehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechiſchen Namen des eben ſo blaßgelben Bernſteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, ſagen ſie, auch von dieſem Elektrum gab es zweyerley Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen ſich deshalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden iſt*). Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieſer zweyten nachgemachten Sorte, meynen ſie, ſey die Schale geweſen; und Martial habe in den Worten, Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß ſie demohngeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen geweſen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl iſt es ſo viel wie nichts.

*) Nat. Hist. lib. XXXIII. c. 4.

[1] ebele [1771 a]

Denn man ſage mir doch nur, wie es möglich iſt, dem Golde, welches ein Fünftheil Zuſatz von Silber hat, es anzuſehen, daß es dieſen Zuſatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunſt ertheilet worden? Man ſage mir doch nur, woher zwiſchen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringſte Unterſchied kommen könne? Feines Gold iſt feines Gold; und ein Fünftheil Silber iſt in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunſt. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die eine inniger vermiſchen könne, als die andere; da ſich die Natur ſelbſt keiner[1] andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunſt von ihr entlehnet. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur ſelbſt mit einem Fünftheil Silber vermiſcht hat, eine Eigenſchaft zuſchreibt, die er dem künſtlichen Elektrum ſonach abſpricht, weil er ſie namentlich nur jenem beyleget. Quod est nativum, ſagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht ſehr wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie auch ſchon nicht, durch die ungereimte Unterſcheidung zweyer Dinge, an denen nichts zu unterſcheiden iſt, noch unwahrſcheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth ſind: denn kurz, vera electra ſind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernſtein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß ſo genannte Miſchung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernſteine ſagt, flavo radiat metallo, das hat freylich alle diejenigen verwirren müſſen, welche nicht wußten, oder ſich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineraliſchen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, ſondern mehrere koſtbare Maſſen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennet Martial ſelbſt, den lakoniſchen[2] Marmor, welcher auf dem Taygetus gebrochen ward, grünes Metall*):

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieſes und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unſerer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verſtanden werden? Und wenn

*) Lib. VI. ep. 42.

[1] keine [1771 a] [2] lateiniſchen [verbruckt 1771 a]

Martial in diesem Verstande sogar von der gelblichen[1] Wolle der spanischen Schafe sagen durfte*):

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des kostbarsten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernsteine sagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernstein Bernstein zu seyn aufhören müßte?

Ich komme auf die sechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweydeutiges Wort vorkömmt, dessen falsche Auslegung den Irrthum bestärken müssen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die sich auf der Haut äußert; eine Blatter, eine Maser, und dergleichen. Weil nun aber so eine Blatter, oder Maser, über die Haut hinaustritt, so sind einige Ausleger der Meynung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schale verstanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hieher;[2] ohne uns jedoch zu sagen, was es hier soll. Soll die Schale selbst von diesem feinsten Silber gewesen seyn: wie war sie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus gewesen seyn: wer sieht denn nicht, daß diesem der Dichter selbst ausdrücklich widerspricht, wenn er weiterhin den schönen goldgelben Bock beschreibt?[3] Eben dadurch werden denn auch die erstern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, gesagt wird, daß sie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können sie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verstand ist dieser. Pustula schließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in sich, sondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides ist eben das, was bey dem Plinius auch verrucae heißen: und so wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelsteinen sagt, daß sie nach Verschieden-

*) Lib. IX.[4] ep. 62.

[1] gelblichten [1771 a] [2] hierher; [1771 a] [3] beschreibet? [1771 a] [4] Lib. XI. [verdruckt 1771 b]

heit derſelben verſchiedene Namen bekämen; ſo nennt er auch ähnliche Flecken oder Makeln, beſonders in den künſtlichen Steinen, ausdrücklich pustulas*), als die in ſolchen von einem verfangenen Luftbläschen entſtanden zu ſeyn ſcheinen. Und was kann nun deutlicher ſeyn, als daß der Dichter ſagen wollen, der koſtbare gelbliche Stein, aus welchem die Schale geſchnitten, habe einen ſehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Faſt erweckt es Mitleiden, wenn man höret, was die Ausleger darauf antworten. Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet. Nicht doch! dieſe pustula hieß glücklich, weil die Ausleger ſo glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben ſollten.

Ernſtlich von der Sache zu ſprechen, glaube ich, das Glückliche dieſes Flecks in den folgenden Zeilen zu finden:

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kömmt der volle Mond auf einmal hierher? O, das wiſſen uns die Ausleger auf ſo vielerley Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinſte iſt, daß die Schale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß ſeine eigenen lateiniſchen Worte herſchreiben; denn ich weiß ſie wahrlich nicht zu überſetzen — An potius claudit *(luna)* orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateiniſch ſchreiben; denn ſie allein dürfen ſo etwas hinſetzen, wobey kein Menſch etwas denken kann. Man urtheile, ob ſich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meyne nehmlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schale geſchnitten geweſen; und daß der Künſtler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix pustula, zu dieſem vollen Monde genutzt hatte; ſo daß eben durch dieſe Nutzung, eben durch dieſen glücklichen Einfall des Künſtlers, den blaſſen vollen Mond daraus zu ſchneiden, der Fleck ſelbſt ein glücklicher Fleck genennt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche, oder glücklich genutzte Flecke, es auf alten beſonders erhaben geſchnittenen Gemmen giebt, iſt bekannt.

*) *Nat. Hist. lib. XXXVII. c. 12.* Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis - - mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. *Et cap. 13.* Factitiis pustulae in profundo apparent.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfodert wird, die ihnen leider noch öfter[1] abgeht, als Scharfsinn: ich meyne, feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu seyn scheinet, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erkläret worden*).

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern lieset, und ein höhnisches Gesicht darüber ziehet, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter, bey einer so hohen Verwünschung, durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neun Zehntheile[2] der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde; und das Eine Zehntheil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich, schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter seyn muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Mine darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenschlicher Geck er seyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösartiger Geck war Martial nicht: ja, wenn er es

*) Lib. I. ep. 41.

[1] öftrer [1771 a] [2] Neunzehn Theile [verdruckt 1771 ab]

auch im Grunde geweſen wäre, glaubt man wohl, daß er ſich dafür bloß gegeben habe? Es iſt ſonderbar, wie er gerade da eine ſo kleine eitele Rolle ſpielen muß, wo er ganz von Freundſchaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das ista beziehet ſich einzig und allein auf den Inhalt des nächſt vorhergehenden Epigramms, in welchem er ſeinem Freunde dem Decianus ein ſo ſeltenes Lob ertheilet, daß er, nicht ſeine eigenen Verſe, ſondern dieſes Lob gleich darauf gegen den Neid ſichern zu müſſen, ſelbſt für nöthig erachtete. Man leſe nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales prisca fides, famaque novit anus:
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
Artibus, et vera simplicitate bonus:
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
Et nihil arcano qui roget ore deos:
Si quis erit magnae subnixus robore mentis,
Dispeream, si non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit ſo fort das folgende; und urtheile ſelbſt.

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leſer, die ſich nicht ſehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenſcheinliche Verbindung dieſer zwey Epigrammen unter ſich, ſchlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrſamkeit in den alten Dichtern zu erklären ſtehet, das iſt uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was ſich in ihnen bloß durch Geſchmack und Empfindung erklären läßt, iſt uns noch manches übrig gelaſſen, was wir zuerſt bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das ſo oft nachgeahmt, ſo oft überſetzet worden*).

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

Denn wenn man es hier auch ſchon empfunden hätte, daß, nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung, dem Einfalle des Dichters an

*) Lib. I. ep. 48.

Richtigkeit noch sehr vieles abgehe: so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen; da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem Vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freylich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, ob schon der eine in einem ganz andern Verstande, als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen; daß sie dabey noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um eben so vieles richtiger, als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen; und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lakurnäischen Manuskripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte; und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die Vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können, und daher immer sehr fremd geschienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martial.[1] Die vom Farnabius,[2] und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso, zum Gebrauche des Dauphin, 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beysammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man, außer der Ausgabe des

[1] des Martials. [1771 a] [2] Farnebus, [verdruckt 1771 a]

Raderus, noch die Pariser von 1617 bey Mich. Sonnius in Folio, und die Skriverſche von 1619 in Duodez, zu bekommen ſuchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verſchiednen Gelehrten enthalten. Es iſt nur Schade, daß wir das Beſte, was in ihnen zerſtreuet iſt, nicht in einem vollſtändigern und beurtheilendern Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, beſitzen ſollen; und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuſkripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer ſehr nöthig iſt.

Sollte ſich noch ein fleißiger Mann finden, der ſich dieſer Mühe zu unterziehen Luſt hätte: ſo zeige ich ihm hiermit an, daß die fürſtliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handſchriften vom Martial beſitzet, wovon drey auf Pergamen ſind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen ſehr verloſchen, iſt von etwas beträchtlicherm Alter: denn die andern beiden[1] ſind aus der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und ſcheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nehmlichen dritten, abgeſchrieben zu ſeyn; ſo ſehr ſtimmen ſie in allen Stücken überein. Das eine dieſer gleichlautenden Exemplare iſt deswegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von ſeinem Freunde dem Auriſpa geſchenkt bekommen, wie am Ende deſſelben durch die Worte Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum angezeigt wird. Zum Schluſſe des andern ſteht: Scriptum Ferrariae per manus Theoderici[2] Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu ſagen, von allen dieſen drey Handſchriften auf Pergamen, ſo wie auch von der vierten auf Papier, nicht viel Rühmens machen. Sie haben faſt durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerkſamkeit verdienten, ſind ſehr dünne geſäet. Eine und die andere iſt mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neun und dreyßigſten Epigramme des neunten Buchs; auf einen geſchickten Balanſirer (Ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die[3] Luft warf, und es jedesmal mit verſchiednen Theilen ſeines Körpers in der Balance wieder auffing. Von dieſem ſagt Martial, in allen gedruckten Ausgaben:

[1] die andern beide [1771 a] [2] Theodorici [1771 b] [3] in der [1771 a]

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — — — — —

Mir ist von jeher das pericula ludas verdächtig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen sollen, so viel als cum periculo ludere, oder so viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum; wie es uns die allzugütigen Ausleger freystellen: so streitet doch, das eine sowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben so witzigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bey dem Spiele sey, indem das Schild[1] ihm wider Willen nachfolge, nolentem sequitur, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drey von unsern Manuskripten, anstatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes: und ich bin völlig versichert, daß diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das pericula laudes nehmlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten; und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter Agathin, wie viel Gefahrniß bey deiner Kunst sey! Es steht „ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu lassen; es verfolgt dich wider Willen," u. s. w.

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterschen Ausgabe des Martial,[2] zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. Und obschon Salmasius selbst[3] das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den Exercit. Plin. angewendet[4] hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen: so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten seyn.

(9.)

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer litterarischen Anmerkung über ein Paar Uebersetzer desselben; in Meynung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz; auch nicht von wirklichen Griechen,

[1] das Spiel [verdruckt 1771 a] [2] des Martials, [1771 a] [3] ob Salmasius schon selbst [1771 a]
[4] [angewendt 1771 a]

wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Kato, in ein Griechisches übertrugen, das nun freylich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist. Sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten: so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist ohnstreitig Joseph Skaliger. Im Bette, bey schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte: und so entstand das griechische Florilegium Martialis, welches Js. Kasaubonus, zu Paris 1607, zuerst heraus gab. Es enthält das dem Martial beygelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreyzehnte und vierzehnte Buch fast ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Kasaubonus rühmte die Zierlichkeit[1] dieser Uebersetzung außer alle Maaßen, und sie war ihm ein Werk, quo ne Athenae ipsae magis Atticae. Gleichwohl hat, hundert Jahre nachher, ein Mann, der sich lange nicht weder ein Skaliger noch ein Kasaubonus dünkte, ausführlich gezeigt*), daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sey, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Skaliger[2] der großen Pariser Ausgabe des Martial[3] einverleibet hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeynte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martial[3] besorget hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr

*) Nehmlich Monnoye, in seiner Ausgabe der Menagiana, T. I. pag. 325-336. Edit. de Paris.

[1] Zärtlichkeit [verdruckt 1771 a] [2] des Skaligers [1771 a] [3] des Martials [1771 a]

findet, als in dem Florilegio ſtehet, das gehöret nicht dem Skaliger, ſondern dem Fr. Morellus, deſſen Namen man zum Unterſchiede ein jedesmal beyzufügen, nicht hätte unterlaſſen ſollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgeſetzten allgemeinen Verzeichniſſe der genutzten und eingeſchalteten Ausleger, genannt wird: in dem Werke ſelbſt iſt ſeiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio*) ſchon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus ſeine griechiſchen Ueberſetzungen noch vor dem Skaliger gemacht, und ſie auf zwey einzeln Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus ſeiner eigenen Druckerey ausgehen laſſen. Weil ich dieſe Bogen ſelbſt, die eine große Seltenheit ſind, vor mir habe, ſo will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note**) alle die Epigrammen angeben, die ſie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaliger[1] in gedachte Ausgabe des Martial[2] gekommen ſind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Douſa, Emanuel Martinus, Menage und andere, martialiſche Epigrammen in das Griechiſche überſetzt.

Was die Ueberſetzungen in neuere Sprachen anbelangt: ſo glaube ich, daß die franzöſiſche die einzige iſt, die eine ganz vollſtändige aufweiſen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Proſa und eine in Verſen; und dieſe doppelte noch dazu von einem und eben demſelben Manne. Doch da dieſer Mann der Abt Marolles iſt, ſo fällt alle Urſache weg, die Franzoſen darum zu beneiden. Einzelne Stücke ſind die Menge auch in alle andere Sprachen überſetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlet. Daß ſich eine ziemliche Anzahl ſpaniſcher Ueberſetzungen, von einem Emanuel de Salines, in des Lorenzo

*) Bibl. Hisp. vet l. c.

**) Es ſind folgende: Lib. Spect. (1.) (5.) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. 111. (112.) 113. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 88. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 53. 87. Lib. VII. 42. 48. 56. 75. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 35. 49. 69. 74. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib. X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI. 18. 36.[3] 68. 69. 90. 104. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59.) (70.) (71.) (76.)[4] (78.) Lib. XIV. 34.[5] Die in Haken eingeſchloſſenen fehlen aber in der Ausgabe des Martial[6]; weil es ſolche ſind, die Skaliger gleichfalls überſetzt hatte, und man ſich mit deſſen Einer Ueberſetzung begnügen wollte. Nur I. 112. und XIII. 76. fehlen dennoch auch, ob ſie ſchon Skaliger nicht überſetzt hatte.

[1] des Skaligers [1771 a] [2] des Martials [1771 a] [3] 36. [fehlt 1771 ab] [4] (71.) (76.) [fehlt 1771 ab] [5] 38. [1771 ab]

Gracian Arte de Ingenio finden, merke ich deswegen an, weil sie sich der Kenntniß sowohl des Antonio und Velazquez, als, welches eben so sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Litteratur so genau bekannten Uebersetzers des letztern, entzogen zu haben scheinen.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal: und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein Paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen[1] ich so etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek, und führet den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber. Sie ist auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerey geschrieben seyn. So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgehet, nach dem sich die Sciopii vergebens umgesehen. Eine Probe sey das fünf und siebzigste Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est, et inutile lignum:
Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte; und zu so einem Behufe: Aram si dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man arae si

[1] in welchem [1771a]

dederitis dafür leſen müſſe. Ita lego, ſagt er, quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchſtabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man leſe nehmlich, anſtatt aram, arram oder arrham, ſo wie das Manuſkript will: und auf einmal iſt Sinn und Witz wiederum da. Priapus nehmlich will eben das ſagen, was Martial der alten Phyllis ſagte, deſſen Epigramm an ſie hier der beſte Kommentar iſt*).

Blanditias nescis: dabo, dic, tibi millia centum,
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
Nil opus est — — —

Aus eben dieſem Manuſkripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat servire Priapo mittheilen, welches ſich zwiſchen dem zwey und dreyßigſten und drey und dreyßigſten befindet: doch was von dieſer Art nicht ſchon bekannt iſt, ſoll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu iſt es ſo plump!

2. Die zweyte Handſchrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde verdorben, iſt unter den rhedingerſchen Manuſkripten der Bibliothek des Gymnaſii zu St. Eliſabeth in Breslau.[1] Auch dieſe lieſet manche Zeile viel ſchmeidiger, und dem Verſtande gemäßer: wovon ich nur ein Paar Beyſpiele geben will.

*) Lib. XI. ep. 30.

[1] [Zu dem Folgenden gehören einige handſchriftliche Bemerkungen Leſſings auf einem jetzt in der Breslauer königlichen und Univerſitätsbibliothek befindlichen Blatte, das zuerſt ein paar lateiniſche Gedichte von Campani, Panormita und Dati aus einer Wolfenbüttler oder, wie man aus den ſogleich anzuführenden Worten ſchließen ſollte, Breslauer Handſchrift mitteilt. (Vgl. Leſſings Nachlaß in den letzten Bänden dieſer Ausgabe.) Unmittelbar hinter dieſen Gedichten, nur durch das Zeichen * von ihnen geſchieden, heißt es hier:]

Aus den Priapeia, die in eben dieſem Bande vorkommen, habe ich mir in der Geſchwindigkeit ein Paar Lesarten gemerkt, die mir beſſer gefallen, als die, welche Scioppius und die erſten Editiones haben. G. E.

Carm. XV. v. 7.

Taliacunque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae nude Priape tuae.

Hier will mir das Taliacunque nicht gefallen. Denn vorher iſt von ſehr ſchönen Aepfeln die Rede, und das cunque hat gemeiniglich etwas verkleinerndes bey ſich, wie Bently über den Horaz lib. I. od. VI. p. m. 18. ſehr richtig anmerkt. Scioppius war daher auch in ſeinen

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile est spatiantem rure paterno
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacumque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier ist von sehr schönen Aepfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesen das taliacunque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bey sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt*). Scioppius sahe sich daher auch gedrungen in seinen Anmerkungen zu sagen: το cunque παρελκει. Aber was ist so ein παρελκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem rhedingerschen Manuskripte lesen wollen:

*) Ad Lib. I. Od. VI.[1]

Anmerkungen gezwungen zu sagen: *το cunque παρελκει.* Damit wir aber nicht nöthig haben, hierzu unsere Zuflucht zu nehmen, warum wollte ich die Lesart nicht vorziehen, die ich in der gegenwärtigen Handschrift finde. Sie liefet nehmlich

Talia quinque puer ꝛc.

Es waren solcher schönen Aepfel fünfe.

Carm. XX.

Haec quaecunque tibi posui vernacula poma
De sacra nulli dixeris esse via.

Diese gemeine Lesart kann passiren. Aber doch gefällt mir folgende Lesart des Manuscripts beßer, denn sie macht den Sinn deutlicher und in die Augen leuchtender:

Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma,
De sacra nulli ꝛc.

Carm. II.

liefet das Mspt. v. 6. anstatt

Miscet amatori pocula grata suo,

auch mehr nach meinem Geschmake

Miscet amatori pocula grata Deo.

Im Durchblättern finde ich Carm. LXIX. noch eine Zeile die ich auch anders lesen möchte, als sie in dem Gedruckten und in dem Mspte. steht. Nehmlich

Nemo meo melius nervum tendebat Ulysse:
Sive illi laterum, seu fuit artis opus.

Was soll das illi hier. Ich meine man muß illud lesen. Niemand, will sie sagen, konnte den Bogen beßer spannen als mein Ulysses; er mochte dieses (illud) nun seinen Lenden, seiner Stärke, oder seiner Geschicklichkeit, nehmlich einem Kunstgriffe, zu danken haben.

[1] Od. VII. [verdruckt 1771 ab]

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren solcher schönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
Indicio[1] nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes, Melissus, die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beyfügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd. *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.* Wenn es aber sonach nur noch der Beystimmung von Handschriften bedarf, diese bessere Randglosse in den Text aufzunehmen, so kann ich versichern, daß der Text sowohl des rhedingerschen als wolfenbüttelschen Manuskripts vollkommen so lieset. Es ist auch nothwendig, daß man so lesen muß; denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, sondern sollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den sogenannten Anhang des Virgil,[2] mit Jos. Skaligers und seinen Anmerkungen herausgegeben, ist bekannt. Aber das ist nicht bekannt, daß er eine zweyte, verbesserte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke fast fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er seine Verbesserungen und Vermehrungen eingetragen, in hiesiger Bibliothek befindlich. Auch er hat darin die Priapeia mit einem Manuskripte verglichen, und mancherley Lesarten beygeschrieben, deren aber die meisten offenbare Schreibfehler sind; wenigstens ist keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauschen möchte.

Warum sonst spätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieser Kleinigkeiten, die vollends des Lesens nicht werth sind, wenn man sich erst den Kopf darüber zerbrechen soll, so korrekt zu geben, als ihnen möglich war: daran kann nichts als Nachlässigkeit Schuld seyn. Wenn Skaliger z. E. bereits

[1] Iudicio [verdruckt 1771ab] [2] des Virgils, [1771a]

angemerkt hatte, daß das vier und zwanzigſte Epigramm aus dem Griechiſchen des Leonidas in der[1] Anthologie genommen ſey: warum hat man demohngeachtet bisher unterlaſſen, die Interpunktion der zwey letzten Zeilen,

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechiſchen Zeilen,

Αλλ' ὡς ἐντεταμαι, φωϱ ἐμβλεπε. τουτο δ' ἐϱωτᾳς,
Των ὀλιγων λαχανων ἑινεκα; των ὀλιγων.

zu berichtigen? nach welchen ſie nothwendig ſo ausſehen muß:

— — — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und ſo hat ſie auch Salmaſius in ſeinem Exemplare des gruterſchen Martials wirklich beygeſchrieben.

V.

Griechiſche Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter ſowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verſtanden wiſſen. Wenn das letztere eben dieſelbe Anthologie iſt, welche ſeit den Zeiten des Salmaſius ſo oft unter dem Namen der ungedruckten angeführet und genutzet worden: ſo haben wir es dem Hrn. D. Reiske zu verdanken, daß ſie dieſes Beyworts zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzuetze, daß beide Anthologieen dieſem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch ſeines ſcharfſinnigen Fleißes über die planudiſche nicht zu berauben: ſo mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um ſo viel mehr fodert, je mehr ſie gutwillig leiſten. Ich wüßte wenigſtens nicht, wodurch er ſeine ſo großen Verdienſte um die geſammte griechiſche Litteratur ſtolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieſes Wunſches. Und doch muß ich mich gegen ihn ſchämen, dieſen Wunſch gethan zu haben, ſo lange ſein patriotiſcher Eifer, der leider mehr als uneigen-

[1] die [verdruckt 1771a]

nützig heißen muß, wahrlich nicht zur Ehre unserer Zeit und unsers Vaterlandes, fortfährt, so wenig Unterstützung zu finden.

(2.)

Es ist aber, selbst nach der Bemerkung des Hrn. D. Reiske, so gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der leipziger Abschrift herausgegeben, die von dem heidelbergischen, nun vatikanischen Manuskripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene ungedruckte Anthologie ist. Seine Vermuthung von dem barberinischen[1] Kodex, welchen Holstein und Allatius gebraucht, scheinet sehr gegründet zu seyn*): und welch ein Glück wäre es, wenn sich in diesem wenigstens nur die unverfälschte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ursprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatischen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

(3.)

Denn was stellet sich der größere Theil von Lesern, welcher die Anthologie nur vom Hörensagen, und höchstens aus wenig Beyspielen daraus kennet, überhaupt darunter vor? Was sonst als eine Sammlung eigentlicher Sinngedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren besten Zeiten, eigen war? Und diese Manier wofür hält er sie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martial,[2] welche sich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraschung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieser Vorstellung, wenn man sie auch nur bey dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, sehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir sie gar gegen jene ersten ursprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie gesagt, gegen die erste noch erträgliche Verfälschung und Verstümmelung derselben, halten könnten! In dieser, des Agathias nehmlich, war ein eigener Abschnitt satyrischer Sinngedichte; noch eines andern, welcher lediglich dem Lobe des Weines und der Schmauserey gewidmet

*) Praefat. ad Anth. Const. Ceph. p. XIX.

[1] barbarinischen [1771a.b] [2] des Martials, [1771a]

war, nicht zu gedenken. Wenn diese aber nun in dem Kephalas gänzlich fehlen; wenn sich Kephalas, außer den verliebten Abschnitten, in welchen freylich mehr Empfindung als Witz seyn mußte, nur auf die dedikatorischen und sepulkralischen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufschriften eingeschränkt, deren größtes Verdienst allerdings die Simplicität ist,[1] deren Wirkung aber nicht aus dieser bloßen Simplicität, sondern zugleich aus dem sinnlichen Eindrucke entsprang, welchen das Denkmahl machte: wie kann man ihn demohngeachtet zum allgemeinen Maaßstabe annehmen, nach welchem es auszumessen, wie viel Witz die Griechen in allen verschiednen Gattungen des Epigramms geliebt[2] und zu brauchen vergönnet haben?

(4.)

Es mag sich nun freylich wohl aus dem satyrischen Abschnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verschiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was sich denn auch in dieser dahin gehöriges findet, das ist von der Manier des Martial[3] so weit lange nicht entfernt, als man sich einbildet. Ja, es sind nicht wenige Stücke darunter, die Martial selbst nicht geschraubter und spitzer hätte machen können; und die, wenn man sie übersetzte, manchen vermeynten Kenner der griechischen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieser Art habe ich unter meine Sinngedichte gestreuet: aber ich will den sehen, welcher sie, ohne sie sonst zu kennen, von denen unterscheiden soll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder übersetzt habe. Es ist nur Thorheit sich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen sollte Witz gewesen seyn: ihnen, die so gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bey denen sich mehr als Ein Schriftsteller bemüht hatte, der Kunst, das Lachen zu erwecken, eine scientifische Form zu geben, wobey doch alles vornehmlich auf die Quellen der bey dem Martial so sehr verschrieenen Pointen hinauslaufen mußte*). Man ist nicht zu fein, sondern zu stumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deswegen kein Vergnügen findet, weil sie nicht gerade die vornehmste und interessanteste ist. Alles ist gut, wenn es an seiner Stelle ist; aber von allen Arten des Geschmacks

*) Cicero de Orat. lib. II. cap. 63 et 71.

[1] deren größtes Verdienst allerdings die Simplicität ist, [fehlt 1771 b]
[2] geliebet [1771 a]
[3] des Martials [1771 a]

iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferinn lieben kann.

(5.)

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager; und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eins[1] von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches ſich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nehmlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Aufigenes ſetzte *),

Παμμητορ γη χαιρε · συ τον παρος ὀν βαρυν ἐις σε
Αυσιγενην, κἀυτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotion übergetragen **).

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris, non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martial[2] nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen, mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen: ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bey den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas ***),

Γ τετρακοσι' ἐξιν · ἐχεις δε συ τους ἐνιαυτους
Δις τοσσους τρυφερη πεντακορων' Εκαβη,

*) Anth. lib. III. cap. 1.
**) Lib. V. ep. 35.
***) Anth. lib. II. cap. 9.

[1] eines [1771a] [2] des Martials [1771a]

Σισυφου ὠ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη.
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε πασι τατα.

und dieſem vom Martial*),

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest.

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und ſchwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemacht worden. Denn beide verſpotten ſie eine eitle Närrinn, die gern jünger ſcheinen möchte, als ſie iſt: nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieſer Abſicht zu thun nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, und welches die Kopie? Das Alter des Myrinas iſt ungewiß; und Herr D. Reiske giebt es ſelbſt für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieſer Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena ſeyn könne**).

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martial***),

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit; et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem.

und dieſem des Lucilius†),

Ερμογενη τον ἰατρον ἰδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ' ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων.

die Sache außer Streit: und Rader hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Graeco hoc est expressum das Original des Martial[1] geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo Bekanntes und noch immer ſo oft Anzuwendendes††)

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.

*) Lib. I. ep. 101.
**) Notit. Poet. Anthol. p. 248.
***) Lib. VI. ep. 53.
†) Anth. lib. II. cap. 22.
††) Lib. VI. ep. 19.[2]

[1] des Martials [1771a] [2] c. 19. [verdruckt 1771 a]

Vicini queror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque
Magna voce sonas, manuque tota.
Iam dic, Postume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen: vide Lucilli epigr. lib. 2. ep. 46. Anthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein ſchöner Kommentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nehmliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht*). Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan**), den ſogenannten Jatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweyten Jahrhunderte gemeynet iſt, welcher Leibarzt bey den Antoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillius ſelbſt, iſt nicht ſchlecht: ſie hat ſogar Eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martial,[1] ſondern eines dritten Muſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus einem Sprichworte entlehnet ſey***), und nicht vielmehr das Sprichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hätte.

Hierüber aber, daß ſich in einer alten griechiſchen Anthologie mehr Stücke finden ſollen, welche aus dem Martial nachgeahmet worden,

*) Anth. lib. I. cap. 39.
**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.
***) Adagior. Chil. III. cent. I.

[1] des Martials, [1771 a]

als ſolche, welche Martial daraus nachgeahmet, können ſich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfaſſer derſelben nicht recht kennen. Es finden ſich darunter nicht nur ſehr viel ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche Sprache zu lernen, ſondern auch nicht wenig geborene Römer, die Griechiſch genug gelernet zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

(6.)

Auch iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der älteſten und beſten griechiſchen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux ſehr richtig und dienlich, „daß wir öfters nur nicht alles wiſſen, was man „wiſſen müßte, um richtig davon zu urtheilen, und nichts von ſo gezwungenen Umſtänden abhange, als ein witziger Einfall.“

Es iſt, z. E. ſehr möglich, und ſehr glaublich, daß in manchem griechiſchen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines hiſtoriſchen Umſtandes zu ſehen glauben, eine ſehr feine Anſpielung auf ganz etwas anders liegt, und der hiſtoriſche Umſtand ſelbſt nichts weniger als nach den Worten zu verſtehen iſt. Ein Exempel wird meine Meynung deutlicher machen.

Es iſt bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht ohnſtreitig aus den zuverläſſigſten Quellen werden genommen haben, ſehr einſtimmig von dem Tode des Sophokles melden: nehmlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bey einem tragiſchen Wettſtreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen; Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit*). Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieſes Dichters**).

Εσβεσθης γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.

Nach dieſem ſoll Sophokles an einer Weintraube erſtickt ſeyn. Zwey

*) Val. Max. lib. IX. c. 12. Plin.[1] Nat. Hist. VII. cap. 53.
**) Anth. lib. III. cap. 25.

[1] Plinius [1771 a]

sehr verschiedene Todesarten, dem ersten Ansehen nach. Vor Freuden sterben, und an einer Beere den Tod finden, davon scheinet eines dem andern ziemlich zu widersprechen; daher uns denn auch die Lebensbeschreiber des Sophokles recht gern die Wahl lassen, ob wir lieber dieses, oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier Statt fände? wenn Simonides, richtig verstanden, gerade eben das sagte, was Plinius und Valerius versichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem schicklichen und schönen Bilde hätte sagen wollen, was diese, als Geschichtschreiber, ohne Bild sagen müssen? Denn man erinnere sich nur, unter wessen besonderm Schutze das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte, stand. Eben der Gott, welcher die Menschen den Wein gelehret hatte, galt dafür, daß er sie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinlese, zu den feinern und menschlichern[1] Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler dionysische Künstler; und wenn es vergönnt war, das eine seiner Geschenke für das andere zu setzen: so konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine süße Traube heißen, womit er diesen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem solchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieses in der poetischen Sprache, mit Fortsetzung der nehmlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieser süßen Traube leider erstickt sey?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine strenge Art erwiesen werden: sondern der Leser, bey dem sie Glück machen soll, muß ihr mit seinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr seinen Beyfall nur darum versagen wollte, weil noch andere alte Schriftsteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu sagen scheinet, der thäte sehr Unrecht. Denn alle diese andern Schriftsteller sind jünger als Simonides, und haben den poetischen Ausdruck desselben entweder in seinem Geiste nachgebraucht, oder wider seinen Geist verstanden. Jenes kann Sotades gethan haben: dieses hingegen ist von dem kläglichen Zusammenschreiber der *Μακροβιων* sehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann gewesen seyn. Es ist nicht

[1] menschlichen [1771a]

jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchschauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet: aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper selbst gehalten worden, so ist ganz begreiflich, wie sich mehrere hintergehen lassen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er schwerlich mehr zu widerlegen stehet.

(7.)

Freylich dürfte, bey dem allen, dieses Exempel sehr einzig in seiner Art scheinen. Ich füge also ein zweytes bey, welches diesen Anstoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu seyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demostratus, der sich einem schlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet*).

Πριν σ' ἐναλείψασθαι Δημοστρατε, χαιρ' ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν· ὁυτως ἐυκοπος ἐςι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὁλυμπικον, ἀλλα ὁι' ἀυτου
Εικονος ἡς ἐιχεν τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in diesen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer in voraus von dem lieben Tageslichte Abschied zu nehmen. Denn, sagt er, dieser Dion ist seiner Sache so gewiß, daß er einen andern Patienten, welcher[1] ein olympischer Sieger war, nicht allein selbst stockblind gemacht, sondern auch die Bildsäule desselben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

Die Bildsäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das ist ja wohl eine sehr frostige Uebertreibung. Hat denn eine Bildsäule Augen, mit welchen sie wirklich sieht? Kann ein unglücklicher Quacksalber sie blinder machen, als sie wirklich ist? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verstehen sind, wie hat er die Bildsäule um diese gebracht? Wirkte die schädliche Salbe durch Sympathie? Oder schlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieses zwar sagen die Worte, wenn man sie genau nimmt. Aber warum sollte Dion diese verwüstet haben? Wenn man schon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes sagen kann, daß er der geschworene Feind aller gesunden Augen sey: darf man darunter auch Augen verstehen,

*) Anth. lib. II. cap. 22.

[1] welches [1771 a]

die ohnedies[1] so sind, als ob sie aus seinen Händen gekommen wären? Eben so sinnreich würde man ja wohl alsdann[2] auch sagen dürfen, daß er allen Augen so feind sey, daß er selbst die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetschen Vergnügen finde?

Man sieht sich vergebens bey den Auslegern nach etwas um, wodurch dieser schale Witz Geist und Schärfe bekommen könnte. Sie übersetzen die Worte sehr treulich: aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umschreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns sicherlich verwirrter damit, als wir waren. So sagt z. E. Opsopöus: Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man sieht wohl, daß er durch propter imaginem das δι' εικονος ausdrücken wollen. Aber was soll es heißen? Beneidete der Arzt seinen Patienten wegen der Ehre, sich im Bilde aufgestellt zu sehen? und war es Neid, warum er diesem Bilde die Augen ausschlug? Das wäre noch der einzige Verstand, den das propter imaginem haben könnte: aber es wäre auch gerade der, welcher am meisten mit der Absicht des Ganzen stritte. — Etwas erträglicher lautet das griechische Scholion, das sich bey diesem Epigramme findet; denn es sagt doch wenigstens keine Ungereimtheit: τυφλου γαρ ὀντος ἀυτου ἐνδεχεται και την εικονα τυφλην ειναι. Der Scholiast meynet nehmlich, der Dichter habe weiter nichts sagen wollen, als dieses: „Da der Sieger blind ge„worden, so habe auch die Bildsäule nicht anders als blind seyn kön„nen." Hiermit, könnte man sagen, bezog sich der Scholiast auf das Ikonische der Statuen, welche die olympischen Sieger erhielten; auf das Gesetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieser Statuen nicht idealisch, sondern nach der besten und strengsten Aehnlichkeit gearbeitet seyn mußte*). Aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieser gelehrtere Umstand dem Scholiasten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielet, so hat er offenbar eine ganz falsche Anwendung davon gemacht. Denn erstlich galt das Gesetz von Beobachtung der möglichsten Aehnlichkeit nur bey dem dreymaligen Sieger, für welchen man den in der Aufschrift ohne Be-

*) Plinius H. N. lib. XXXIV. sect. 9.

[1] ohnedem [1771 a] [2] alsdenn [1771 a]

weis annehmen müßte: und zweytens mußte sich ja wohl diese Aehnlichkeit auf den Zustand, in welchem er siegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bey dieser Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweyter freywilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz; der wahre, einzige Aufschluß dieses Epigramms ist aus einer Bemerkung an den alten Bildsäulen herzuleiten, welche man bey den alten Schriftstellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erst von den neuesten Alterthumsforschern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieser Art, in ihr völliges Licht gesetzet worden*). Da nehmlich die Bildhauerey nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche sichtbar ist, ausdrücken soll: so kann sie von dem menschlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerey. Der ganze Augapfel, auf welchem diese so vieles zu unterscheiden findet, ist für sie weiter nichts als eine rundliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für sie verloren gehen würde: so haben es schon sehr alte Meister gewagt, durch einen Schritt über die Grenzen ihrer Kunst, die Malerey hier wiederum einzuhohlen. Sie machten nehmlich den Augapfel entweder aus einem weißern, glänzendern Marmor, als die Bildsäule selbst war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorstellte, in der Mitte aber ausgeschnitten war, um einen Stein zu fassen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in dessen Mittelpunkte wiederum ein Edelstein befestiget war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildsäule, von welcher in unserm Epigramme die Rede ist, von solcher Beschaffenheit gewesen, und erinnere sich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten sehr oft gemacht wurde: und ich meyne, wir verstehen den Dichter nunmehr so, wie wir ihn verstehen sollen. Es war aber, was man den alten Aerzten, außer ihrer Unwissenheit und Vermessenheit sonst vorwarf, nichts geringeres als dieses, daß sie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häusern ihrer Kranken gern etwas

*) Winkelmanns Anmerkungen über s. Geschichte der Kunst. S. 81.

mitgehen hießen. Dieses Schlages war jener Arzt in der äsopischen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an schlimmen Augen kuriret hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn, unter dem zweydeutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil sie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergestellet wären, mit welchen sie verschiedene Dinge in ihrem Hause nicht mehr sähe, die sie vor den Besuchen des Arztes doch zuverlässig darin gesehen habe*). Dieses Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählet**):

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit, stulte, quid ergo bibis?

Dieses Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt***):

Φαρμακιῃσι ροδων λεπραν και χοιραδας ἀιρει,
Τἀλλα δε παντ' ἀιρει και διχα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieses Schlages war unser Dion. Dergleichen eingesetzte Augen, als ich gesagt habe, waren Dinge von Werth; und diese brach Dion der Bildsäule seines Kranken bey einer guten Gelegenheit aus. Das ist der eigentliche zweyte Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatische Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieser zwischen der That, deren sich Dion als Dieb schuldig machte, und der That, die er als ein ungeschickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetischen Werthe hat die griechische Anthologie noch einen andern, der, wenigstens in den Augen des Gelehrten, jenem bey weitem[1] den Vorzug streitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die sonst nirgends zu finden, und auch lange nicht so verbraucht sind, daß nicht noch jetzt[2] hundert Dinge, die man entweder gar nicht, oder nicht hinlänglich versteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beyspiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jungen Musäus? und wer

*) Fab. 21.
**) Lib. IX. ep. 98.
***) Lib. II. cap. 22. ep. 18.

[1] bey weiten [1771 a] [2] itzt [1771 a]

weiß nicht, wie viel Gelehrte sich mit Aufklärung der geringsten Schwierigkeiten desselben beschäftiget haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zusammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, ist ein sehr wesentlicher Umstand, der durch das ganze Gedicht herrschet, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meyne den Umstand des Orts, an welchem eigentlich der interessanteste Theil der Geschichte vorgeht.

Es heißt nehmlich, daß Hero, die Heldinn des Gedichts, fern von ihren Aeltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe*).

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kömmt es, daß man uns so gar nichts von diesem Thurme sagt? Ich kann nicht glauben, daß schlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit diesem Thurme für eine Bewandniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigstens sehr Unrecht gethan, seine Leser für eben so gelehrt, als sich selbst zu halten. Denn wahrlich versteht sich die Sache nicht von selbst. Hero war Priesterinn der Venus zu Sestos; der Tempel dieser Göttinn, an welchem sie stand, lag in der Stadt; in diesem Tempel in der Stadt ward das Fest gefeyert, bey dem sie Leander zuerst erblickte: wie nun, daß sie gleichwohl nicht in diesem Tempel in der Stadt, sondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in diesem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir selbst auf diese Fragen, über die, wie gesagt, in allem, was Noten über den Musäus heißt, ein tiefes Stillschweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe: bis ich endlich auf zwey Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erscheinet Venus als die Beherrscherinn des Meeres; in beiden wird eines Hauses und einer Stätte gedacht, welche der Göttinn an dem Ufer geheiliget waren. Allem Ansehen nach war also auch die Venus, die zu Sestos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was sie sonst für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Priesterinn bewohnte, war gleichsam eine zu jenem Tempel gehörige Kapelle, die außer der Stadt an dem Ufer, zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reisenden, erbauet war.

*) Vers. 32.

Das erste dieser Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet so:

Λιτος μοι δομος δυτος, (ἐπει παρα κυματι πηγῳ
Ἰδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἠϊονος)
Αλλα φιλος. ποντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
Χαιρω, και ναυταις ἐις ἐμε σωζομενοις.
Ἱλασκευ την Κυπριν. ἐγω δε σοι ἡ ἐν ἐρωτι
Ουριος, ἡ χαροπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει.

„Gering ist dies mein Haus, mir, der schäumenden Wogen Gebieterinn, „hier am feuchten Ufer errichtet: und doch ist es mir lieb. Denn ich „freue mich, wenn weit und breit das Meer vor mir erschrickt, und der „Schiffer mir seine Rettung danket. Versöhnet Kypris! Ich bin es, „die in der Liebe, ich bin es, die auf der stürmenden See mit gün„stigem Winde beglücket." — Was Antipater *δομος* nennet, heißt bey dem Musäus *πυργος*: und es ist natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See sehen, und vor Ueberschwemmung gesichert seyn sollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So ist es auf den Münzen und geschnittenen Steinen, auf welchen die Geschichte des Leanders abgebildet zu sehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeschrieben wird, ist noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellet, welche einer Priesterinn der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος δυτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνῳ
Ἀιεν ἀπ' ἠπειρου λαμπρον ὁραν πελαγος,
Οφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris ist diese Stätte! Ihr gefällt, vom festen Gestade immer „auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; dem Fischer zur glücklichen „Fahrt. Ihr strahlendes Bild erscheinet: die Wogen erschrecken und „fallen." Aus den letzten Worten ist sicher zu schließen, daß, bey entstehenden Stürmen, das Bildniß der Venus zu oberst auf dem Thurme ausgestellet worden, um das tobende Meer durch Erblickung seiner Beherrscherinn zu besänftigen. Diese Ausstellung war denn also das Geschäft[1]

[1] Geschäfte [1771 a]

der Prieſterinn: und ich irre mich ſehr, wenn nicht hieraus auch der ſtreitige Verſtand einer beſondern Stelle des Muſäus außer allem Zweifel geſetzt wird. Muſäus nehmlich nennet die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele ſteckte, ἐρωτος ἀγαλμα*): und die Ausleger ſind äußerſt uneinig, wie dieſes ἀγαλμα hier zu überſetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, ἀγαλμα ſoll das ξοανον der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildſäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgeſteckte Fackel, mit Anſpielung auf die Ausſtellung der wirklichen Bildſäule der Göttinn der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erſte Ueberſetzung, durch simulacrum, die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, ſo müßte es doch nur in dem Verſtande geſchehen, in welchem dieſes Wort, nicht für ein Zeichen überhaupt, ſondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beywort laetabile, welches Kromayer dabey für nöthig erachtet, wäre eben ſo überflüſſig als falſch.

Auf welchen von ſolchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieſer Epigrammen eigentlich gehe, iſt nicht zu beſtimmen. Es gab deren an den Küſten von Griechenland und den Inſeln des ägeiſchen Meeres mehr als Einen, wie aus verſchiedenen Stellen des Pauſanias zu erſehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, ſonſt nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen iſt die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieſer Art, was für grundgelehrten und wunderſinnreichen Muthmaßungen kann ſie nicht auf einmal den Garaus ſpielen. z. E.

Wer war wohl der Glykon, deſſen in den bekannten Zeilen des Horaz**),

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Anſehen nach, ein berühmter Athlet[1] zu den

*) Vers. 8.

**) Lib. I. Epist. I. v. 28.

[1] Athlete [1771a]

Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt ſich von ihm, aus der Stelle ſelbſt, nicht: aber wie wenig iſt das für einen Ausleger, der Gelehrſamkeit zeigen ſoll! Heinſius erinnerte ſich, bey dem Laertius geleſen zu haben, daß der peripatetiſche Philoſoph Lykon, das dritte Haupt dieſer Schule nach dem Ariſtoteles, ein vorzüglich guter Ringer geweſen ſey. Weil nun dieſer Lykon, wegen ſeiner ſüßen Beredtſamkeit auch wohl Glykon genennet worden: ſo entſchied Heinſius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeynet habe. Es iſt ſonderbar, auf dieſe Weiſe einen Philoſophen, der zum Vergnügen und der Geſundheit wegen die Gymnaſtik übet, in einen Ringer von Profeſſion zu verwandeln. Und doch iſt dieſe Meynung des Heinſius noch lange ſo abentheuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nehmlich der farneſiſche Herkules, eine der berühmteſten Bildſäulen, die aus dem Alterthume übrig geblieben, nach Ausſage der Aufſchrift von einem Künſtler, Namens Glykon, gearbeitet worden: ſo urtheilte Spence, der ſo gern Anſpielungen auf Kunſtwerke in den alten Dichtern fand, daß eben dieſe Bildſäule ſchon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt geweſen, und daß ſie es ſey, welche der Dichter, unter dem Namen ihres Meiſters, wolle verſtanden wiſſen*). Er machte alſo aus einem Ringer einen Gott; aus einem Menſchen einen Stein.

Es würde Mühe koſten, einem Heinſius und Spence die

*) The inscription on the basis of the Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. „You can never come to see so[1] sharply as Linceus; would you therefore suffer your eyes to get out?[2] You can never acquire the strength and firmneſs of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?“

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have

[1] so [fehlt 1771ab] [2] to go out? [Spence]

innere Ungereimtheit ihrer Meynungen ſo deutlich zu zeigen, daß ſie ſelbſt davon abſtehen zu müſſen glaubten. Ein Glück alſo, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieſer Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverläſſig kein anderer geweſen, als der, welchen Horaz ſelbſt zum Beyſpiele angezogen*). Es lautet ſo:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραυνος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας, ἀι τ'[1] *ἀνικητοι χερες,*
Ἔρρον· τοιονδε προσθεν ὀυτ' ἐν Ἰταλοις,
Ὀυθ' Ἑλλαδι το πρωτον, ὀυτ' ἐν Ἀσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich ſage, daß der Glykon, auf deſſen Tod dieſes Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz geweſen. Denn ob ſchon der Verfaſſer deſſelben nicht völlig gewiß iſt, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuſchreiben: ſo haben doch beide, wenn man unter erſterm den Theſſalonier verſtehet, zu den Zeiten des Auguſtus gelebt. Das Beywort des Unüberwundenen, welches ſowohl Horaz, als der griechiſche Dichter dieſem Glykon giebt, ſcheinet die Sache vollends außer Streit zu ſetzen.

taken them both from the antient mythology, than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. (*Polymetis Dial. IX. p. 115. n. 10.*)

*) Anth. Ceph. carmen 785. Edit. Reis. p. 168.

[1] τ' [fehlt 1771 ab]

Zur
Geſchichte und Litteratur

Aus den Schätzen
der
Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel

Erſter Beytrag
von
Gotthold Ephraim Leſſing.

Braunſchweig,
im Verlage der Fürſtl. Waysenhaus-Buchhandlung.
1773.

[Der erste der Wolfenbüttler Beiträge „Zur Geschichte und Litteratur“, 10 Seiten (Titel, Vorrede und Inhaltsverzeichnis) und 258 Seiten 8° stark, erschien zu Anfang des Jahres 1773; am 12. Januar sandte Lessing die ersten Exemplare an Ebert und K. A. Schmid. Eine „Neue Auflage“ von gleichem Format und Umfang, im Text nur selten in Kleinigkeiten verändert, kam zu „Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1793.“ heraus. Ebenda erschienen in dem nämlichen Jahre, doch im Einzelausdruck schon stärker modernisiert, die meisten Aufsätze dieses ersten Beitrags im dreizehnten und vierzehnten Teile von Lessings sämtlichen Schriften (Teil XIII, S. V—XI, 212—358; Teil XIV, S. 183—231); nur die Abhandlung „Leibnitz von den ewigen Strafen“ war schon 1792 in den siebenten Teil derselben (S. 3—64) aufgenommen worden. Für die Textkritik kommt nur die erste, allein unter Lessings Augen gedruckte Ausgabe in Betracht. Von dieser giebt es aber verschiedene Exemplare, alle zwar von dem nämlichen Drucksatze; doch fehlt in einigen (= 1773a) auf S. 14 (vgl. im Folgenden S. 330) eine kleine Korrektur, die in den übrigen (= 1773b) vermutlich erst während des Reindrucks angebracht wurde. Der folgenden Ausgabe liegt natürlich 1773b zu Grunde.]

Vorrede.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Aufsicht mir anvertrauet ist, hat, von ihrer ersten Stiftung an, die Augen der Gelehrten ganz besonders auf sich gezogen. Und mit Recht. Die meisten Bibliotheken sind *entstanden*: nur wenige sind *angelegt* worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, als *Augustus* war, in einer ununterbrochnen Folge von nahe funfzig Jahren beeiferte.

Die Beweise hiervon sind in der Geschichte nachzusehen, welche von ihr *Burckhard*, einer meiner Vorweser, mit vielem Fleisse zusammengetragen hat.

Dennoch aber ist eben dieses Werk nur wenig geschickt, der Welt einen angemessenen Begriff von ihr zu machen.

Ich meyne dieses nicht blos in Ansehung ihres gegenwärtigen Zustandes; in Ansehung des Anwachses, den sie in den letzten dreyßig Jahren erhalten. Denn wie sehr sich Unseres itzt regierenden *Herzogs Durchlaucht* das Recht erworben haben, der zweyte Stifter derselben zu heissen: das hat es freylich nicht melden *können*. Die Beschreibung dieses glücklichen Zeitpunkts bleibt seinem Fortsetzer aufbehalten.

Sondern *Burckhard* scheinet überhaupt nicht erwogen zu haben, worauf es bey der Geschichte einer Bibliothek hauptsächlich ankömmt. Nicht darauf, daß man die gleichgültigern Umstände ihrer Entstehung und ihrer allmäligen Vermehrung mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit her erzählet; das wäre höchstens die Genealogie der Bibliothek: sondern darauf, daß man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genutzt habe, daß so viele Bücher mit so

[Der erste der Wolfenbüttler Beiträge „Zur Geschichte und Litteratur“, 10 Seiten (Titel, Vorrede und Inhaltsverzeichnis) und 258 Seiten 8° stark, erschien zu Anfang des Jahres 1773; am 12. Januar sandte Lessing die ersten Exemplare an Ebert und K. A. Schmid. Eine „Neue Auflage“ von gleichem Format und Umfang, im Text nur selten in Kleinigkeiten verändert, kam zu „Berlin, in der Vossischen Buchhandlung. 1793.“ heraus. Ebenda erschienen in dem nämlichen Jahre, doch im Einzelausdruck schon stärker modernisiert, die meisten Aufsätze dieses ersten Beitrags im dreizehnten und vierzehnten Teile von Lessings sämtlichen Schriften (Teil XIII, S. V—XI, 212—358; Teil XIV, S. 183—231); nur die Abhandlung „Leibnitz von den ewigen Strafen“ war schon 1792 in den siebenten Teil derselben (S. 3—64) aufgenommen worden. Für die Textkritik kommt nur die erste, allein unter Lessings Augen gedruckte Ausgabe in Betracht. Von dieser giebt es aber verschiedene Exemplare, alle zwar von dem nämlichen Drucksatze; doch fehlt in einigen (= 1773a) auf S. 14 (vgl. im Folgenden S. 330) eine kleine Korrektur, die in den übrigen (= 1773b) vermutlich erst während des Reindrucks angebracht wurde. Der folgenden Ausgabe liegt natürlich 1773b zu Grunde.]

Vorrede.

Die Herzogliche Bibliothek zu Wolfenbüttel, deren Aufsicht mir anvertrauet ist, hat, von ihrer ersten Stiftung an, die Augen der Gelehrten ganz besonders auf sich gezogen. Und mit Recht. Die meisten Bibliotheken sind *entstanden*: nur wenige sind *angelegt* worden; und vielleicht ist keine einzige mit der Geflissenheit angelegt worden, deren sich ein so kundiger Fürst, als *Augustus* war, in einer ununterbrochnen Folge von nahe funfzig Jahren beeiferte.

Die Beweise hiervon sind in der Geschichte nachzusehen, welche von ihr *Burckhard*, einer meiner Vorweser, mit vielem Fleisse zusammengetragen hat.

Dennoch aber ist eben dieses Werk nur wenig geschickt, der Welt einen angemessenen Begriff von ihr zu machen.

Ich meyne dieses nicht blos in Ansehung ihres gegenwärtigen Zustandes; in Ansehung des Anwachses, den sie in den letzten dreyßig Jahren erhalten. Denn wie sehr sich Unseres itzt regierenden *Herzogs Durchlaucht* das Recht erworben haben, der zweyte Stifter derselben zu heissen: das hat es freylich nicht melden *können*. Die Beschreibung dieses glücklichen Zeitpunkts bleibt seinem Fortsetzer aufbehalten.

Sondern *Burckhard* scheinet überhaupt nicht erwogen zu haben, worauf es bey der Geschichte einer Bibliothek hauptsächlich ankömmt. Nicht darauf, daß man die gleichgültigern Umstände ihrer Entstehung und ihrer allmäligen Vermehrung mit einer ängstlichen Gewissenhaftigkeit her erzählet; das wäre höchstens die Genealogie der Bibliothek: sondern darauf, daß man zeigt, wozu es denn nun auch der Gelehrsamkeit und den Gelehrten genutzt habe, daß so viele Bücher mit so

vielen Kosten hier zu Hause gebracht worden. Das allein sind die Thaten der Bibliothek: und ohne Thaten giebt es keine Geschichte.

Denn kaum daß Burckhard noch die wenigen Werke mitnimmt, die Augustus selbst aus dieser seiner Bibliothek, entweder zuerst, oder verbessert, herausgeben lassen. Das weit Mehrere und weit Beträchtlichere, was in Zeiten, die ihm doch viel näher waren, Männer wie Leibnitz, Eckard, Lenfant, Corte, Salig ꝛc. aus ihr geschöpft haben, ist mit dem tiefsten Stillschweigen von ihm übergangen worden. Gleichwohl hätte auch er schon dreist behaupten können, was ich itzt um so viel sichrer behaupten darf: nehmlich, daß in diesem Jahrhunderte schwerlich eine Bibliothek in Europa so viele und so wichtige Beyträge zu so mancherley Theilen der Gelehrsamkeit geliefert hat, als die Unsrige.

Wenn ich es nun für meine erste Pflicht hielt, mir von diesen Beyträgen allen eine genaue und so viel möglich kritische Kenntniß zu erwerben: so schmeichle ich mir, daß ich in einiger Zeit nicht unfähig seyn dürfte, den Mangel des Burckhardschen Werks zu ergänzen, und eine Litterär Geschichte derselben bereit zu haben, die in einem vorzüglichern Verstande die Geschichte der Bibliothek heissen könnte. — Doch was dann? Wird die Welt dadurch viel mehr bekommen, als sie bereits hat? Ein Inventar von Schätzen, ist recht gut; aber es ist kein neuer Schatz.

Und ich will es nur bekennen, was von Anfange an mein stolzrer Vorsatz gewesen ist. Mit Einem Worte: lieber für die noch künftige Geschichte der Bibliothek neuen Stoff zu brechen; als die Rechnungen von der verflossenen aufzunehmen.

Von der Ergiebigkeit des Grundes war ich aus fremden Erfahrungen hinlänglich überzeugt; und wurde es durch meine eigene um so mehr, als ich an jener Schrift des Berengarius einen so reichhaltigen Anbruch gleichsam zu Tage zu finden, das Glück hatte.

Wenn ich nun für das Weitere dem Rathe der Meisten hätte folgen wollen: so würde die Abfassung und Bekanntmachung eines vollständigen Verzeichnisses aller handschriftlichen Schätze der Bibliothek, das Beste und Kürzeste gewesen seyn, was ich in Absicht meines Vorsatzes hätte thun können.

Und allerdings wäre dieser Rath recht herrlich und schön, wenn

er nicht einen kleinen Fehler mit so manchem andern herrlichen und schönen Rathe gemein hätte. Die Ausführung ist auf der einen Seite, nicht eben sehr nützlich: und auf der andern, nicht so recht möglich.

Denn entweder man meynet ein Verzeichniß, welches nichts als die etwanigen Aufschriften der Manuscripte enthält. — Ein solches, kann man sich leicht einbilden, ist längst bey der Bibliothek vorhanden, und braucht nichts, als gelegentlich erweitert und berichtiget zu werden. Die Bekanntmachung desselben durch den Druck aber, dünkt mich, würde am Ende pompöser, als ersprießlich seyn. Sie würde bey den Gelehrten so manche überflüßige Neugierde, so manche eitle Erwartung erregen; sie würde dem Bibliothekar auf ewige Zeiten so manche vergebene Mühe, so manchen Zeitverlust machen, ihn so manchen auf nichts hinauslauffenden Anfragen aussetzen: daß der daraus erwachsende Nachtheil den Vortheil unendlich überwiegen dürfte.

Oder man meynet ein Verzeichniß, welches bey jedem Manuscripte zugleich mit anmerkt, ob es bereits herausgegeben sey, oder nicht; ob es sonst genutzt worden, oder nicht; ob es genutzt zu werden verdiene, oder nicht. — Ist ein solches Verzeichniß das Werk einiger Jahre? Ist es das Werk eines einzigen Mannes? Und würde ich dieser einzige Mann seyn? —

So schränke sich, wird man sagen, der einzige Mann auf das Wichtigste ein. — Recht wohl. Aber was ist das Wichtigste? Wo findet es sich? Wer zeigt es ihm? Wie gelangt er dazu?

Ohne Zweifel, durch Versuche; durch anhaltenden Fleiß; durch gutes Glück. — Und das ist es, worauf ich kommen wollte.

Ich fange hiermit an, der Welt einige Proben vorzulegen, wie weit es mir noch bis itzt durch diese drey Stücke gelungen ist, Schätze kundbarer zu machen, die ihre Durchlauchtigsten Besitzer von jeher, so gemeinnützig als möglich zu wissen, sich zum Vergnügen gerechnet haben. Es ziemet mir nicht hier anzuzeigen, in welchem hohen Grade dieses Lob besonders dem Gegenwärtigen gebühret. Aber verschweigen darf ich nicht, daß ich Seine ausdrückliche Genehmhaltung und Aufmunterung zu dieser Arbeit habe. Möchte sie doch nur auf einige Weise der Absicht entsprechen, in welcher er mich dieser Genehmigung und Anfmunterung gewürdiget!

Ich habe mich zweyer Wege bedacht, diesen Wunsch desto eher zu erreichen.

Der eine ist: diejenigen Gelehrten um ihren Beytritt zu ersuchen, welchen irgend ein geheimer Vorzug unserer Bibliothek bekannt geworden. Wolfenbüttel selbst hat solcher Gelehrten mehr als einen. Besonders haben, wie man weiß, die Herren Knittel und Heusinger, und den ich zu allererst hätte nennen sollen, des Herrn Geheime Rath von Praun Excellenz, so viele Jahre länger als ich, mit einer so viel ausgebreitetern und gründlichern Gelehrsamkeit, als ich mir anmaasse, die Schätze derselben genauer einzusehen Gelegenheit gehabt. Wenn es diesen Männern also gefällig wäre, mit mir gemeinschaftliche Sache zu machen: so dürften ohne Zweifel die künftigen Theile meiner Schrift ein ganz anderes Ansehen gewinnen.

Der zweyte Weg geht dahin: daß ich mir die Anfragen zu Nutze mache, welche auswärtige Gelehrte wegen der Bibliothek an mich zu thun für gut finden. Je mehr Anlaß ich dadurch erhalten werde, meine eigene Kenntnisse von ihr auch von solchen Seiten zu erweitern, gegen die ich mich von selbst wohl schwerlich dürfte gewandt haben: desto angenehmer wird es mir seyn. Da ich mich aber ohnehin in keine weitläuftige privat Correspondenz einlassen kann: so erlaube man mir, daß ich die wichtigsten derselben hier öffentlich beantworte, und auf diese Weise die Neugierde oder das Bedürfniß eines einzigen, zum Gebrauche mehrerer verwende.

I.

Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Erste Entdeckung.

Die Gelehrten in der Schweitz, welche sich um den Schwäbischen Zeitraum der deutschen Dichtkunst so sehr verdient gemacht haben, schicken, ehe sie mit der grossen Manessischen Sammlung von Minneliedern an das Licht traten, zum Vorschmack einen Band alter Fabeln voraus, die sie ungefehr aus den nehmlichen Jahren zu seyn urtheilten.

Wer nicht ganz ein Fremdling in der Geschichte unserer Litteratur ist, der kennet diese Fabeln, die unter dem Titel, Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, im Jahre 1757 zu Zürich in Octav herauskamen, und von allen, die Einfalt und Wahrheit in einer echten und lautern Sprache zu schätzen wissen, mit so vielem Danke aufgenommen wurden.

Damals glaubten die Herausgeber, und glauben es ohne Zweifel noch, daß sie der Welt an diesen Fabeln etwas geliefert, was ihr so gut als völlig neu seyn müsse. Sie hielten sich nehmlich für versichert, daß ausser der Hälfte derselben, welche der Straßburgische Professor, Joh. Geo. Scherz, von 1704 bis 1710, in eilf akademischen Dissertationen, mit einem weitläuftigen Commentar abdrucken lassen, sonst nichts davon im Druck erschienen sey; und sie also diejenigen wären, welche das Ganze zuerst aus ihren Handschriften bekannt machten.

Wenn Herausgeber so etwas glauben; so glaubt es die Welt natürlicher Weise mit: denn man nimmt an, daß Herausgeber nicht unterlassen, so genaue Kundschaft als möglich deßfalls einzuziehen. Ich wüßte daher auch nicht, daß von irgend jemanden den Herren Schweitzern die Ehre der ersten vollständigen Bekanntmachung benannter Fabeln wäre abgestritten worden: und ich selbst bin länger als zehn Jahre der festen Meinung gewesen, daß sie ihnen auch nicht abzustreiten stehe.

Denn nur erst 1769 gerieth ich auf den Verdacht, daß es doch wohl eben diese Fabeln seyn könnten, welche schon längst einmal gedruckt gewesen, und schon längst wieder vergessen worden. Ich bekenne es mit Vergnügen, wer mich auf die Spur dieses Verdachts geholfen.

Es war der Herr von Heineke; in seiner Nachricht von einer gelehrten Reise, die er das Jahr vorher durch Niedersachsen und Holland unternommen hatte (*). Da es ihm damit vornehmlich um die Aufklärung des Ursprungs der Druckerey zu thun gewesen war, (besonders, in so fern sie in der alten Formenschneiderey zu suchen) und er in solcher Absicht alle dahin einschlagende Seltenheiten, welche in den Bibliotheken dasiger Gegend aufbewahret werden, in Augenschein genommen hatte: so war ihm unter denen, welche ihm die Bibliothek zu Wolfenbüttel in Menge anbot, auch ein deutsches Fabelbuch mit Holzschnitten vorgekommen, in welchem auf dem letzten Blatte stehet,

(*) Nachrichten von Künstlern und Kunst-Sachen. Theil II, S. 21.

daß es zu Bamberg 1461 geendet worden, und welches er daher näher zu beschreiben für werth hielt.

Ich will damit nicht sagen, daß der Herr von Heineke der erste oder einzige gewesen, der dieses alte Fabelbuch gekannt und seiner Aufmerksamkeit gewürdiget hätte. Es war schon vor ihm von verschiedenen Bücherkennern angeführet worden; besonders vom Johann Sauber-tus, in dem Anhange seiner Geschichte der Nürnbergischen Bibliothek, wo er die ersten Drucke dieses Bücherschatzes anzeiget, und es für ein Werk hält, das nicht mit beweglichen Buchstaben gesetzet, sondern von eingeschnittenen Tafeln abgedruckt worden (*). Allein weder Sauber-tus, noch sonst jemand, hatte etwas daraus mitgetheilet, woraus der nähere Innhalt zu schliessen gewesen wäre: und nur der Herr von Heineke hatte die Aufmerksamkeit, dieses zu thun, und dadurch den Weg zu einer Entdeckung zu bahnen, durch den das alte Buch noch einen weit grössern Werth erhält, als ihm von der typographischen Seite gebühret. Er führte nehmlich die ersten Zeilen der ersten Fabel daraus an:

Einsmals ein Affe kam gerant
Da es viel guter muse fand u. s. w.

Und nun hätte ich die Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger viel weniger müssen gelesen haben, als ich sie wirklich gelesen hatte, wenn mir nicht sogleich hätte einfallen sollen, daß diese zwey Zeilen ja wohl auch der Anfang der allerersten Fabel von ihnen wären. Denn daß muse für nusse, es für er, verdruckt sey: das verstand sich von selbst. Was war also natürlicher, als der Gedanke, ob das Bambergische Fabelbuch nicht wohl noch mehrere von jenen Fabeln enthielte? ja, ob es wohl nicht gar im Grunde weiter nichts, als ein früher unbekannter Abdruck derselben sey?

Ich hätte gleich damals, durch meine Freunde in Braunschweig, sehr bald und leicht hinter die wahre Beschaffenheit kommen können. Doch, dachte ich, wer will eine jede solcher Spuren selbst verfolgen? Hier ist deutlich genug darauf gewiesen; der Fingerzeig wird mehrern in die Augen fallen, und wir werden bald hören, woran wir sind.

Nur als ich selbst nach Wolfenbüttel kam, erinnerte ich mich so-

(*) *Jo. Sauberti* Historia Bibliothecae Reip. Noribergensis, Norib. 1643. in 12mo p. 116.

gleich, daß das, wovon ich ganz gewiß vermuthet hatte, daß es auch ohne mich geschehen würde, dennoch bisher unterblieben sey. Und da wäre es denn ohnstreitig mehr Lässigkeit, als Enthaltung gewesen, wenn ich es nicht mit eines von meinen Ersten seyn lassen, mich auch hierüber durch meine eigene Augen des Gewissern zu belehren.

Es geschah: und mit dem ersten Blicke, den ich auf das alte Buch warf, war die Sache entschieden. Ich fand nehmlich, zu meiner nicht geringen Freude, in der That und Wahrheit, daß dieses zu Bamberg schon 1461 gedruckte Fabelbuch, schlechterdings nichts anders als eben die Sammlung alter Fabeln ist, welche erst Scherz und dann die Schweitzer herausgegeben; unwissend, daß man ihnen längst damit zuvorgekommen, und daß der alte Dichter, den sie ihres Fleisses für so werth hielten, gleich im Anfange der Buchdruckerey für würdig geachtet worden, durch die neuerfundene Kunst allgemeiner bekannt gemacht zu werden. Oder wenn dieses die Sache nicht war, — wie man denn auch wohl schwerlich behaupten kann, daß alle Bücher, welche zuerst gedruckt wurden, auch zuerst gedruckt zu werden verdienten — so erhellet doch wenigstens aus dem so schleunigen Abdrucke dieser Fabeln, daß sie damals ein Buch gewesen, welches viel gelesen ward: denn wenn die Wahl der ersten Drucker schon nicht immer auf die besten Bücher fiel, so fiel sie doch sicherlich immer auf die gangbarsten.

Eine Anmerkung bringt sich hier mir zu lebhaft auf, als daß ich sie ganz verschweigen sollte. — Wie wenig man sieht, wenn man nur das sieht, was man sehen will! wenn man für nichts Augen hat, als für seinen Kram! Und wie bekannt etwas seyn kann; und zugleich wie unbekannt! — Als erster Druck, war unser Fabelbuch bekannt genug; nur als das, was es eigentlich ist, war es so unbekannt, daß es, völlig ungerügt, einmal und zweymal, als etwas ganz Neues, aus Handschriften konnte und durfte gedruckt werden. Das macht: der Litterator verachtet meistens den Poeten; und der Poet lacht gemeiniglich über den Litterator. Jeder begnügt sich, um seine Welle zu gehen, wie ein geblendeter Gaul. —

Wer sich indeß auf die Seltenheit eines deutschen Druckes von 1461 verstehet, wird leicht begreiffen, daß weder Scherzen, noch den Herren Schweitzern aus ihrer Unwissenheit ein Vorwurf zu machen. Es wäre sonst eben als ob man von ihnen verlangte, daß sie auch

alle Handschriften sollten gekannt haben, die von den nehmlichen Fabeln hin und wieder in Bibliotheken annoch verborgen liegen. Denn wahrlich ist ein so früher Druck an Seltenheit einer Handschrift vollkommen gleich; und der insbesondere, von dem die Rede ist, wohl noch gar ihr weit daran vorzuziehen. Denn Handschriften von diesen Fabeln kenne ich doch wenigstens sechse; da ich hingegen von der Bamberger gedruckten Ausgabe ein zweytes Exemplar, ausser dem unsrigen, nicht nachzuweisen wüßte. Wenigstens macht es mir der Herr von Heineke ungewiß, ob dasjenige Exemplar, welches Saubertus doch wohl wird gesehen haben, annoch in der Nürnbergischen Bibliothek befindlich ist, oder ob es gar jemals daselbst vorhanden gewesen(*).

Was aber, wie gesagt, jenen Gelehrten nicht zu verübeln stehet, das würde einem Bibliothekar, der eine so einzige Merkwürdigkeit unter seinem Beschlusse hat, sehr zu verdenken seyn. Denn von diesem verlangt man sogar, daß er gelegentlich Meldung davon thue, wenn man ihm anders zutrauen soll, daß er das, was er bewachet, auch kenne. Und daher glaube ich denn mit folgender Nachricht, selbst bey denen keinen Undank zu verdienen, die ihr schriftstellerisches Verdienst um eine Kleinigkeit dadurch geschmälert finden dürften.

— Also zuvörderst das Aeusserliche und Materielle des Buchs zu beschreiben: so setze ich zu dem, was der Herr von Heineke bereits von dem Formate und den eingedruckten Holzschnitten desselben gesagt hat, noch dieses hinzu(**). — Das Papier ist von ziemlicher Stärke, aber nicht von besonderer Weisse; und hat zum Zeichen den aus den Maynzischen alten Drucken so bekannten Ochsenkopf. Ich merke dieses darum an, weil es sonach ein sichtbarer Beweis ist, daß besagtes Zeichen nicht schlechterdings einen Faustschen Druck beweiset, wie Naudäus behaupten wollen; welcher Behauptung die Kenner zwar ihren Zweifel, aber doch, so viel ich weiß, noch kein wirkliches Bey-

(*) Nehmlich in einem neuen Werke, (Idée generale d'une Collection complette d'Estampes etc. à Vienne 1771. p. 275.) in welchem er die in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen ertheilte Beschreibung, mit einigen Zusätzen wiederhohlt hat.

(**) Nehmlich daß es in klein Folio sey, und über jeder Fabel ein Holzschnitt stehe, dergleichen er einen copiren, und ihn sowohl seinen Nachrichten als dem angeführten französischen Werke beydrucken lassen.

spiel entgegen gesetzet haben(*). — Die Blätter, deren in allen acht und achtzig sind, haben überhaupt keines von den Merkzeichen, durch welche ihre Folge bestimmt, und die Zusammenbindung erleichtert wird. Sie sind weder paginirt noch gezählt; ohne Custos und Signatur: daher es um so weniger zu verwundern, daß sie hier und da verbunden worden. — Die Schrift ist eine plumpe stumpfe Fractur, fast so groß als die, welche in den Formatbüchern Doppel-Mittel-Fractur heißt. Dem ersten Ansehn nach sollte man sie für eben die Schrift halten, aus welcher Conrad Kacheloven seinen Donat gedruckt hat. Doch bey genauer Betrachtung findet man diese etwas stärker, und in den Zügen einiger grossen Buchstaben verschieden; zwar immer noch wenig genug, um das Deutsche für Lateinisch, und das Lateinische für Deutsch zu halten. — Die Verse sind nicht abgesetzt, sondern lauffen wie Prosa in einem fort, und machen der Zeilen auf jeder Seite, die durch keinen Holzschnitt unterbrochen ist, fünf und zwanzig. — Die Anfangsbuchstaben einer jeden Fabel sind roth hineingeschrieben; mit welcher rothen Dinte oder Farbe denn auch die ersten grossen Buchstaben eines jeden Verses ziemlich stark durchstrichen sind; als wodurch, die illuminirten Holzschnitte mit dazu genommen, das Ganze einen sehr bunten Anblick macht. Von diesen Holzschnitten ist noch zu merken, daß der Mann in dem langen zugegürteten Rocke, mit der rechten Hand auf etwas weisend, wie er in der Probe, welche der Herr von Heineke davon nachschneiden lassen, neben den eigentlichen Figuren der Fabel in einer besondern Einfassung stehet: daß, sage ich, dieser Mann eben so auch bey allen übrigen Bildern vor einer jeden Fabel zu sehen, und ohne Zweifel den auf seinen Vorwurf zeigenden Dichter vorstellen soll. — An Unterscheidungszeichen ist keines gebraucht, als das Punkt: und auch dieses kömmt nicht da vor, wo es der Verstand erfodert, sondern stehet am Ende eines jeden Verses, der Verstand mag eine Unterscheidung leiden oder nicht. — Die Fabeln selbst sind gleichfalls nicht numeriret, und ohne alle Anzeige des Innhalts. — Daß kein Titelblatt vorhanden, brauche ich kaum zu sagen: aber es zeigt sich auch sonst keine Spur von irgend einer Aufschrift,

(*) *Christ. Gottl. Schwarzii* Exercitatio III.[1], qua primaria quaedam documenta de Origine Typographiae illustrantur. pag. 45.

[1] III. [fehlt 1778]

die das Buch geführet, oder führen könnte; selbst in den Schlußzeilen nicht, in welchen dergleichen doch sonst vorzukommen pfleget. Diese waren, vor dem Herrn von Heineke, auch bereits vom Saubertus angeführet, und lauten so.

Zu bamberg dies puchleyn geendet ist
Nach der gepurt unsers herren iheſu criſt
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und ym einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Got behut uns vor seiner plag. Amen.

Die Jahrzahl, die hier angegeben wird, ist ausserordentlich früh; und noch mehr muß der Ort befremden, wo das puchleyn geendet seyn soll. Denn der gedruckten Bücher waren 1461 überhaupt noch so wenige; und unter diesen wenigen, findet sich kein einziges, von dem man nur mit Wahrscheinlichkeit behaupten könne, daß es ausser Maynz gedruckt wäre. Bamberg müßte sonach, nicht allein mit unter den ersten Städten Deutschlands seyn, in welche sich die Druckerey verbreitet hätte, worunter sie die alte Cöllnische Chronike doch nicht rechnet: sondern sie müßte schlechterdings die allererste seyn, denn selbst von Straßburg findet sich kein früherer Druck, als von 1466. Gleichwohl trift man auch sonst kein Buch an, das um diese Zeit zu Bamberg gedruckt wäre; und nach dem Verzeichnisse des Pr. Marchand (*) ist das erste, welches in dieser Stadt ans Licht getreten, von 1491. Sollte es möglich seyn, daß eine so nützliche, und damals so einträgliche Kunst, welche so geschwind daselbst bekannt geworden, auch wiederum so geschwind ins Stecken gerathen wäre? Und dieses ist denn auch wohl die vornehmste Ursache, warum man unser Fabelbuch lieber für eine von jenen Vorspielungen der Druckerey, als für ein wirklich gedrucktes Werk halten wollen. In wie weit aber der Augenschein diese Vermuthung begünstige, will ich hier nicht untersuchen. Genug daß, wenn er auch gänzlich darwider wäre, und man noch so offenbare Merkmahle gegossener Buchstaben fände, wo andere nichts als geschnittene Tafeln zu erkennen geglaubt, man darum doch noch keinen Grund hat, die ganze Unterschrift in Zweifel zu ziehen. Anfangs

(*) Histoire de l'origine et des premiers Progrés de l'Imprimerie. Part. I. p. 86.

zwar scheinet selbst der Herr von Heineke hierzu nicht ungeneigt gewesen zu seyn; und wenigstens wollte er ein Mißverständniß dabey argwohnen. Denn er sagt in seinen Nachrichten, „es lasse sich nicht „behaupten, daß unser Fabelbuch wirklich 1461 zu Bamberg gedruckt „worden; es stehe blos da, es sey in diesem Jahre daselbst geendet „worden, welches von der Verfertigung des Buchs eigentlich gelte." Nun weiß ich wohl, daß einige Data alter Abdrücke auf diese Weise zu verstehen sind: und aus dem Worte geendet ist freylich nichts für den Druck zu schliessen. Doch gewiß auch nichts darwider: und wenigstens müßte, wenn es ja nicht auf den Druck gehen sollte, sodann nicht die Verfertigung des Buchs, sondern lediglich die Verfertigung der Abschrift des Buchs, welche der Drucker vor sich gehabt, damit gemeinet seyn. Denn das Buch selbst, die Fabeln selbst, sind ohnstreitig weit älter; welches so viele Handschriften auf die unwidersprechlichste Art bezeugen. Doch es ist unnöthig, noch itzt diese Erinnerung gegen den Herrn von Heineke zu machen, da er selber, in seinem neueren französischen Werke, auf seinem Argwohne nicht bestehet, sondern es für gar nicht unmöglich erkläret, daß Bamberg eine von den ersten Städten, nach Maynz, gewesen, in welchen die Druckerey getrieben worden (*). Aber auch, dürfte man fragen, in der Vollkommenheit getrieben worden, zu welcher der Herr von Heineke will, daß die Formenschneiderey sogleich übergegangen? Denn wenn unser Fabelbuch nicht von geschnittenen Tafeln abgedruckt ist, so dürfte man doch wenigstens glauben wollen, daß es mit hölzernen beweglichen Buchstaben gesetzet worden; und diese hölzernen Buchstaben sind es, welche der Herr von Heineke gänzlich aus der Geschichte der Druckerey will ausgethan wissen. Es ist schwer, einem Manne, von seiner Erfahrenheit in solchen Dingen, etwas entgegensetzen zu können, was ihm nicht längst bekannt sey. Und dennoch will ich es vielleicht ein andermal wagen, ihm einige Bemerkungen vorzulegen, die gedachter seiner Hypothes entgegen stehen, und sich mehr auf eine Art von Zeugnissen als auf mißliche Beurtheilungen des Auges gründen.

Vor itzt liegt mir an allem diesen nichts: genug das Buch ist da; mag es doch entstanden seyn, wie es will. Ich komme vielmehr auf das Hauptwerk, welches der Text ist.

(*) Idée generale, p. 277.

Seinen Innhalt brauche ich meinen Lesern nicht bekannt zu machen: sondern allein das Verhältniß, in welchem er mit dem Texte stehet, den uns die Schweitzer gegeben haben. Dieses aber kann nicht besser geschehen als durch Proben, aus deren Vergleichung ein jeder selbst urtheilen kann, wie weit er sich, an Sprache und Rechtschreibung, von dem neuen aus sorgfältig verglichenen Manuscripten gelieferten Zürcher Abdrucke entfernet, und um wie viel der eine dem andern, an Richtigkeit und Vollständigkeit, entweder vorzuziehen oder nachzusetzen. Ich will also, ohne alle Wahl, so wie das Buch auffällt, einige Fabeln, mit möglichster Sorgfalt Buchstabe für Buchstabe copiret, hier mittheilen, und von der ersten den Anfang machen.

I.

Ainsmals ein affe kam gerant
Do[1] er viel guter nusse vant
Der hette er gessen gerne
Im was gesagt von dem kerne
Der wer gar lustiglich unde gut
Beswert was sein thummer mut
Do er der pitterkeit entpfant
Der schalen darnach zu hant
Begreiff er der schalen hertikeit
Von den nussen ist mir geseit
Sprach er das ist mir worden kunt
Si haben mir verhonet meinen munt
Hyn warff er sie zu derselben fart
Der kerne der nusse im nye wart.
Demselben affen sein gleich
Beide jung arm unde reich
Die durch kurze pitterkeit
Verschmehen lange susikeit
Wenne man das feuer enzunten will
So wirt des Rauches dick zu vil
Der thut einem in den augen we
Wenn man darzu blesет mee
Biß es enzundet wirt wol
Und dann hitz gibt als es sol
Das feuer sich kaum erwigt
Das es hize und licht gibt
Also ist es umb geistlichs leben

[1] Da [1773a]

Welches mensch sich got will ergeben
Der muß haben gros leiden
Und viel dinges vermeiden
Darnach in viel mancher hertikeit
Im ein anfanck ist bereit
Ee das feuer der mynne
Im entzundet sein sinne
Hieran mag gedenken wol
Der mensch der got dienen sol
Der sol durch keinerley ablan
Er sol am stetem dinst bestan.

Ich will, wie gesagt, die Vergleichung dem Leser selbst überlassen. Wenn er aber finden sollte, daß sie ein wenig sehr zum Nachtheil des alten Bambergischen Druckes ausfalle; daß in dem neuen Zürcher verschiedene Zeilen weit geschmeidiger und verständlicher aus den Handschriften geliefert worden: so wird er doch auch nicht in Abrede seyn, daß hinwiederum in jenem eines und das andere vorkömmt, welches offenbar das Bessere ist, und von den letzten Herausgebern hätte genutzet werden können. Wenn z. E. die Schweitzerische Ausgabe in der 14ten Zeile lieset,

„Die nuß der kerne im nit wart"

klingt dieses in unserer nicht weit besser und dem Verstande gemässer,

„Der kerne der nusse im nye wart?"

Denn man sagt doch wohl ohnstreitig, der Kern der Nuß: und nicht, die Nuß des Kernes. Auch daß bey uns die beiden Zeilen, welche dort auf die 34ste folgen,

Und im trostlich muige wesen
Als wir dik hörent lesen

gänzlich mangeln, ist zu loben. Denn sie sind so überflüssig, und zeigen von so einer elenden Flickerey, daß sie unmöglich von dem Verfasser herkommen können. — Eine zweyte Probe sey die neunte Fabel der neuesten Ausgabe, welche in unsrer die achte ist.

IX. (8.)

Vier gesellen komen uber ein
Das es alles sol sein gemein
Was sie der iagten auf der heide
Beide gros unde cleine
Das ein was ein lewe freysam

Ein geis ein ochse was zam
Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß
Ein hirs begegent in do
Do wurden sye gar fro
Do der von in gefangen wart
Do wart nicht lenger gespart
Er wart zu hawen schir
Unde geteilet in vier
Do sprach der lewe freißam
Den ersten teil den muß ich han
Das sol mir durch mein adelkeit
Vor euch allen sein bereit
Das andre gibt mir mein krafft
Und meyn grose meisterschafft
Das dritte soll mir nicht engan
Wann ich am allermeisten gevochten han.
Mir beleib dann der vierde teil
Die freuntschafft lies ich anders feil
Die wir zusammen haben geschworn
Sie vorchten alle des lewen zorn
Die teil musten sie ym alle lan
Und musten hungerig von dannen gan
Es geschicht unde ist auch recht
Wo sich gleichen wil der knecht
Dem herren durch sein thumen mut
Das schadt ym unde ist nicht gut
Mit herren weichsel essen
Wann sie haben sich des vermessen
Der sich nicht davor huten wil
Sie werffen in mit weichseln stil
Die herren sprechen wenn man teilen sol
Ich gan dir deines rechten wol
Hab dir das kalb las mir die ku
Ich nym dir anders was du hast darzu
Also wirt der arme betrogen
Und von den gewaltigen an gelogen
Das mag anders nicht gewesen
Vor gewalt mag nymant genesen
Wann gewalt get fur recht
Und wo sein sulch knechte
Die des nit wollen abegan
Die kunnen die lenge nicht bestan

Auch von dieser Fabel gilt, was ich von der ersten gesagt habe. Auch hier gibt unser alter Druck verschiedne Kleinigkeiten an die Hand, die eher so, als so wie die Schweitzer sie lesen, aus der Feder des Dichters werden geflossen seyn. Wer zweifelt z. E. an der 7ten und 8ten Zeile, die bey jenen weit leerer und kahler so lautet:

Ein schaff der vierd geselle was
Als ich an einem buoche las?

Es ist der nehmliche Lückenbüsser und Reimfüller, der in der vorigen Fabel bey uns ganz weggeblieben war, und in dieser bey uns mit einem so schönen und passenden Umstande ersetzet ist, daß wenn der Dichter auch nicht wirklich so geschrieben;

Ein schaf der vierd geselle was
Sie lebten am ersten ane haß:

er doch ohnstreitig so hätte schreiben sollen. — Ich glaube nicht daß es nöthig seyn wird, noch mehr als eine einzige Probe anzuführen; die ich jedoch mit Rücksicht auf einen anderweitigen Umstand wählen will. Es ist die bekannte Fabel von dem Vater, dem Sohne, und ihrem Esel; nach der Ordnung die zwey und funfzigste in der neuen, und die sechs und vierzigste in unsrer alten Ausgabe.

LII. (46.)

Eins mals zu markte fur ein man
Seinen sun er zu ym nam
Einen esel darzu das
Er dester gereiten mochte das
Auff den esel saß der man
Seyn sun muste gan
Mit ym er het zu reiten nicht
Nu fugt es sich von geschicht
Das ym leut entgegen kamen
Die groß wunder namen
Sie sprachen alle wie der man
Reit und leſt den jungen gan
Ließ er den knaben reiten
Und lief dem knaben pei der seiten
Daran thet er vil paß
Do der alt erhoret das
Von dem esel saß er do
Der jung saß auff und was fro

Der ein zu dem andern sprach
Do er den knaben reiten sach
Wart getreuer geselle meyn
Der alt mag wol ein narre sein
Das er lest reiten den knaben
Der solt laufen und traben
Und solt der alt reiten
Vil kaum mocht er gepeiten
Das der alt auff den esel kam
Zu dem knaben und reiten hin dan
Den esel riten sie peide
Das wart in schir zu leide
Do ym die leut bekommen
Nummer dum nomen
Sprachen sie alle sehet an
Wie thut der alt man
Sich gesezt hat auff das eseleyn
Er und auch das knebleyn
Sie wollen den esel haben tot
Zwar es thut ym kein not
Der alt solt rue han
Und solt den jungen laßen gan
Die rede also geschach
Der vater zu dem sun sprach
Wol abe wir wollen peide gan
Der esel auch soll rue han
Do komen die frauen und die man
Sie sprachen alle nu sehet an
Wie torecht die peide sint
Der alte man und auch sein kint
Das ir nicht syn zu reiten hat
Der esel der doch ledig gat.
Do sprach der vater sun bilan
Wir wollen peide zu fuß gan
Und wollen den esel tragen
Was dann die leut werden sagen
Sie wurffen den esel nider
Zusammen punten sie ym sein gelider
Und hingen in an ein stangen groß
Den esel es sere verdroß
Er wer vil lieber gegangen
Das er must an der stangen hangen
Nu wol auff der vater sprach

Der ſun vil jemerlich ſach
Das er den eſel muſt tragen
Dy leute begunden zu ſagen
Man ſicht wol das ſie narren ſint
An wizen ſint ſie peide blint
Do das der alt ſach
Das ym nymand wol ſprach
Seuffzen er ſere began
Seinen ſun ſach er an
Er ſprach hore was ich dir ſag
Es ſey dann das mich der eſel trag
Oder dich ſo ſey wir thoren
Treit er uns peyde er iſt verloren
Get er ledig ſo ſein wir narren
Tragen wir in den ſo an einer ſtangen
So iſt nyemant torchter dann wir
Dovon rat ich dir
Das du thuſt recht und wol
Die werlt iſt aller poßheit vol
An ſtraffe mag nymant geneſen
Wer mag an hinder rede geweſen
Wer an eren mag beſtan
Der ſol durch kein dinck abelan
Er ſoll thun was ym fuget wol
Auch wer er aller tugend vol
Und wie vil ein menſch gut thut
So dunket es die werlt nit gut
Geſehen ſint vil leut plint
Der herze ſo vergifftig ſint
Was ſie horen oder ſehen
Das ſie darzu das poſte iehen
Der ſich vor den gehuten kan
Es ſint frauen oder man
Der mag wol frolich loben got
Kumpt er hin ane ſpot.

In dieſer ganzen Fabel, ſo wie ſie hier und in unſrer erſten Ausgabe zu leſen, iſt ſchlechterdings nichts, was den Lesarten der neuen Ausgabe vorzuziehen wäre. Vielmehr iſt dieſer alte Text nicht allein durch offenbare Druckfehler verunſtaltet, (z. E. gleich in der vierten Zeile, wo es paß für das heiſſen muß;) ſondern auch an mehr als einer Stelle verſtümmelt. Zwiſchen der 18ten und 19ten Zeile fehlen ihm

folgende, oder ungefehr folgende Zeilen, wie sie die verschiedene Rechtschreibung und Mundart geben würde:

Das er auch reiten solte
Der alte gerne wolte
Nebent bi dem esel gan
Do bekamen in zwen ander man.

Zwischen 44 und 45 fehlet:

Sus gingens uff der strasse hin
Der esel ging auch ler mit in.

Desgleichen nach der 64sten:

Warta warta sechent an
Ein esel tragent zwene man
Der soelt sie beide billich tragen
Wen mag es wol ze mere sagen.

Denn so lieset dieses alles die neue Ausgabe der Schweitzer, vollständiger und richtiger: welches Lob ich ihr, auch in noch mehrern Fabeln, nicht ungern zugestehe.

Ja ich will eben so gern einräumen, daß wenn es überhaupt weiter nichts, als einige bessere Lesarten wären, die aus dem alten Bambergischen Drucke zu ziehen, der Nutzen desselben sehr geringe seyn würde. Und gewiß hätte es sich kaum der Mühe verlohnet, mehr als mit ein Paar Worten der Entdeckung desselben zu gedenken. Es wäre ein Leckerbissen für den Bücherwurm, und weiter nichts. Doch weit gefehlt, daß es nur dieses seyn sollte: das Beste kömmt noch.

Als ich von vorne herein die Vergleichung Fabel vor Fabel anzustellen begann, konnte ich lange keinen andern wesentlichen Unterschied entdecken, als daß in der alten Ausgabe einige der Fabeln gänzlich fehlten, welche sich in der neuen finden. Auf einmal gerieth ich im Blättern an das Ende, und fand, daß dieses mit einem Epilog versehen sey, der mir ganz fremd war, und der durch einen besondern Umstand meine schon erlöschende Neugierde mit eins wieder erweckte. Hier ist er, dieser Epilog; der mir die erste Hoffnung machte, daß, wo ich diesen Anbruch gefunden, der Ausbeute wohl noch mehr werden dürfte.

Wer die peispil merken wil
Der seze sich auff des endes zil
Der nutz leit am ende gar

Der peyspil nemet eben war
Die that ist nit also gewesen
Der geschicht als ir habt horen lesen
Darumb list man ein peispiel gut
Das weiser werd des menschen mut.
Hundert peispil han ich geleit
An diß puchlein und ist becleit
Gar mit weisen worten
Einfeltiglich an allen orten
Und gezirt sint mein wort
Doch han ich cluger synn gehort
Ein durres tal offt treit
Ein kern der susigkeit
Ein cleiner gart offt gebirt
Schlechte wort und schlecht gericht
Das lebt nu in der werlt nicht
Vil wort unde krump sein geflochten
Der hat nu vast gefochten
Wenn schlecht wort nutz sint
Keinen frumen er von in genympt
Es prediget mancher von hohem rat
Der sich selber nicht verstat
Der wol das schwert prechen kan
Dem ist es nutz vil manch man
Treit sper, messer unde schwert
Die ym sein cleines nutz wert
In seiner hant das ein ende hat
Diß puch das do hie geschrieben stat
Wer es list oder lest lesen
Der muß selig ymmer wesen
Und wem es zu lieb geticht sey
Der muß ymmer werden frey
Vor allen ungluck ymmer mee
Sein sele befind nymmer wee.

Ich will mich itzt nicht bey einzeln Stellen aufhalten, welche so, wie sie hier gelesen werden, kaum verständlich sind. Ich will nur sogleich meine Leser jenen Umstand bemerken lassen, der mir so besonders auffiel. Doch ohne Zweifel haben sie ihn schon von selbst bemerkt. Es ist die Zeile:

„Hundert peispil han ich geleit"

Hundert Beyspiele! Ganze hundert Fabeln also, sagt der Dichter aus-

drücklich, daß er in seinem Buche erzählt habe. Und wo finden sich diese hundert Fabeln, in der Ausgabe der Schweitzer? Diese hat deren, nach eigner Numerirung, nicht mehr als vier und neunzig: oder gar nur drey und neunzig, wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handschrift angefangen, springet die Zahl von XXIII sogleich auf XXVI. Und obschon darzwischen auf der 45sten Seite ein Absatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen sollte, weil er eine besondere vollständige Fabel ist: so fehlet doch noch immer Nummer XXV; und in allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl von hundert, ganzer sieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird sie doch vollzählig haben, diese hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem grossen Leidwesen fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir also vor der Hand noch schmeicheln konnte, war die Unwahrscheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nehmlichen Stücke fehlen sollten.

Und so war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer sechse reicher; so, daß wenn die Anzahl XCIV in der Schweitzer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unsers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drey und neunzigen nehmlich, welche diese neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergischen, Nummer VI. XVII. XXIV(*). XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI. und LXXXIII. folglich in allen vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und siebenzig bleiben würden. Dagegen hat sie, wie gesagt, sechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neun und siebzigste alle hinter einander; und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweitzersche Ausgabe damit vermehret werden sollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigsten, oder eigentlich drey und neunzigsten, in Einer Ordnung folgen; worauf der schon

(*) So sollte nehmlich, wie schon berühret worden, in der Schweitzerischen Ausgabe der Absatz S. 46 numeriret seyn, welcher sich anfängt,

„Es was ein wiger vroeschen voll" ꝛc.

angeführte Epilog das ganze Buch beſchlieſſen würde. Daß ſie ohne Aufſchriften ſind, weiß man ſchon.

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg ſchein
Von dem ich geleſen han
Es kriegten zwen reich man
Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Jr iglicher wolt haben recht
Sie machten ein groß geprecht
Des wart ir ſach hin gezogen
Umb das ir iglicher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer ſolt ſie richten paß
Das kein unrecht ſolt vor gan
Gut recht ſolten ſie peide han
Do die ſach geſezt wart
Darnach nit lang wart geſpart
Vil heimlich do der ein man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochſen der was groß
Der clage den herren nit ſere verdros
Er ſprach lieber herre mein
Laſt euch mein ſach bevollen ſein
Mein ſach iſt gut meyn wort ſind ſchlecht
Ich pit nit anders den recht
Der herre ſprach es ſol geſcheen
Dein gab ſol ich wol anſehen
Des rechten ich mich wol verſtan
Dieſe rede vernam der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku
Do des hern frau die ku ſach
Fleißiglich er zu ir ſprach
Gnedige frau meyn
Laſt euch mein ſach bevollen ſein
Schweig ſtille und hab guten mut
Dein ſach muß werden gut
Die frau zu dem herren ſprach
Do ſie die ſchone ku ane ſach
Durch mein willen hilff den man

drücklich, daß er in seinem Buche erzählt habe. Und wo finden sich diese hundert Fabeln, in der Ausgabe der Schweitzer? Diese hat deren, nach eigner Numerirung, nicht mehr als vier und neunzig: oder gar nur drey und neunzig, wenn man genauer nachzählet. Denn da, wo die eine Handschrift angefangen, springet die Zahl von XXIII sogleich auf XXVI. Und obschon darzwischen auf der 45sten Seite ein Absatz vorkömmt, der ohne Zahl geblieben, aber die Zahl XXIV führen sollte, weil er eine besondere vollständige Fabel ist: so fehlet doch noch immer Nummer XXV; und in allem fehlen folglich, an der vollen Anzahl von hundert, ganzer sieben Stück.

Aber die Bamberger alte Ausgabe wird sie doch vollzählig haben, diese hundert Stück? Das durfte ich kaum hoffen; und zu meinem grossen Leidwesen fand ich in ihr deren gar nur fünf und achtzig. Alles, womit ich mir also vor der Hand noch schmeicheln konnte, war die Unwahrscheinlichkeit, daß in beiden Ausgaben gerade die nehmlichen Stücke fehlen sollten.

Und so war es auch nicht. Denn kurz, nachdem ich endlich Stück vor Stück verglichen hatte, fand ich mich um ganzer sechse reicher; so, daß wenn die Anzahl XCIV in der Schweitzer Ausgabe nur ihre Richtigkeit gehabt hätte, mir von allen hundert Fabeln unsers alten ehrlichen Dichters auch nicht eine einzige abgegangen wäre.

Von den drey und neunzigen nehmlich, welche diese neue Ausgabe hat, mangeln in der alten Bambergischen, Nummer VI. XVII. XXIV (*). XXXVII. XLVIII. LIV. LVI. LIX. LXIV. LXVI. LXXI. LXXV. LXXXI. und LXXXIII. folglich in allen vierzehn; wornach ihrer überhaupt nicht mehr als neun und siebenzig bleiben würden. Dagegen hat sie, wie gesagt, sechs eigene, die jener abgehen, und die ich hier ohne weitere Vorrede mittheilen will. Sie folgen auf die neun und siebzigste alle hinter einander; und müssen, wenn einmal in einer neuen Auflage die Schweitzersche Ausgabe damit vermehret werden sollte, ebenfalls da hinter der vier und neunzigsten, oder eigentlich drey und neunzigsten, in Einer Ordnung folgen; worauf der schon

(*) So sollte nehmlich, wie schon berühret worden, in der Schweitzerischen Ausgabe der Absatz S. 46 numeriret seyn, welcher sich anfängt,

„Es was ein wiger vroeschen voll" ꝛc.

angeführte Epilog das ganze Buch beſchlieſſen würde. Daß ſie ohne Aufſchriften ſind, weiß man ſchon.

80.

Vil krieges macht dein unde mein
Das wart in einem krieg ſchein
Von dem ich geleſen han
Es kriegten zwen reich man
Mit einander umb gut
Der krieg wert lang und ir mut
Jr iglicher wolt haben recht
Sie machten ein groß geprecht
Des wart ir ſach hin gezogen
Umb das ir iglicher wurde betrogen
Vor dem der ir herre was
Wer ſolt ſie richten paß
Das kein unrecht ſolt vor gan
Gut recht ſolten ſie peide han
Do die ſach geſezt wart
Darnach nit lang wart geſpart
Vil heimlich do der ein man
Gegangen zu dem herren kam
Und bracht ein ochſen der was groß
Der clage den herren nit ſere verdros
Er ſprach lieber herre mein
Laſt euch mein ſach bevollen ſein
Mein ſach iſt gut meyn wort ſind ſchlecht
Jch pit nit anders den recht
Der herre ſprach es ſol geſcheen
Dein gab ſol ich wol anſehen
Des rechten ich mich wol verſtan
Dieſe rede vernam der ander man
Mit rat fur er heimlich zu
Des hern frau bracht er eyn ku
Do des hern frau die ku ſach
Fleißiglich er zu ir ſprach
Gnedige frau meyn
Laſt euch mein ſach bevollen ſein
Schweig ſtille und hab guten mut
Dein ſach muß werden gut
Die frau zu dem herren ſprach
Do ſie die ſchone ku ane ſach
Durch mein willen hilff den man

Das er sein sach mug behan
Und sein gut des pit ich dich
Der pete verzeihe nit mich
Der herre der frauen gerett das
Do der herre zu gericht saß
Do kamen auch die zwen man
Und solt auch ir krieg ein ende han
Sie legten peide fur ir clage
Der richter nach der frauen sage
Er stunt ym pei der ym gab dy ku
Rede ochs sprach der ander darzu
Wiltu nicht reden es ist zeit
Du meiner sach nit lenger peit
Rede an mein ochs des pit ich dich
Durch nicht soltu laßen mich
Der herre sprach es mag nicht gesein
Das do rede der ochs dein
Die ku den mund beschlossen hat
Den ochsen an stym er stat
Der ochs verlor sein sach gar
Das wart sein meister wol gewar
Empfangen gabe binden kan
Gabe entricht manchen man
Empfangen gabe selden thut
An frauen und an mannen gut
Empfangen gabe gepirt
Das offt recht zu unrecht wirt
Ein richter der do recht richten wil
Der bedarff keiner gabe zu vil
Der richter sol nit abelan
Das recht sol er veste han
Wo das kussen rynnet zu
Und enpfangen wirt die ku
Do mag der kaum gesigen
Die ku ret der ochs was geschwigen
Das thet des kusses rat
Das dick schedlichen geraten hat
Mancher hoher richter unde fursprech
Got es selber an ym rech
An dem jungsten tage
Wirt er verurteilt als ich euch sage
Das ist die englisch clage
So mag ym selber nymant vertrage.

81.

Stat macht dieb als ich euch sag
Uebrige gezirde schat nacht unde tag
Wer sich der masset der thut wol
Als uns diß peispil sagen sol.
Ein purger der het in seinem hauß
Ein katzen die manch mauß
Ving die was stolz und gemeit
Ihr palck was schon unde wol gecleit
Seinen nachpauern gevil sie wol
Sein herz was begierde vol
Wie der die katzen mocht gehan
Den palck sah er lieplich an
Der was weiß als der schnee
Nach der katzen was ym wee
Durch nicht wolt er sie lasen genesen
Der palck muste sein wesen
Des kan ich genisen wol
Funff schilling er mir gelten sol
Darnach nit lang wart gespart
Der katzen dieb gemeldet wart
Und wart dem purger kunt gethan
Wie das er die katzen wolt getot han
Durch des palges schein
Der purger sprach es mag nit gesein
Sind der palck schaden tut
Ich schick das er were behut
Und meyn gevatter lest in leben
Ein erzney wil ich ir geben
Mit einem schaub fur er zu
Der katzen palck besenget er nu
Das er schwarz unde manigvalt
Flecket was und ungestalt
Also behut der purger do
Sein katzen wer noch tut also
Des kaze wurd wol behut
Welche frau hat ein uppigen mut
Und stellet auff gezirde groß
Das manch frau nye verdroß
Wer die behuten wil
Der volge ires willen nit zu vil
Den palck er ir besengen sol
Das sie icht eym andern gevalle wol

Durch des palges schein
So stete mag kein frau gesein
Wil sie sich der werlt geben
Vil schier wird geschwecht ir leben
Welcher frauen ir wirt wol gevelt
Die leben in eren mannigvalt
Weiplich geperde frauen zucht
Die sint vor aller werlt gerucht
Ein weib schon keusch unde wol behut
Erhebt manches mannes mut
Nie auff ertrich pessers wart
Denn eine frau von guter art
Frummer frauen leip unde mut
Ist vor allen wandel behut
Die sol man unbesenget lan
Der kazen dieb lest sie wol gan
Und aller eren ist sie wert
Ich hoffe sie wurd von got gewert
Was sie von ym wolt piten
Got behut ir aller siten
Durch alle weib reine
Sie sind groß oder cleine.

82.

Man list von einem kindelein alsus
Das mit namen hieß papius
Sein leib was jung sein syn waren alt
Sein herz auff weißheit was gestalt
Zu rome es in das rathauß kam
Mit seinem vater unde manchen man
Wann rome manch witz pflag
Es geschach auff einen tag
Das sich fuget ein wunderlicher rat
Zu rome in derselben stat
Auch kamen sie uber ein
Das nymant weder groß noch clein
Von dem rat solt sagen
Do wurd des jungen muter fragen
Er sprach liebe muter mein
Ich thu dir deines fragens schein
Ich ging mit meinem vater auß
Und kam in das rathauß
Do sah ich manchen weisen man
In dem großen rat stan

Die muter ſprach zu ym zu hant
Was meinſtu das ſie heut hant
So lang geraten liebe muter mein
Das ich es ſage mag nit geſein
Das ich offen der romer rat
Das man ſuſt verpoten hat
Do die muter erhort das
Das der rat verpoten was
Do wart ir nach der ſach not
Sie wolt den knaben haben tot
Sie ſchlug in ſere der knabe ſprach
Do er die muter zornig ſach
Ich wil dir ſagen was do iſt der rat
Den man heut geraten hat
Es iſt ob ein frau zwene man
Mit recht mug zu der ee han
Oder ein man zwei weib
Sie ſprach ſam mir ſele und leib
Vil peſſer iſt das zwen man
Ein weib ſollen han
Wann zwei weib ein man hetten
Ich ſprech das und theten
Sie gewunnen nymmer guten tag
Zwar ob ich es gefugen mag
Ich ſol es frolich widerſtan
Sie begund zu andern frauen zu gan
Sie thet ein weiplich that
Sie offent des herren rat
Als ir der knab het geſeit
Sie ſprach alle groß herzeleit
Und krieg muſten wir gegen in han
Es iſt peſſer das zwu frauen ein man
Sollen unterdenig ſeyn
Wol auff lieben geſpilen mein
Sprach eine zu der andern da
Uns iſt ſorge vil nah
Wir ſullen des zu rat gan
Und ſullen es mit nichte lan
Unſer not ſullen wir clagen
Und horen was ſie ſagen
Do die ſach alſo geſchach
Und die frauen der rat an ſach
Sie wunderten alle was das mocht geſein

Sie enpfingen sie und liesen sie ein
Und als sie die sach hetten vernumen
Darumb sie dar waren kumen
Sie richten sie schon wider heim
Und sprachen wir sullen all uber ein
Kumen des das ein man wol
An einem weib benugen sol
Die frauen gingen wider heim
Do sprach der ratherrn ein
Wovon mag das sein kumen
Das die frauen haben vernumen
Do sprach der knab papius
Do ich gestern kam zu hauß
Do wolt mein muter wissen das
Wes man zu rat worden was
Do wolt ich sie nit wissen lan
Do geriet sie mich gar sere zu schlan
Eyn lugen der dacht ich auff der stunt
Und sprach das wort das euch ist worden kunt
Von den frauen nu
Sie sprachen dank hab du
Und verpoten das kein kind mee
Kem in den rat als ee
Wann dieser knabe was acht jar alt
Seiner weißheit er nicht entgalt
Der do heimlich raten wil
Der getrau kindern nit zu vil
Wann kinder und ein truncknr man
Mugen heimlich nicht behan
Unstet ist der frauen mut
Des seyn ir wort nit wol behut
Was eyn frau weiß wie schad es ymmer mag gesey
Zu hant wissen es zwu oder drei
Wovon dir mag geschеen leit
Das las der frauen ungeseit
Was du wilt verholn han
Das soltu das weib nit wissen lan
Doch man sy darumb loben sol
Sie mugen das verhelen wol
Das sie das nicht wissen
Wann mancher wirt von in beschissen
Das ist wol worden schein
Danck hab ich der der an sie wol mag gesein.

83.

Von einem pischoff list man das
Das er in grossen eren saß
Gelerter pfaffen het er viel
Sein wirdigkeit was an Zil
Nu het er einen jungling
Ein schuler kundig auff alle ding
Bey dem was seins vettern kint
Der was dem pischof gar gemynt
Er het auch ein weisen man
Als ich das vernumen han
Ein erztpriſter geſezt ein
Den leuten zu einem guten schein
Nu fuget es sich auff einen tag
Das der erztpriſter siech lag
Und also siech starb
Der jungling umb das ampt warb
Der pischoff thet was er begert
Doch des ampts was er ungewert
Darnach nit lenger wart gespart
Dem pischof gesendet wart
Ein kerbe mit guten pirn vol
Des danket er dem poten wol
Gar lieb was ym das geschank
Er sprach zu dem seyn zu hant
Wem mag ich getrauen wol
Der mir der pirn huten sol
Wurde mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu dem jungling sprach er da
Ist das ich dir la
Der pirn ich dir getrauen sol
Ein pessern huter funde ich wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sy wurden gessen gar pald
Ich wil mit nicht der pirn dir
Getrauen des glaube mir
Dise red erhort ein weiser man
Mit ernst sach er den pischof an
Er sprach nu erparm es got
Das ir begangen habt den spot
Das ir so manch falde hant
Bevolhen der euch ist bekant

Sein kintheit und sein jugend
Dovon ir ymmer mugent
Ungemach haben unde leit
Von dem dem ir die pirn habt verseit
Zu hant sol der pfleger wesen
Der sele wie mag dann genesen
Das schaf so der wolff zu einem hirten wirt
Auff der strase wird verirt
Der der den blinden furen sol
Vallen sie peide das ist wol
Die schaf gar verirret sint
Wan zu einem hirten wirt ein kint
Wie bericht der einige man
Der sich selber nicht berichten kan
Wie mag der gespeisen wol
Wann der selb nymmer wirt vol
Und lebet stet in geitikeit
Zu scheren sind sie bereit
Speisten sie die schaf also gern
Also wol sie die schaf kunnen geschern
Die schaf stunden desterpaß
Nu get ir arger list auff das
Wie die schaf wurden geschorn
Ob sie ymmer wurden verlorn
Darauff sind sie besorget gar
Sie entruchten nit wie dy sele far
Der weise pischof beval
Dem jungen die sele an zal
Und wolt befelhen nicht
Die pirn das noch offt geschicht
Das er der huten sol
Uber eyn pirn getrauet wol
Wer sie behut dem wil got geben
Umb sein huten das ewig leben.

84.

Von einem ritter sagt man das
Das er in großen eren sas
In reichtum und in wirdikeit
Seinen sun hat er geleit
Zu schule nu kam er auff die trift
Das er die pucher und die schrift
Vil clein geriet zu verstan
Der ritter wolt nit abelan

Er het gern eyn pfaffen gut
Auß ym gemacht das ſein mut
Zu ſchule ſant er in gen pareiß
In kunſten ſolt er werden weiß
Mit großer koſt er do was
Doch er nit gar vil las
Er vant do geſellen vil
Mit allerlei ſeiten ſpil
Zu pareiß lebt er manchen tag
Do er vil weißheit pflag
Sein zerung was unmaſen groß
Des ſein vater gar ſere verdroß
Do er wider zu lande kam
Und weißheit ſolt han
Sein vater was gar fro
Ein groß wirtſchaft macht er do
Sein freunde lud er alle gleich
Peide arm unde reich
Die zuſammen kommen dar
Sie nomen des pfaffen alle war
Sein geperde waren clug
Nach pfeffenlichen ſitten gnug
Nu ſach er durch die ſtuben durch
Do was eyn loch geporet durch
Darein was ein ku zagel geſchlagen
Do hub der hohe pfaff an zu ſagen
Mich hat groß wunder genumen
Wie die ku durch das loch iſt kumen
Und in dem loch belieben iſt
Der zagel zu dieſer friſt
Er ging auch fur das hauß
Und ſtellt ſich fur die thur hin auß
Und lugt ſere den himel an
Der monde begund ſchon auff zu gan
Vil ſere ſach er ſich umb do
Sein freunde waren alle fro
Sie wenten alle des ſicher zu weſen
Er het aſtronomiam geleſen
Und wer ein herre in hoher kunſt
Do was weder witz noch vernunft
Do er den mond ane ſach
Vil ſchnelle ging er hin unde ſprach
Eines dinges mich wunder nympt

Des ich mich nit hab geſliſſen ſint
Das der mon gleich auff gat
Dem mond zu pareiß in der ſtat
So ſere das wundert mich
Sy ſint an einander ungleich
Es muß ſein gar ein weiß man
Der die zwen unterſcheiden kan
To der ritter das erſach
Zu ſeinen freunden er ſprach
Von ſach wegen iſt mein herz zorn
Koſt und erbeit iſt gar verlorn
Es dunket mich in meinen ſinnen wol
Das er iſt aller narheit vol
Der vater und die freunde ſein
Muſten in ein thoren laßen ſein
Wer von natur iſt unbeſint
Und mynner witz hat dann eyn kint
Dem mag die ſchule zu pareiß
An ſinnen nymmer machen weiß
Iſt er ein eſel und ein gauch
Daſſelbe iſt er zu pareiß auch
Wo die natur verirt iſt
Was ſchrifft do hoher pfaffen iſt
Was hilfft das einer zu ſchule fert
Und groß gut an nutz verzert
Er horet hohe meiſter leſen
Ein narre muß er doch ymmer weſen
Gute pucher gewinnet er wol
Ein guter pfaff er nymmer werden ſol
Hie heim ein narre ein rint dort
Dorcht ire werk tumy ire wort
Sullen ſie weſen des gelaß
Nye kein pfaffe furpaß.

85.

Ein marckt hub ſich in einer ſtat
Der marckt vil großer freiheit hat
Es waren frauen oder man
Wer do wolt zu marckte gan
Der het fride ſyben tage
Nu horet was ich euch ſage
Der marckt was wol behut
Do was feil allerley ſchlacht gut
Was ymant zu kauffen gert

Des wart er auff der ſtat gewert
Ein hoher pfaff an kunſten reich
Kam auff den marckt und thet gleich
Als er ein Kauffmann ſolt weſen
Er ſprach wer do wil geneſen
Das des er mug haben heil
Große weißheit hab ich feil
Fur den kunig die rede kam
Sein knecht ſandt er hin dan
Das die mit nicht vermiden
Dan das ſie ſchnelle riden
Und ym kaufften die weißheit
Er ſprach ym were nit leit
Was ſie darumb muſten geben
Die knecht vernumen eben
Groß ſilber ſie do nomen
Do ſie zu dem meiſter komen
Sie ſprachen wir ſint her geſant
Mein herre der kunig hat euch vermant
Das ir das ſilber ſult nemen
Und ſult ym der weisheit geben
Er empfing das ſilber und ſazt ſich nieder
Er ſchreib ein wort und ſant wider
Dem kunig pey den knechten ſeyn
Das wort von deutſch zu latein
Sprach du ſolt das end anſehen
Deiner werk wann was dir geſcheen
Dir darumb mug geſcheen kunſtlich
Der weißheit ſoltu fleiſſen dich
Den kunig brengt dieſe gepot
Das daucht ſie gar ein ſpot
Sie hetten alle des geſchworn
Das gut wer gar verlorn
Darumb die weißheit iſt gegeben
Domit der kunig ſein leben
Gehut der kauff gevil ym wol
Das wort was großer kunſt vol
Er hieß es ſchreiben an ſein thur
Mit gulden puchſtaben wer do fur
Ginge der mocht es wol leſen
Der kunig wer anders tot geweſen
Eins mals als ich euch ſagen wil
Het er heimlicher veint vil

Dy stellten sere auff sein tot
Und heimlichen das sie nit in not
Komen fur die missetat
Nu gingen sie heimlich zu rat
Ein ebenteuer die was clein
Gemeiniglich komen sie uberein
Das sie gelt und gut wolten geben
Einem barbirer der dem kunig sein leben
Neme so er ym solt scheren
Sie wolten ihn des gelts geweren
Als schnelle er es het getan
Nu wolt der scherer heimlich gan
Zu dem kunig in den pallas
Und wolt von stund enden das
Darumb er empfangen het das gut
In große forcht kam sein mut
Do er dy schrifft sach an
Do begund er aldo stille stan
Das ende deiner werk soltu an sehen
Und was dir darumb mag geschehen
Vil schnelle er zittern began
Ein totlich farb er gewan
Do in der kunig ane sach
Schnelle er zu ym sprach
Sag an was ist dein not
Oder du must leiden den tot
Der kunig ließ in schnelle fahen
Und vil schwerlichen schlahen
Der bekant des mordes den er wolt haben gethan
Des er durch der schrift willen must lan
Die ym das erwendet hat
Das auff der thur geschrieben stat
Also behilt der kunig sein leben
Sein veind musten ym all geben
Im das gut das was wol
Das gekaufft wort das was nutzes vol
Wer das end ansehen kan
Seiner werk das ist ein weiß man
Wer das end ansehen wil
Der kumpt nit auff der reue zil
Das ende vertreiben kan
Die sunde wer do siehet an
Ein gut ende macht das

Alles das vor pose was
Ein gut ende macht alles das gut
Ein gut ende nymmer ubel thut
Der schifman in dem ende stat
Und richtet das es wol gat
Wer sich do in das ende leit
Und gewynnet mit ym nymer groß leit.

Alle diese sechs Fabeln, (die zwey und achtzigste ausgenommen, welche aber auch eigentlich keine Fabel, sondern die wahre Geschichte des jungen Papirius ist, dessen Name in Papius verstellet worden;) wird man von keinem ältern Dichter erzählet finden. Ob sie aber darum ursprünglich deutsche Erfindungen sind, davon ein Mehreres in meiner zweyten Entdeckung über diese sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, welche den wahren Namen des Verfassers betrift, und die ich in den zweyten Beytrag verspare. Ich sage itzt nur so viel davon, daß dieser Name, aus einer Handschrift unsrer Bibliothek, von Gottscheden mit einer Oscitanz, — ich weiß kein anderes Wort: Unachtsamkeit sagt viel zu wenig — angegeben worden, die schwerlich ihres gleichen haben dürfte.

II.

Romulus und Kimirius.

Mit jener Entdeckung hatte ich mich wieder ganz in das Feld der Aesopischen Fabel verirret. Es war eine Zeit, da ich keinen Dichter mit mehrerm Fleisse studierte, als den Phäder. Und damals, wie oft wünschte ich mich in die Bibliothek zu Wolfenbüttel! Denn nur allzuoft stieß ich, in den Noten des Gudius über meinen Autor, auf Dinge, die ich mir dort, und nur dort, aufklären zu können versprach.

Es ist bekannt, daß diese Noten des Gudius über den Phäder, nicht von ihm selbst, sondern verschiedne Jahre nach seinem Tode, von dem ältern Peter Burmann herausgegeben worden(*). Und es ist eben so bekannt, daß der größte Theil der hinterlassenen, eignen und

(*) Nehmlich zuerst 1698. Gudius starb 1689.

fremden Handschriften des Gudius in unsre Bibliothek gekommen. Nun wußte ich zwar, daß die Papiere, aus welchen Burmann seine Ausgabe besorgt, sich nicht mit darunter befinden könnten; als welche längst zuvor von den Erben des Gudius an Gräven überlassen worden. Allein Gudius bezog sich in den Noten selbst noch auf so manches, das meine Neugierde reitzte: besonders auf verschiedne alte Codices, die er selbst zu Rathe gezogen, selbst in Händen gehabt hatte. Und von diesen durfte ich vermuthen, in Wolfenbüttel einiges wieder zu finden, das, wenn es Burmann gleichfalls vor sich gehabt hätte, er gewiß näher angezeigt, und in manchen Fällen mehr genutzet haben würde.

Alles dieses, wie gesagt, fiel mir itzt wieder ein, und ich sahe, daß ich zu Erfüllung meines alten Wunsches, nichts brauchte, als die Hand auszustrecken, und mir gewisse Ideeen wieder klar und deutlich zu machen, die ich mich nur eben noch gehabt zu haben erinnern konnte.

Und warum nicht? Ich fing an, und suchte; und das erste, worauf mich unsre Catalogi wiesen, war die eigenhändige Abschrift des Gudius von dem Codice Divionensi, auf den er sich verschiedentlich in seinen Noten beruft. Ich ergriff ihn mit Vergnügen; aber schwerlich hätte ich mir in dem ersten Augenblicke auch wohl nur träumen lassen, welchen besondern Aufschluß er mir in einer Sache gewähren würde, über die sich, mit und ohne Verschulden der fleißigsten und scharfsichtigsten Gelehrten, die äusserste Dunkelheit und Verwirrung seit vielen Jahren verbreitet hatten.

Die Sache verhält sich so. — Als Isaac Nevelet 1610 die alten Fabeldichter, unter dem Titel Mythologia Aesopica, alle insgesammt herausgab, bezog er sich zu Wiederherstellung der echten Lesart des Phädrus, auf einen gewissen Rimicius, welcher die Fabeln desselben in Prosa aufgelöset habe. Und dieser prosaische verstümmelte Phädrus war bereits längst gedruckt, ehe der wirkliche vom Pithöus 1596 an das Licht gezogen wurde. Nevelet hatte eine alte Ulmer Ausgabe davon vor sich, die ihm Gruter aus der Heidelbergischen Bibliothek geliehen hatte. Gleich bey der zweyten Fabel des ersten Buchs gedenkt er derselben: Sic enim *Rimicius* quidam qui Phaedri fabulas soluta oratione reddidit, servatis ut plurimum verbis, hac eadem de re loquens ait — Rimicii hujus exemplar mihi e Palatina Bibliotheca suppeditavit V. A. *Ianus Gruterus*, Vlmae olim

impressum. Fabulas Aesopi, Avieni et Anonymi nostri fabulatoris latina germanicaque oratione exposuit. Id monendum hoc loco duxi, quod aliquoties hujus Rimicii facturus sum mentionem. Zu gutem Glücke mußte ich eben dieſe Ulmer Ausgabe auch in unſrer Bibliothek antreffen; und ſie iſt es, ohne die mir doch wohl die Abſchrift des Codicis Divionensis ſo viel als nichts genutzt hätte. Ich mußte beide Stücke zugleich vor Augen haben, wenn ich die Wahrheit erkennen ſollte.

Doch nur erſt weiter. — Auf dieſe Quelle kritiſcher Verbeſſerungen des Phädrus, ſo verdorben ſie auch ſeyn mochte, hatte ſich Gudius von dem Nevelet nicht umſonſt verweiſen laſſen. Ich kann aus ſeinen Anmerkungen, wie ſie Burmann herausgegeben, zwar nicht ſehen, ob er die nehmliche Ulmer Ausgabe dieſes ſogenannten Rimicius vor ſich gehabt. Aber ein Manuſcript von eben dieſem Rimicius führt er an, und nennt es ſein eigen(*). Neveletius ex Rimicii cujusdam sterquilinio gemmulam, ut putat, eruit, *vestibus*. — In MS. nostro Rimiccii est *sedibus*. Eben dieſes Manuſcript iſt es ohne Zweifel, welches er an einem andern Orte(**) Sciassianum Rimicii codicem nennet. Ich bekenne meine Unwiſſenheit, warum Sciassianum. Mir fällt weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem es dieſe Benennung führen könnte. Und was läge daran, wenn es weiter nichts wäre? Allein, was dem Gudius noch immer Rimicius, höchſtens Remiccius, heißt, das nennt er weiter hin Romulius. Ja damit wir nicht zweifeln können, daß er ein und eben daſſelbe Werk meyne: ſo ſagt er ausdrücklich(***), Romulius, sive, ut Neveletio vocatur, Rimiccius. Und hier hebt die Verwirrung an.

Sie war auch ſchon ziemlich auf das Aeuſſerſte gekommen, als Joh. Fr. Nilant 1709 alte Fabeln heraus gab, in welchen er ebenfalls mißgehandelte Glieder des Phädrus zu erkennen glaubte. Incredibilis, ſagt er in der Vorrede, videbatur virorum doctorum fluctuatio in multiplicatione nominum et personarum; quippe

(*) ad Fab. 3.[1] Lib. I.
(**) ad Fab. 30. Lib. I.
(***) ad Fab. 15. Lib. III.

[1] ad Fab. 141. [verdruckt 1773]

quum *Romulus* vel *Romulius* sive *Romalius, Rimicius* sive *Rimiccius* vel *Remicius* sive *Remiccius*, denique *Rinucius* vel *Rinuncius* audiat, tum etiam ista nomina nunc uni, nunc duabus personis tribuuntur. Denn da er jenen gänzlich anonymen Fabeln eine andere ähnliche Sammlung aus einer Handschrift beyfügen wollte, die den Namen des Romulus führte: so konnte ihm nicht lange verborgen bleiben, daß Gudius schon einen solchen geschriebenen Romulus vor sich gehabt habe, den er für den gedruckten Rimicius des Revelet gehalten. Und so, indem er diesem nachspürte, um gewiß zu seyn, daß er keine vergebene Arbeit unternommen, geschah es, daß er sich von einer Seite der Wahrheit um einige Schritte näherte, und auf der andern sich um so weiter von ihr entfernte.

Rilant war nehmlich so glücklich, zwar nicht völlig eben dasselbe alte zu Ulm gedruckte Fabelbuch, das Revelet aus der Heidelbergischen Bibliothek gehabt hatte, aber doch ein anders ihm sehr ähnliches zu bekommen, in welchem bis auf die deutsche Uebersetzung alles enthalten war, was Revelet in jenem gefunden hatte. Aus diesem nun erkannte er gar bald, daß Rimicius schlechterdings ein ganz neuer Schriftsteller sey, dem in dem ganzen Werke weiter nichts gehöre, als die Uebersetzung von dem Leben des Aesopus, und von nur einigen wenigen Fabeln desselben. Er erkannte zugleich, daß die Fabeln, welche Revelet dem Rimicius zugeschrieben, auch hier dem Romulus gehörten; und schloß, daß sich Revelet blos übereilt habe, wenn er dem Herausgeber der Sammlung etwas beygelegt, was sich dieser in der Sammlung selbst nicht anmasse.

Denn für diesen, für den Herausgeber sowohl seiner, als der Reveletschen alten Ulmer Ausgabe, glaubte Rilant den Rimicius wenigstens annehmen zu müssen. Er nannte daher die darinn enthaltenen Fabeln des Romulus, in den Anmerkungen zu seinem Romulus, fast immer Rimicii Romulum: Theils um ihn dadurch von seinem zu unterscheiden; Theils aber auch, weil er glaubte, daß Rimicius wohl nicht immer in Herausgebung des Romulus den Handschriften treu geblieben seyn dürfte, ohne hier und da etwas von dem Seinigen hinzuzusetzen. Licet, sind seine Worte, enim crebris sordibus obsitus esset liber cum auctoris, tum fortasse editoris injuria, tamen u. s. w. Und dieser Verdacht, sieht man wohl, wozu

er eigentlich abzwecken sollte. Der vermeynte Romulus des Rimicius mußte vermuthlich verfälscht seyn, damit der Romulus des Nilant nur allein für den echten, aus einer Handschrift treulich gezogenen Romulus gelten könne.

In wie weit die Gelehrten, nach dem Nilant, sich diese seine Entscheidung gefallen lassen, darum will ich mich itzt nicht bekümmern. Der ältere Burmann schien sich ganz und gar nicht daran zu kehren; denn er fuhr fort, den Romulus jener ältern Ausgabe Rimicius zu nennen, so oft er ihn unter seinen aus ihm mit zum Theil hergestellten Fabeln anzuführen Gelegenheit fand (*). Unserm Christ hingegen, als er einen ähnlichen aber kühnern Versuch wagte, war der Nilantsche Romulus einzig und allein Romulus (**). Und so, oder so, hielten es mehrere.

Man weiß von dem Knoten schon genug, um nach der völligen Auflösung desselben begierig zu seyn, die sich wie von selbst darbieten wird, wenn ich vorher zweyerley werde erwiesen haben. Vors erste, daß der Romulus in der alten Ulmer Ausgabe, welchen Nevelet Rimicius nannte, ein völlig ebenso guter Romulus ist, als Nilant nur immer ans Licht gebracht. Zweytens,[1] daß Rimicius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

I. Jenes erstere nun ist eben das, was mich die obgedachte Abschrift des Codicis Divionensis gelehrt hat. — Daß dieser Codex ein Romulus sey, konnte ich zwar schon aus den Noten des Gudius schliessen. Nur daß er vollkommen der Romulus sey, welchen Nevelet unter dem Namen Rimicius anführet, konnte ich allein aus ihm selbst lernen. Es ist die nehmliche Sammlung alter Fabeln, auf die

(*) Nehmlich in dem Appendice Fabularum, der sich bey der zweyten Auflage seines Phädrus in 8 befindet. Und in der Vorrede zu eben dieser Auflage: — Fabulas Aesopias, sive a Rimicio, sive a Romulo, sive a quocumque elaboratas.

(**) Ich will sagen, daß er in seinen zwey Büchern Fabularum veterum Aesopiarum, den Romulus in der alten Ulmer Ausgabe nie zu Rathe ziehet; welche alte Ulmer Ausgabe ihm aber auch nur zur Hälfte bekannt gewesen. Wie dieses zugegangen, wird man in der Folge sehen.

[1] [Dieser Satz] II. daß Rimicius . . . herausgegeben. [findet sich ebenso auch handschriftlich in den Papieren des Lessingschen Nachlasses, jetzt in der königlichen und Universitätsbibliothek zu Breslau]

nehmliche Art in vier Bücher getheilet, deren jedes die nehmlichen zwanzig enthält. Mit dem einzigen geringen Unterschiede, daß die Handschrift in dem vierten Buche zwey Fabeln mehr hat, als die gedruckte Ausgabe, wie auch sonst noch ein Paar unerhebliche Zusätze; wogegen wiederum in dem Gedruckten eine Fabel vorkömmt, die dort fehlet. Nicht zu vergessen, daß die 13te Fabel des ersten Buchs nach der gedruckten Ausgabe, in der Handschrift zwischen der 7ten und 8ten des zweyten Buchs zu stehen gekommen, wodurch diese Bücher ungleich geworden, und das erste aus 19, das zweyte dafür aus 21 Fabeln bestehet. Was aber hiernächst das Hauptwerk ist, so sind auch die Fabeln selbst, hier sowohl als dort, fast mit eben denselben Worten erzählet. Der Stellen sind sehr wenige, wo die Handschrift merklich von dem Gedruckten abweicht; und in den geringern Verschiedenheiten scheinet die eine, eben so oft als das andere, die bessere Lesart zu haben. Proben hiervon zu geben, würde mich zu weit führen. Aber die beiden Fabeln will ich ganz hersetzen, welche das vierte Buch in der Handschrift mehr hat. Es ist die 13te und 14te.

XIII.

Cornix sitiens accessit ad urnam dimidiam aquae, et eam conabatur evertere. Sed qm̄ fortiter stabat, non poterat eam movere, quod cum videret, hoc argumentum invenit, sumens calculos misit in urnam et ex multitudine calculorum aqua ex urna sursum porrecta est, et sic suam satiavit sitim.

XIV.

Puer in silva auguria captans stetit super quendam lapidem, sub quo jacebat scorpius, quem conabatur vertere. Cui scorpius dixit sic. Vide miser, ne dum me captas, te ipsum perdas. Praecipit haec fabula nihil tale audere, quod sit periculosum.

Die erstere von diesen Fabeln ist die 27ste des Avianus; und der ältere Plinius erzählet ein gleiches, als wahre Geschichte von einem Raben. Sie ist auch von neuern Fabeldichtern vielfältig nacherzählet worden. Von der zweyten wüßte ich dieses nicht. Doch verdient sie es auch kaum; und es würde Mühe kosten, ihr eine erträgliche Wendung zu geben. Die einzige Fabel, welche das gedruckte Werk dagegen voraus hat, ist die letzte des vierten Buchs, Abies et Arundo.

Was aber die übrigen unerheblichen Zusätze der Handschrift anbelangt, so sind es größtentheils Worte ohne Sinn. Der eine folgt auf die 21ste Fabel des vierten Buchs, und ist als eine besondere Fabel überschrieben: De statua sua Aesopus ad cives. Es ist eine barbarische Abkürzung und Verstümmlung von dem Epilogus des zweyten Buches im Phäder:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici *etc.*

Weil sie aber doch noch zu etwas gut ist, will ich sie abschreiben.

Scripta et ingenium Aesopi ut agnoverunt quod multarum semitarum amplissimas faceret vias et pepercisset humilibus dum alligaverit multos qui erant summi atticorum, statuam posuerunt Aesopo, cui substatuti sunt c̄rculi, qm̄ artis vias ingenio intellexi, mox fabulas edidi. Ideo cives posuimus statuam, quod est alicuius laboris bona remuneratio: sic scientes sequi querellas.

Das sey zugleich eine Probe von der Treue, mit welcher Gudius den alten Codex behandelt hat. Die Abkürzungen, welche zweifelhaft waren, hat er mit allem Fleisse nachgemahlt, ohne sie auf das Ungewiße auszuschreiben. Und nun, wozu er noch gut ist dieser Wust! Er ist der unbekannte Belag einer sehr schönen Verbesserung, welche Gudius in jener Stelle des Phäder gemacht hat:

Aesopo ingentem statuam posuere Attici.

Dieses ingentem statuam ist sehr unschicklich. Es wird doch gewiß keine kolossalische Statue gewesen seyn. Sie wird doch gewiß nicht grösser gewesen seyn, als sie die Athenienser andern verdienten Männern zu setzen pflegten. Gudius wollte also dafür gelesen wissen, Aesopi ingenio: und Burmann gab dieser Aenderung seinen völligen Beyfall. Crediderim Gudium, sagt er, quia *Aesopi* erat in MS. dexterrime conjecisse *Aesopi ingenio*. Aber in welchem Manuscripte hatte er dieses Aesopi gelesen? In den beiden, welche Pithöus und Rigaltius gebraucht hatten, gewiß nicht. Folglich war es, ohne Zweifel, dieser Codex Divionensis, auf den er sich bey Ausarbeitung seiner Noten berufen wollte. Denn in der That findet sich nicht allein hier Aesopi, sondern das völlige Ingenium Aesopi; wogegen das statuam ganz ohne Beywort stehet. — Der zweyte Zusatz unserer Handschrift ist, Magistro Rufo Aesopus, überschrieben. Und von diesem werde ich schicklicher an einer andern Stelle reden.

Wenn nun also der zu Ulm gedruckte Romulus, mit dem in dieser Handschrift von Dijon enthaltenen Romulus so genau übereinstimmet: was könnte noch hindern, ihn für eben so gut als den zu erklären, welchen uns Nilant geliefert hat? Die Handschrift von Dijon selbst müßte jünger und daher unsichrer seyn, als die, welche Nilant vor sich hatte. Daran aber zweifle ich sehr. Denn Nilant sagt von dem Alter der seinigen, die der Bibliothek zu Leiden gehörte, gar nichts: und ich schliesse daraus, daß es nicht beträchtlich gewesen. Gudius hingegen giebt der Handschrift von Dijon mehr als fünfhundert Jahre. Ex vetusto codice, bezeugt er auf dem Titel seine[1] Abschrift, Divionensi monachorum sectae Benedictinae. Membranae illae quingentorum et amplius annorum forma praegrandi exhibebant Plinii Historiae Nat. Libros XXXII, quibus premittebantur hi quatuor libelli fabularum sub nomine Romuli cujusdam, quem quisquis ille fuerit, nam nomen nobis confictum videtur, Phaedri nostri et fabulas et verba maximam partem sublegisse, alias monebimus.

Doch was sage ich, nur eben so gut? Der alte Ulmer Romulus ist offenbar weit besser, als der Nilantsche; und wir hätten diesen, ohne den geringsten Verlust entbehren können. Denn war die Leidner Handschrift auch nicht jünger, als die von Dijon: so war sie doch gewiß von einem weit elendern Abschreiber, der nicht allein vier Bücher in eines schmelzte, und alles daraus wegließ, was ihm nicht anstand, sondern auch den kurzsichtigen Mönch bey aller Gelegenheit zeigte. Und daß diese Mönchsspuren sich weder in der Handschrift von Dijon, noch in der alten gedruckten Ausgabe finden, erweckt für beide kein schlechtes Vorurtheil. Ein Exempel wird es zeigen, was ich unter diesen Mönchsspuren verstehe. Man nehme die siebende Fabel nach dem Nilant, welches die sechste im ersten Buche des Phädrus ist. „Ein Dieb machte Hochzeit, und Aesopus erzählte, in welches Schrecken einst die Frösche gerathen wären, als die Sonne heyrathen wollen." Dieses will auch Romulus nach seiner Art erzählen, und schickt die Moral voraus: a Natura nemo mutatur, sed de malo pejor nascitur. So lautet sie in dem alten Gedruckten: so lautet sie in dem Manuscripte von Dijon. Und wie bey dem Nilant? A natura nulla

[1] [vielleicht nur verdruckt für] seiner

Creatura mutatur excepto Homine et Angelo: sed dictu saepius de malo pejor nascitur. Die Moral iſt freylich nicht wahr: aber ihr ſo nachhelfen, ſie ſo berichtigen, das konnte nur der dümmſte von allen Mönchen. Und ſo an mehrern Orten. Der beſſere Romulus ſchrieb zu Anfange ſeines zweyten Buchs: Omne genus fabularum probatur contra homines. Quis enim malus nisi homo? Et quis bonus nisi homo? Nun höre man den Romulus des Nilant: Omne genus fabularum sine dubio directo tramite ad homines refertur; nemo enim potest esse bonus malus, non nisi homo; de Deo enim et Angelis non est nobis sermocinatio. Der beſſere Romulus zieht, aus der bekannten Fabel von der Matrone zu Epheſus, die Lehre: Casta est illa mulier quae importunum non patitur. Er hatte eben dieſe ſaubere Lehre in der vorhergehenden Fabel mit den Worten ausgedrückt: Foemina nulla se importuno negabit. Ich mag dieſe Lehre auch nicht zu der meinen machen. Aber was meynet man, mit welcher andern Lehre ſie der Romulus des Nilant vertauſcht? Ammonet subsequens Fabula, quod habent homines mortui, quod timeant post mortem, et non quod doleant. Die Fabel von der Matrone zu Epheſus! — Wenn überhaupt die Fabeln des Romulus noch nicht wären gedruckt geweſen, ſo hätte Nilant mit den ſeinigen Dank verdient. Aber da ſie längſt gedruckt waren, weit vollſtändiger und unverfälſchter gedruckt waren: wäre es nicht beſſer geweſen, wenn er den alten Druck, mit den Lesarten ſeines Manuſcripts, wieder hätte auflegen laſſen? Er ſcheinet ſo etwas ſelbſt empfunden zu haben. Denn er bekennt nicht allein in den Noten zu ſeinem Romulus, daß der alte Romulus ſehr oft gedrungener, ſchicklicher und lateiniſcher ſey: ſondern weil ſein Romulus auch nur 45 Fabeln hat, der Ulmer Romulus aber 80, ſo fügte er aus dieſem noch einen Anhang hinzu, mit folgender Vorerinnerung. Sequentes Fabulae reperiuntur quoque apud editum Romulum, cujus ne quid desideretur, et quia nonnullae Phaedri phrases diserte exhibent,[1] eas in postremo agmine collocavi. Aber auch ſo kommen wir nicht ohne Schaden davon. Denn da, wie geſagt, ſein Romulus nur 45 Fabeln hat, und in dieſem Anhange nur noch 15 aus dem alten Romulus nachgeholet werden: ſo fehlen zu der vollen Zahl, welche dieſer hat, noch gan-

[1] exhibent, [Nilant] exhibet, [verbruckt 1773]

zer 20. Ich will ſie nach unſerm Manuſcripte nahmhaft machen, dieſe 20 Fabeln; und da ich den Unterſchied, der ſich zwiſchen dieſem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe: ſo wird man ſie ohne Mühe auch in dieſem finden, wenn er etwa einem meiner Leſer zur Hand ſeyn ſollte. Zugleich will ich dabey anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen; damit man nicht glaube, wenn[1] keine daſelbſt vorkäme, daß ſie der Kriticus folglich doch nicht vermiſſen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der ſich von dieſen alten armſeligen Dingen noch machen laſſe. Hier ſind ſie.[2]

Lib. I. Fab. 10. Homo et Colubra. (*Phaed. IV. 18.*)
- — 11. Asinus irridens Aprum. (*Phaed. I. 29.*)
Lib. II. — 7. Venator et Canis. (*Phaed. V. 10.*)
- — 10. Hoedus et Lupus.
- — 11. Pauper et Serpens.
- — 13. Calvus et Musca. (*Phaed. V. 3.*)
- — 14. Vulpis et Ciconia. (*Phaed. I. 26.*)
- — 16. Graculus superbus et Pavo. (*Phaed. I. 3.*)
- — 18. Formica et Musca. (*Phaed. IV. 23.*)
- — 19. Lupus et Vulpis, judice Simio. (*Phaed. I. 10.*)
- — 20. Mustela et Homo. (*Phaed. I. 22.*)
- — 21. Rana rupta et Bos. (*Phaed. I. 24.*)
Lib. III. — 6. Lupus, Vulpis et Pastor.
- — 12. Vipera et Lima. (*Phaed. IV. 7.*)
- — 18. Negotiator et Asellus.
- — 19. Cervus et Boves. (*Phaed. II. 8.*)
Lib. IV. — 13. Cornix sitiens.
- — 14. Puer et Scorpius.

[1] [vielleicht doch nur verdruckt für] daß

[2] [Dieſe Berechnung der Fabeln in der Dijoner Handſchrift und dem Ulmer Druck des Romulus, im Romulus des Nilant und im Nachtrag des letzteren aus dem Ulmer Druck findet ſich auch handſchriftlich in den Breslauer Papieren kurz angedeutet:]

80 Codex Romuli.
R. N. 15
add. ex R. 15

60. desunt itaque adhuc viginti

[Darauf folgt, ebenſo wie oben im Text, das Verzeichnis dieſer zwanzig Fabeln, doch ohne Angabe der einzelnen Überſchriften und ohne die Verweiſungen auf Phädrus. Auch iſt lib. I. 12. (ſtatt 11) und lib. III. 20. (ſtatt 19) genannt; ferner iſt lib. III. 8. in der Hſ. mit aufgeführt und dafür lib. IV. 13 weggelaſſen]

Lib. IV. Fab. 18. Pulex et Camelus.
- — 21. Ovis et Cornix.

Ich sehe wohl, was man zur Entschuldigung des Nilant hier sagen kann. Von diesen 20 Fabeln, kann man sagen, sind nur zwey, welche ganz und gar bey ihm vermißt werden, nehmlich die 13te und 14te des vierten Buches. Und dieses sind eben dieselben, welche, wie schon gedacht, selbst in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deswegen übergangen, und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil sie alle schon bey seinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig so vorkommen, daß sie gänzlich vernachläßiget zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in seinem Romulus mehr als eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls schon bey dem Anonymus gelesen hatten. Und was ist dieser Anonymus überhaupt viel anders, als ein schlechter verstümmelter Romulus? Ja ich würde sagen, er sey ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verschiedene Fabeln enthielte, welche der vollständige aus vier Büchern bestehende Romulus nicht hat. Diese sind die 2, 6, 8, 19, 24, 25, 30, 31, 32, 34, 36, 53, 57, 58 und 67ste;[1] worunter die 2, 31, 32 und 57ste, Fabeln des

[1] [Dieselben Zahlen, vermehrt um die Ziffer 54, finden sich auch auf einem Blatt der Breslauer Papiere. Die Zahlen 2, 31, 32, 54 und 57, welche auch bei Phädrus vorkommende Fabeln bezeichnen, sind in der Hs. durchstrichen. Voraus geht folgende Berechnung der Fabeln, die der Anonymus des Nilant allein enthält, die er mit dem alten Romulus gemeinsam hat, endlich die im Romulus des Nilant stehen:]

16.
18 quas R. c. habet
60
94

[Vor dieser Rechnung steht das genauere Verzeichnis der 16 ersteren Fabeln, alphabetisch geordnet, die nicht bei Phädrus vorkommenden Fabeln mit Sternchen bezeichnet:]

Anonymi propriae.

* Aquila et Milvus. 67.
* Asellus Bos et Volucres. 34.
* Calvus et Hortulanus. 24.
Canes famelici. 2. (Phaed. I. 20.)
Canis et Crocodillus. 31. (Phaed. I. 25.)
Canis parturiens et Scrofa. 54. (Phaed. I. 19.) Divionensis Cod. I. 9.
Canis et Vultur. 32. (Phaed. I. 27.)
* Cavannus, cattus et mus. 25.
* Ciconia Anser et Accipiter. 53.
* Cochlaea et Simia. 8.
recte N. * Culex et Taurus. 36.

zer 20. Ich will sie nach unserm Manuscripte nahmhaft machen, diese 20 Fabeln; und da ich den Unterschied, der sich zwischen diesem und dem alten Drucke findet, genau genug angegeben habe: so wird man sie ohne Mühe auch in diesem finden, wenn er etwa einem meiner Leser zur Hand seyn sollte. Zugleich will ich dabey anmerken, welche davon im Phädrus vorkommen; damit man nicht glaube, wenn[1] keine daselbst vorkäme, daß sie der Kriticus folglich doch nicht vermissen würde, weil er den einzigen Gebrauch nicht davon machen könne, der sich von diesen alten armseligen Dingen noch machen lasse. Hier sind sie.[2]

Lib. I.	Fab.	10.	Homo et Colubra.	(*Phaed. IV. 18.*)
-	—	11.	Asinus irridens Aprum.	(*Phaed. I. 29.*)
Lib. II.	—	7.	Venator et Canis.	(*Phaed. V. 10.*)
-	—	10.	Hoedus et Lupus.	
-	—	11.	Pauper et Serpens.	
-	—	13.	Calvus et Musca.	(*Phaed. V. 3.*)
-	—	14.	Vulpis et Ciconia.	(*Phaed. I. 26.*)
-	—	16.	Graculus superbus et Pavo.	(*Phaed. I. 3.*)
-	—	18.	Formica et Musca.	(*Phaed. IV. 23.*)
-	—	19.	Lupus et Vulpis, judice Simio.	(*Phaed. I. 10.*)
-	—	20.	Mustela et Homo.	(*Phaed. I. 22.*)
-	—	21.	Rana rupta et Bos.	(*Phaed. I. 24.*)
Lib. III.	—	6.	Lupus, Vulpis et Pastor.	
-	—	12.	Vipera et Lima.	(*Phaed. IV. 7.*)
-	—	18.	Negotiator et Asellus.	
-	—	19.	Cervus et Boves.	(*Phaed. II. 8.*)
Lib. IV.	—	13.	Cornix sitiens.	
-	—	14.	Puer et Scorpius.	

[1] [vielleicht doch nur verdruckt für] daß

[2] [Diese Berechnung der Fabeln in der Dijoner Handschrift und dem Ulmer Druck des Romulus, im Romulus des Nilant und im Nachtrag des letzteren aus dem Ulmer Druck findet sich auch handschriftlich in den Breslauer Papieren kurz angedeutet:]

80 Codex Romuli.
R. N. 45
add. ex R. 15
60. desunt itaque adhuc viginti

[Darauf folgt, ebenso wie oben im Text, das Verzeichnis dieser zwanzig Fabeln, doch ohne Angabe der einzelnen Überschriften und ohne die Verweisungen auf Phädrus. Auch ist lib. I. 12. (statt 11) und lib. III. 20. (statt 19) genannt; ferner ist lib. III. 8. in der Hs. mit aufgeführt und dafür lib. IV. 13 weggelassen]

Lib. IV. Fab. 18. Pulex et Camelus.
- — 21. Ovis et Cornix.

Ich sehe wohl, was man zur Entschuldigung des Nilant hier sagen kann. Von diesen 20 Fabeln, kann man sagen, sind nur zwey, welche ganz und gar bey ihm vermißt werden, nehmlich die 13te und 14te des vierten Buches. Und dieses sind eben dieselben, welche, wie schon gedacht, selbst in dem alten Drucke mangeln. Die übrigen achtzehn hat er deswegen übergangen, und aus dem alten gedruckten Romulus nicht mit in den Anhang übergetragen, weil sie alle schon bey seinem Anonymus vorkommen.

Aber doch, antworte ich hierauf, nicht völlig so vorkommen, daß sie gänzlich vernachläßiget zu werden verdient hätten. Nicht zu gedenken, daß doch auch in seinem Romulus mehr als eine Fabel anzutreffen, die wir gleichfalls schon bey dem Anonymus gelesen hatten. Und was ist dieser Anonymus überhaupt viel anders, als ein schlechter verstümmelter Romulus? Ja ich würde sagen, er sey ganz und gar nichts anders, wenn er nicht allerdings noch verschiedene Fabeln enthielte, welche der vollständige aus vier Büchern bestehende Romulus nicht hat. Diese sind die 2, 6, 8, 19, 24, 25, 30, 31, 32, 34, 36, 53, 57, 58 und 67ste;[1] worunter die 2, 31, 32 und 57ste, Fabeln des

[1] [Dieselben Zahlen, vermehrt um die Ziffer 54, finden sich auch auf einem Blatt der Breslauer Papiere. Die Zahlen 2, 31, 32, 54 und 57, welche auch bei Phädrus vorkommende Fabeln bezeichnen, sind in der Hs. durchstrichen. Voraus geht folgende Berechnung der Fabeln, die der Anonymus des Nilant allein enthält, die er mit dem alten Romulus gemeinsam hat, endlich die im Romulus des Nilant stehen:]

16.
18 quas R. c. habet
60
94

[Vor dieser Rechnung steht das genauere Verzeichnis der 16 ersteren Fabeln, alphabetisch geordnet, die nicht bei Phädrus vorkommenden Fabeln mit Sternchen bezeichnet:]

Anonymi propriae.

* Aquila et Milvus. 67.
* Asellus Bos et Volucres. 34.
* Calvus et Hortulanus. 24.
Canes famelici. 2. (Phaed. I. 20.)
Canis et Crocodillus. 31. (Phaed. I. 25.)
Canis parturiens et Scrofa. 54. (Phaed. I. 19.) Divionensis Cod. I. 9.
Canis et Vultur. 32. (Phaed. I. 27.)
* Cavannus, cattus et mus. 25.
* Ciconia Anser et Accipiter. 53.
* Cochlaea et Simia. 8.
recte N. * Culex et Taurus. 36.

Phädrus sind. Was sich aus diesen dem Anonymus eigenen Fabeln schliessen läßt, will ich ein andermal anzeigen, wenn ich einen sonst wo bemerkten Grund eben derselben Vermuthung beyzubringen Gelegenheit habe. Itzt bestehe ich nur darauf, daß besagter wenigen Fabeln ungeachtet, die sich in den vier Büchern des Romulus nicht finden, es doch noch immer das Beste gewesen wäre, wenn uns Nilant diesen ganzen Romulus, bloß mit einem Zusatze derselben vermehret, und, wie gesagt, mit den Lesarten seines Manuscripts bereichert, wiedergegeben hätte. Denn auf diese Weise hätten wir doch nun etwas Vollständiges, welches uns itzt fehlet, und um so mehr fehlet, je seltner der alte Ulmer Romulus sich gemacht hat.

Schon Nilant mußte ihn mit vieler Mühe auftreiben; und trieb ihn doch nur endlich in einem verstümmelten Exemplar auf. Er klagt an mehr als einer Stelle, daß ganze Blätter darinn ausgerissen; und wenn er sonach auch schon den Einfall bekommen hätte, zu thun, was ich für das Bessere halte, so würde er es nicht gekonnt haben. — Dieses bringt mich zu meinem zweyten Punkte, bey welchem die Hauptsache

---

* Equus et Asinus. 58.
* Graculus et accipiter. 6.
* Grus, cornix et Dominus. 19.
Lepus, passer et aquila. 57. (Phaed. I. 9.)
* Perdix et Vulpes. 30.

[Die Zahlen hinter den Titeln sind meistens nachträglich durchstrichen; ebenso ist die ganze siebente Zeile außer „Divionensis Cod. I. 9." durchstrichen. — Hieher gehört ferner eine Seite in einem Breslauer Heft, das mehrere nicht zusammenhängende Einträge Lessings, meistens die Geschichte der Fabel betreffend, enthält:]

Fabulae Antiquae Nilantii.

Drunter sind mir ganz fremd, und kommen weder beym Aes. noch Phaed. noch Aviano noch Anony. vor

Fab. VIII. Cochlea et Simia. Die Schnecke auf dem Spiegel.
— XIX. Grus, cornix et dominus. Die Krähe warnet den Krahnich nicht gehörig.
— XXIV. Calvus et Hortulanus ist schlecht.
— XXV. Cavannus, Cattus et Mus. ist nicht zu verstehn.
— XXX. Perdix et vulpis. Die zugeschlossenen Augen.
— XXXVI. Culex et Taurus. Die Herausfoderung.
*— XLIX. Leo regnans et Simia ist bey dem Phädrus ganz verstümmelt und hieraus zu ergänzen. lib. 4. 12.
— LIII. Ciconia anser et accipiter.
LV. Ovis et Cornix. Doch ist etwas ähnliches beym Aesop.
LVIII. Equus et Asinus. Der Esel bittet um etwas Gerste.
LX. Culex et Camelus. Vielleicht auch etwas ähnliches beym Aesop. Die Wendung die Hanakdan dieser Fabel gegeben ist schön.
LXVII. Aquila et Milvus. Der Geyer hatte sich grosser Dinge vermessen, und um des Adlers Frau geworben.

auf der nähern Kenntniß des alten Buches selbst, das Nilant hatte und nicht hatte, beruhen wird.

II. Ich will hier beweisen, daß Rimicius nie das allergeringste mit dem Romulus zu schaffen gehabt; daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben.

Daß Rimicius und Romulus zwey ganz verschiedene Personen sind, die Jahrhunderte auseinander gelebt haben, hat schon Nilant erwiesen, und ohne Mühe erweisen können, da Rimicius das, wovon er ohnstreitig der Urheber ist, einem Kardinale Antonius Cerdanus zugeeignet hat, der 1459 gestorben; die Fabeln des Romulus hingegen in Handschriften vorkommen, die offenbar vier bis fünfhundert Jahre älter sind. Wer sonst Rimicius gewesen, und was es für Streitigkeiten über seinen Namen setzt, davon kann man den Kardinal Quirini in seiner Einleitung zu den Briefen des Franciscus Barbarus(*), vornehmlich aber in seinem Schreiben an Schelhornen beym Freytag(**), nachlesen. Mir kömmt es hier nicht sowohl auf seine Person, als auf das an, was er wirklich geschrieben, und was er nicht geschrieben.

Rimicius hat das Leben des Aesopus, und Fabeln des Aesopus aus dem Griechischen übersetzt. Das ist unwidersprechlich. Ob er den Druck dieser Uebersetzung selbst erlebt habe, getraue ich mir nicht zu sagen; da, wie schon gemeldet, der Kardinal welchem er sie zugeeignet, bereits 1459 gestorben. Aber gedruckt wurde sie doch; und zwar schon 1476 zu Mayland. Fabricius hat nur eine spätere Ausgabe von 1480 gekannt; aber jene frühere hat Quirini selbst vor sich gehabt, und in dem angeführten Briefe beschrieben. Ich finde sie in unserer Bibliothek nicht; Quirini sagt auch nicht, was sie für Fabeln enthalte, als welches zu seiner Absicht nicht erforderlich war: eine Stelle jedoch aus einer sogenannten Anacephalaeosis totius operis, welche er ganz beybringt, würde allein mich dieses Punktes wegen ausser aller Ungewißheit setzen. Rimicius sagt nehmlich: Quod vero longe plures (*fabulas*) Aesopus confecerit hinc vel maxime conjectari licet; nam in describendo fabulas cum sequatur ordinem Alphabeti, in his hae deficiunt literae etc. Und dieser Umstand von der

(*) Diatr. praeli. Part. I. cap. 4. §. 7.

(**) Tomo III. Apparat. litter. Append.

alphabetischen Ordnung, welcher in den Fabeln des Romulus auf keine Weise merklich ist, würde, meyne ich, schon allein gnugsam beweisen, daß es nicht diese sind, sondern daß es die gewöhnlichen griechischen Fabeln des Aesopus seyn müssen, so wie wir sie itzt haben: wenn mich auch nicht der Augenschein anderweits davon überzeugt hätte. Denn es ist mehr als eine spätere Ausgabe von den Fabeln des Aesopus vorhanden, worinn sie vorkommen, die Rimicius übersetzt hat; und unter seinem Namen, mit seiner Vorrede vorkommen. Ich will statt aller nur die Sammlung des Dorpius nennen, wovon ich einen Frankfurter Druck von 1587 in 8 vor mir habe. In diesem folgen die Fabeln des Rimicius unmittelbar auf die, welche Laurentius Valla schon vor ihm übersetzt hatte, und gehen von der 373ten bis auf die 472te. Es sind deren also gerade hundert, die ich anfangs lediglich von den ältern 149 Aesopischen Fabeln zu seyn glaubte, welche wir die Planudeischen zu nennen pflegen. Denn ich urtheilte so: die übrigen 148 Aesopischen Fabeln hat Nevelet erst 1610 zuerst herausgegeben, und er nennt sie ausdrücklich nunquam hactenus editas. Wie kann also eine von denen unter den Fabeln des Rimicius sich finden, die bereits 1476 sollen gedruckt seyn, und die ich hier wirklich wenigstens von 1587 vor mir habe? Allein ich sahe mich, zu meiner nicht geringen Befremdung, betrogen, als ich unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig zählte, welche allein unter den Neveletschen vorkommen. Das nunquam hactenus editae des Nevelet, muß also nur von dem Griechischen Texte gelten. Wenn es auch noch von diesem gilt! Doch davon anderswo.

Wenn Rimicius nicht der erste war, der die griechischen Fabeln des Aesopus durch seine Uebersetzung in Europa bekannt machte; indem ihm nicht allein, wie schon berührt, Laurentius Valla mit einigen, sondern auch Omnibonus(*), ohne Zweifel mit mehrern, darinn zuvorgekommen: so war er doch der erste, wie es scheint, durch

(*) Die ich nur noch aus einer Stelle des Kardinal Quirini kenne. Ea Omniboni versio, quam manuscriptam habuit Naudaeus teste Labbeo Biblioth. nova MSS., vetustior utique ea Rimicii, Mediolani publicata ab Antonio Zaroto Parmensi anno MCCCCLXXVI. licet Rimicius in Prooemio ad Antonium tituli S. Chrysogoni Presbyterum Cardinalem, ita de suo labore loquatur, ut primus ipse Aesopum e Graecia in Latium convexisse videatur. *Diatribe Praelim. ad Fr. Barbari Epistolas pag. 108.*

den sie nach Deutschland kamen. Nicht daß man in Deutschland von gar keinen Aesopischen Fabeln gewußt hätte; man las die mehrgedachten Fabeln des Romulus, unter dessen Namen auch die elegieschen Fabeln des Anonymus beym Nevelet im Gange waren; man las die Fabeln des Avianus, des Cyrillus, des Adelfonsus, und anderer. Nur die eigentlichen Aesopischen Fabeln des Aesopus, wie sie, wenn auch nicht von ihm selbst, seinen Zeiten doch um so viel näher, wo nicht in seiner, doch in einer Sprache aufgezeichnet worden, in der er die meisten und glücklichsten Nachahmer gehabt, waren, bis gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts unsern Vätern völlig unbekannt, und kamen, so wie aus Griechenland nach Italien, also aus Italien nach Deutschland.

Und, wie gesagt, aller Wahrscheinlichkeit nach, zuerst in der Uebersetzung des Rimicius; aus welcher auch sofort diejenigen Fabeln, die ganz neu waren, wovon sich nichts ähnliches bey jenen barbarischen Nacherzählern fand, ihnen beygefügt, und den allgemeinen Fabelbüchern einverleibet wurden.

Ein solch allgemeines Fabelbuch war denn auch das, welches Nevelet vor sich hatte, und welches in seiner Hand die Veranlassung zu den nachher so oft, und gleichwohl so ohne Grund, verwechselten Namen des Romulus und Rimicius wurde. Soll ich kurz sagen, wie es das wurde? Weil Nevelet ein junger Franzose war, der ganz gewiß kein Wort Deutsch verstand; und viel zu stolz, viel zu voreilig war, als daß er sich hätte lange erklären lassen, was er nicht verstand.

Nevelet sagt, wie oben schon angeführt worden, daß dieses alte Fabelbuch zu Ulm gedruckt gewesen, und daß es die Fabeln des Aesopus, des Avianus und seines Anonymus, lateinisch und deutsch enthalten. An einer anderen Stelle, nehmlich in den Noten über seinen Anonymus, bey der 21sten Fabel, wo sich in dem alten Werke ein zweytes Buch anfängt, fügt er mit ausdrücklichen Worten hinzu, daß er Rimicius heisse, welcher sowohl die prosaische lateinische Uebersetzung dieser, als auch die deutsche Uebersetzung der nehmlichen und übrigen Fabeln gemacht habe. Rimicius, ein Italiäner, eine deutsche Uebersetzung!

Ich bin sehr gewiß, daß ich schlechterdings das nehmliche Buch

vor mir habe, welches Nevelet vor sich hatte; nicht bloß ein nur ähnliches, wie Nilant: und man soll nun gleich hören, wie viel Antheil Rimicius daran hat, und ob er auch nur für den blossen Herausgeber, wie Nilant meynte, mit irgend einer Wahrscheinlichkeit könne gehalten werden.

Das Buch ist in klein Folio; und mit dem Orte des Druckes hat es seine Richtigkeit. Es ist zu Ulm, und zwar bey Johann Zeinern gedruckt. Geendet säliglich von Johanne Zeiner zu Ulm; stehet am Ende, ohne Jahrzahl. Doch wir wissen, daß Johann Zeiner zu Ulm von 1473 bis 1484 gedruckt hat; und wenn es wahr ist, daß die erste Ausgabe des Rimicius von 1476 ist, so kann dieses sein Werk, in welchem allerdings von des Rimicius Arbeit verschiednes vorkömmt, nicht vor 76, aber auch nicht nach 84 gedruckt seyn. Näher ist das Jahr des Druckes schwerlich zu bestimmen: und wozu? — Die Stärke beträgt 270 Blätter: anders kann ich sie nicht angeben, weil Seitenzahlen und Signaturen fehlen. — Bey den übrigen typographischen Kleinigkeiten will ich mich nicht aufhalten; weil sie hier ohne Nutzen sind, und ohnedem sich ähnliche Zeinersche Drucke noch genug finden. Ich komme auf den Innhalt, den ich, Stück vor Stück, mit aller Genauigkeit angeben will.

Nach dem ersten Blatte, auf welchem ein ziemlich grosser Aesopus in Holzschnitt, mit allerley kleinen Beywerken zu sehen, hebet das zweyte, ohne alle Aufschrift, die sich auf das Ganze bezöge, sogleich mit den Worten an: Vita Esopi fabulatoris clarissimi e greco latina per Rimicium facta ad reuerendissimum patrem dn̄m Anthonium tituli sancti Chrysogoni presbiterum Cardinalem. Aber anstatt daß nunmehr wirklich dieses Leben folgen sollte, so folget vorher ein Vorbericht des deutschen Uebersetzers, wovon dieses der Anfang ist: „Das „leben des hochberümten fabeldichters Esopi, uß krichischer zungen in latin, durch Rimicium gemacht, an den „hochwirdigen vatter, herren Anthonium des titels sancti „Chrysogoni priestern carbinaln, und fürbas dasselb „leben Esopi mit synen fabeln, die etwan romulus von „athenis synem sun Thiberino,[1] uß krichischer zungen in „latin gebracht, hett[2] gesendet, und mer ettlich der fa-

[1] synen sun Thiberio, [1773] [2] hatt [Ulmer Druck]

„beln Aviani, auch Doligami, Albefonſy und ſchimpf-
„reden poggy, und andrer, ietliche mitt ieren titel ob ver-
„zaichnet, uß latin, von Doctore hainrico ſtainhöwel ſchlecht
„und verſtentlich getütſchet[1] nit wort uß wort, ſondern
„ſin uß ſin, um merer lütrung wegen deß textes oft mit
„wenig zugelegten oder abgebrochnen worten gezogen, ze
„lob und ere dem Durchlüchtigiſten fürſten und herren
„herren Sigmunden, hertzogen zu öſterrich, etliche er-
„getzlikait dar uß zu enpfahen, die och[2] nutzlich iſt, wa
„ſie verſtentlich werdent geleſen“ u. ſ. w. Iſt es nun wahr
oder nicht, was ich geſagt habe, daß Revelet nur ein wenig Deutſch
hätte verſtehen dürfen, um uns eine Verwirrung zu erſparen, welcher
in den angeführten Worten auf alle Weiſe vorgebauet iſt? Nichts kann
deutlicher als der Inhalt; nichts ausdrücklicher als der Ueberſetzer an-
gegeben ſeyn. Nicht ein Italiäner, nicht Rimicius iſt der Urheber
dieſer deutſchen Ueberſetzung: ſondern Heinrich Steinhöwel. Nicht
vom Rimicius wird geſagt, daß er die Fabeln des Aeſopus überſetzt
habe: ſondern vom Romulus. Dem Rimicius wird lediglich nichts
zugeſchrieben, als die Ueberſetzung von dem Leben des Aeſopus.

Was indeß Revelet aus dieſem deutſchen Vorberichte nicht
lernen konnte, wie konnte er es aus dem Buche ſelbſt nicht lernen?
Er muß nicht die geringſte Neugierde gehabt haben, es ganz nach der
Ordnung durchzublättern. Denn nur weiter.

Auch auf jenen Vorbericht folget nicht ſogleich das Leben des
Aeſopus, ſondern zuvor noch eine kurze deutſche Anweiſung, was und
wie vielerley die Fabel ſey. Und ſodann das Leben: erſt lateiniſch;
hernach deutſch. Es iſt kein anderes, als das, welches man dem Pla-
nudes zuſchreibt; nur von vorne herein, und vielleicht auch an andern
Stellen, um etwas verkürzt. Der lateiniſche Text läuft hinter einander
fort: der deutſche aber iſt, bey den darinn vorkommenden Hiſtörchen
und Mährchen, durch Holzſchnitte reichlich unterbrochen. Beide ſind
mit dem ſechzigſten Blatte zu Ende.

Hierauf die Fabeln ſelbſt: und zwar vors erſte die vier Bücher
der alten vorlängſt bekannten Fabeln des Aeſopus, vom Romulus über-
ſetzt: die nehmlichen, wie ſie angezeigtermaaſſen der Codex Divionensis

[1] getutſchet [1773] [2] ouch [Ulmer Druck]

enthält. Und auch nur hier hätte Revelet in der Vorrede des ersten Buchs lesen dürfen: Ego Romulus transtuli de graeco sermone in latinum; um jedem das Seine zuzueignen. Was sonst an diesen vier Bücher Fabeln hier merkwürdig ist, ist dieses: daß ihnen, ausser der deutschen Uebersetzung des Steinhöwel, auch die elegieschen Fabeln des alten Anonymus, so weit sie reichen, untergeordnet sind. Sie reichen aber nur bis auf das vierte Buch, ob sie schon überhaupt, aus den prosaischen Fabeln des Romulus genommen und entstanden zu seyn, die offenbarsten Spuren haben. Denn es sey nun, daß das vierte Buch von ihnen verloren gegangen, oder daß es nie zur Wirklichkeit gekommen: so ist doch das, daß dieser Anonymus nichts als der versificirte Romulus ursprünglich sey, nicht allein aus der Folge der Fabeln klar und deutlich, welche bey beiden die nehmliche ist, sondern auch aus der Uebereinstimmung der Fabeln selbst, und besonders aus dem Vorberichte der 21sten. Denn warum hat diese 21ste Fabel bey dem Anonymus anders einen besondern Eingang, von dem Nutzen der Fabel überhaupt, als weil sie die erste des zweyten Buches bey dem Romulus war, und an so eine Stelle dergleichen allgemeine Betrachtungen wohl gehören? Daher ist es denn auch gekommen, daß, wie ich schon erwähnt habe, die Arbeit des Anonymus für die eigene Arbeit des Romulus gegolten, und sowohl in Manuscripten, als in gedruckten Büchern des erstern elegieschе Fabeln, den Namen des letztern führen. Ich will von gedruckten Büchern voritzt nur die alte Ausgabe zu Deventer, unter dem Titel Esopus moralisatus, nennen; wovon ich einen Abdruck, sowohl von 1490 als von 1502, vor mir habe. Von dieser Ausgabe war Christ ungewiß, ob sie den Avianus oder den Romulus enthalte, weil er sie nicht gesehen(*). Sie enthält weder den einen, noch den andern: sondern den Anonymus; das ist, wenn man will, einen Romulus zwar, aber den versificirten.

Doch damit ich nicht zu weit aus dem Gleise komme. Romulus mit seinem Versificator, gehet in unserm alten Buche von dem 60sten Blatte bis auf das 147ste; wo es zu Ende desselben heißt: Finis quarti libri Esopi viri ingeniosi, nec plures ejus libri inveniuntur, multe

(*) Pseudoavianus fuerit, an Romulus, qui Daventriae editus prodítur a. c. n. 1490 hoc elegantiae magistralis titulo, *Aesopus moralisatus cum bono commento,* mihi quidem adhuc incompertum est. *Prol. de Phaedro. p. 57.*

tamen ejus fabule reperte sunt, quarum plurime sequuntur, ut in processu videbitur. Und hieraus sehen wir, was man den eigentlichen Aesopus damals nannte: nichts als die vier Bücher des Romulus; höchstens noch den elegieschen Anonymus, wie aus der Ausgabe von Deventer erhellet, und wovon wir die Ursache wissen. Was man sonst von Aesopischen Fabeln hier und da zerstreuet fand, fügte man allenfalls dem Aesopus bey; ließ es aber dahin gestellet seyn, ob sie dem Aesopus wirklich gehörten, oder nicht.

Die ältesten von dieser Art folgen nun, vom 147sten Blatte bis zum 187sten, an der Zahl siebzehn; ebenfalls lateinisch und deutsch. Nach der 17ten stehen die Worte: Finite sunt extravagantes antique, ascripte esopo, nescio si vere vel ficte. Der Zweifel hat nur allzuviel Grund. Denn unter den siebzehn sind kaum zwey oder drey, die mit sonst bekannten Fabeln des Aesopus etwas ähnliches haben. Die übrigen alle werden nicht allein sonst nirgends dem Aesopus beygelegt, sondern sind auch, welches die Hauptsache ist, so wenig in dem Geschmacke des Aesopus, von so abentheuerlicher gothischer Erfindung, daß sie auch nicht einmal Aesopisch heissen können; geschweige daß sie von dem Aesopus selbst seyn sollten. Ich will damit nicht sagen, daß ihnen alle Anmuth abgehet: sondern nur, daß sie nicht die Anmuth haben, welche man an alten und griechischen Erfindungen gewohnt ist. Sie stechen daher auch nicht wenig mit denen ab, die nun kommen, und welche wirklich aus dem Griechischen, und zwar vom Rimicius übersetzt sind.

Denn, wie ich schon gesagt habe, kurz vorher, als Zeiner dieses Werk ausgehen ließ, war die obgemeldte Uebersetzung des Rimicius von dem Leben und hundert Fabeln des Aesopus, zu Mayland gedruckt worden. Da sie nun auch diesseits den Alpen bekannt wurde, und nicht allein das Leben des Aesopus etwas ganz neues war, sondern sich auch unter den hundert Fabeln verschiedene befanden, die eben diesen Werth der Neuheit hatten: was Wunder, daß man sowohl mit diesen, als mit jenem, die gewöhnlichen Fabelbücher in Deutschland zu vermehren eilte? Nicht, meyne ich, mit allen den hundert Fabeln; denn was war das nöthig, da die meisten schon bekannt waren, und in der alten Uebersetzung des Romulus gelesen wurden? Sondern nur einzig und allein mit denen aus ihnen, die Romulus nicht hatte.

Was ich da sage, ist keine blosse Vermuthung; sondern gerade eben das, was Zeiner, oder Stainhöwel, oder wer sonst unsere Ulmer Ausgabe besorgte, in der That und Wahrheit gethan hat; ja, nicht ohne ausdrückliche Meldung gethan hat. Denn es heißt nicht allein zu Anfange sothaner Fabeln des Rimicius, Sequuntur alique esopi fabule nove translationis rimicy: sondern auch, noch bestimmter und deutlicher, am Ende: Finis fabularum Esopi a rimitio nove translationis fabularum esopi grecarum auctore extracte: que a romulo in suis quatuor libris[1] non continentur.

Und was wollen wir nun mehr? Ist es noch zweifelhaft, was dem Romulus, und was dem Rimicius gehöret? Ist es noch möglich, daß Rimicius, wie Nilant vermuthete, auch nur der Herausgeber des Ulmer Romulus kann gewesen seyn? Wird vom Rimicius nicht als von einer dritten Person gesprochen? Wird auf seine Uebersetzung, die so bedeutend die neue heißt, nicht gnugsam als auf ein besonders Werk gewiesen, das von dem gegenwärtigen völlig unterschieden? aus welchem sich das gegenwärtige bloß bereichert habe? Wie wäre Rimicius aus Italien nach Ulm gekommen, um daselbst bey Zeinern ein Fabelbuch zu besorgen, in welchem er aus seiner eigenen Arbeit einen kümmerlichen Auszug machte?

Noch dazu einen sehr kümmerlichen. Denn von allen den hundert Fabeln haben nicht mehr, als siebzehn Platz gefunden. Nehmlich die 2, 3, 5, 7, 10, 15, 18, 21, 40, 43, 53, 68, 70, 74, 90, 97 und 100ste, nach der Ordnung des Rimicius; welches in der Sammlung des Dorpius die 374, 375, 377, 379, 382, 387, 390, 393, 412, 415, 425, 440, 442, 446, 462, 469 und 472ste sind. Es ist keine darunter, welche wir nicht vorlängst Griechisch hätten; so wie sich auch unter den andern zurückgebliebenen drey und achtzig keine dergleichen findet. Daß es auch wirkliche Uebersetzungen aus diesem vorhandenen Griechischen sind; daß Rimicius nicht bloß, wie Romulus, vorgegeben, aus dem Griechischen zu übersetzen, in der That aber alte lateinische versificirt vorhandene Fabeln in Prosa aufgelöset habe, welches sich unter andern Cannegieter von ihm eingebildet(*): davon

(*) Certe ut ipse Perottus versus elegiacos in jambos mutavit, ita alii eas in sermonem prorsum converterunt. Inter quos est Rimicius, Hadri-

[1] liberis [verdruckt 1773]

hat mich die angestellte Vergleichung überzeugt. Denn daß er in dem und jenem Ausdrucke von unserm üblichen Texte, wie wir diesen Theils nach dem Aldus beybehalten, Theils von dem Nevelet überkommen haben, gleichwohl abgehet; auch wohl hier und da den ganzen Faden der Erzählung anders führet, das beweiset nur, daß er nicht völlig den nehmlichen Text, sondern einen vor sich gehabt, der dann und wann noch wohl besser war (*). Seine Latinität selbst bewahrt ihn aber auch schon vor diesem Argwohne; denn ich will den sehen, der aus

anus Barlandus, Guilielmus Hermannus, aliter Guilielmus Gaudanus dictus. *Dissert. de aetate et stilo Flavii Aviani, cap. 15.* Unter diese gehört Rimicius schlechterdings nicht. Er ist wahrer Uebersetzer aus einer Sprache in die andere: nicht bloß aus einer Art des Vortrages in die andere. Aber man merket wohl, daß auch Cannegieter noch den Rimicius für den Romulus genommen; ohngeachtet desjenigen, was er deßfalls vom Nilant bereits konnte gelernet haben, und was er aus eben derselben Quelle, die Nilant gebraucht hatte, mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit auch noch besser hätte wissen können.

(*) Daß es dergleichen Texte gegeben, und in verschiedenen Handschriften noch geben müsse, hat man immer gemuthmasset. Besonders in solchen Handschriften, welche für älter zu erkennen, als Planudes, dem man den gewöhnlichen Text zuzuschreiben pflegt. Eine solche Handschrift fand Montfaucon in einer Bibliothek zu Florenz, und war Willens, nach ihr sowohl das Leben als die Fabeln des Aesopus, aufs neue heraus zu geben. Aber es ist unterblieben. Eine solche Handschrift findet sich auch in Deutschland, in der Bibliothek der Stadt Augspurg, auf die schon seit 1741 Jo. Michael Heusinger die Gelehrten aufmerksam gemacht haben sollte. Sein Zeugniß und seine Versicherung, hätte ich gemeynet, müßte diesen Schatz an das Licht zu bringen, ohnfehlbar veranlassen. Aber auch das ist nicht geschehen. Vielleicht weil es sich nicht der Mühe verlohnte? Es verlohnt sich ihrer recht sehr; wie ich ganz gewiß weiß. Denn endlich bin[1] ich so glücklich gewesen, eine Abschrift von besagtem Augspurgischen Codex zu erhalten, aus der ich sehe, daß er alle meine Erwartung übertrift.[2] Diese Abschrift ist von der Hand der Madame Reiske, die sich damit um die Griechische Litteratur unendlich verdienter wird gemacht haben, als eine Madame Dacier mit allen französischen[3] Uebersetzungen, wenn man künftig einmal den[4] Aesop einzig so lesen wird, wie man ihn ohne ihr Zuthun vielleicht noch lange nicht, vielleicht auch wohl nie gelesen hätte.

[1] [Von diesem Wort an ist die Anmerkung handschriftlich unter den Breslauer Papieren erhalten mit mehreren von dem nachmaligen Druck abweichenden Lesarten, die Lessing aber sämtlich sogleich noch in der Handschrift verbesserte] [2] [In der Hs. ursprünglich:] von diesem Augspurgischen Codice zu erhalten, der alle meine Erwartung übertroffen. Ich habe [3] [In der Hs. ursprünglich:] allen ihren [4] [In der Hs. ursprünglich:] wenn es geschehen sollte, daß man künftig den

seinen Worten nur einen einzigen Vers zusammenstoppeln kann, der des Phädrus würdig wäre. —

Ich kann nun den Rest des alten Ulmer Drucks mit ein Paar Worten abfertigen. Denn alles, was er noch enthält, siebzehn[1] Fabeln des Avianus, und drey und zwanzig Fabeln oder vielmehr Histörchen aus dem Adelfonsus, Doligamus[2] und Poggius, insgesamt mit deutschen Uebersetzungen, das kann zu meiner gegenwärtigen Untersuchung nun weiter nichts dienen. Was fehlte auch noch, um diese nicht völlig geendet zu haben?

Denn da eine Handschrift, die schon Gudius für älter als fünfhundert Jahr erkannte, die Fabeln des Romulus enthält, und zwar die nehmlichen Fabeln des Romulus, die bereits im funfzehnten Seculo zu Ulm gedruckt worden; dieser Ulmer Druck aber ganz gewiß nicht vom Rimicius besorgt worden, auch Rimicius weiter keinen Theil daran hat, als daß man seine Uebersetzung von dem Leben und einigen Fabeln des Aesopus darinn aufgenommen: so ist es ja wohl nunmehr so ausgemacht, als nur immer etwas dieser Art ausgemacht seyn kann, daß nicht allein Romulus und Rimicius zwey ganz verschiedne Personen sind, sondern daß auch Rimicius nie an den Romulus die geringste Hand gelegt, wenigstens zuverläßig nicht an den Romulus, mit welchem ihn Nevelet ganz verwechselte, oder für dessen Herausgeber ihn Nilant angenommen. Eines ist eben so falsch als das andere: und ich muß es nochmals und nochmals wiederhohlen, daß die ganze Verwirrung nichts zum Grunde hat, als den unwissenden Leichtsinn eines jungen Franzosen, der einem Buche, das er weder kannte, noch sich die Mühe nehmen wollte, kennen zu lernen, den ersten den besten Namen beylegte, der ihm darinn aufstieß.

Warum aber Nilant nicht ganz hinter die Wahrheit gekommen, davon war, habe ich vorläufig gesagt, dieses die Ursache, daß er das alte Buch des Nevelet hatte, und auch nicht hatte. Dieses muß ich noch erklären.

Wie Nevelet schon angezeigt, und ich mehr als einmal bemerken lassen, so ist das Ulmer Fabelbuch durchaus mit einer deutschen Uebersetzung versehen, welche nicht, wie es itzt üblich, auf der andern Seite dem Texte gegenüber stehet, sondern stückweise, Fabel nach Fabel,

[1] [vielmehr sieben und zwanzig] [2] Deligamus [1773]

eingeschaltet ist. Nun sind bey so einem Buche, das Grundsprache und Uebersetzung enthält, noch zwey Veränderungen möglich, die ein Drucker oder Verleger nicht leicht unterlassen wird zu machen, wenn er von der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches selbst überzeugt ist. Er kann, ausser beiden zusammen, die Grundsprache allein; er kann die Uebersetzung allein abdrucken lassen und verkauffen: so hat er drey Bücher statt Einem.

Daß dieses nun hier Johann Zeiner auch wirklich gethan, weiß ich Theils ganz gewiß, Theils kann ich es mit aller Zuverläßigkeit schliessen.

Daß er die Uebersetzung allein drucken lassen, weiß ich gewiß: denn ich habe sie vor mir. Sie ist ebenfalls in klein Folio, 119 Blätter stark, ohne das Register Uber die gemeinen puncten der materi biß buchlis. Unter den gemeinen Punkten, werden die loci communes, die Sittenlehren der Fabeln verstanden: und dieses Register findet sich auch bey jener Hauptausgabe, und nur deutsch. Der Holzschnitt mit dem Aesopus fängt auch hier an; aber anstatt daß hierauf dort nur die Aufschrift der vom Rimicius übersetzten Lebensbeschreibung des Aesopus folgt, so folgt hier eine allgemeine Aufschrift des ganzen Werkes. Nehmlich diese: Hie hebt sich an das buch und leben des hochberümten fabeldichters Esopi auß kryegischer zungen in latein gemacht. Auch ettlich ander fabeln als Aviani. auch Doligami Adelfonsi. und ettlicher schimpffreden Pogii. auch die histori Sigesmunde der tochter des fürsten Tancredi. und des jünglings Gwistardi. Ob nun aber gleich diese ganze Uebersetzung von Wort zu Wort die Steinhöwelsche ist, wie sie in jener doppelten Ausgabe zu lesen: so ist doch dieser Druck davon nicht der bloß zusammengeschobene Druck aus jener; sondern es ist ein späterer Druck aus schlechtrer Schrift und auf schlechteres Papier, auch mit gröbern und stumpfern, obgleich in Ansehung der Zeichnung völlig ähnlichen Holzschnitten, ohne Anzeige, wo und wenn er veranstaltet worden. Daß indeß vor ihm schon ein besserer vorhanden gewesen, urtheile ich daher, weil Christ einen gebraucht, von dem er Lettern und Papier so gut gefunden, daß er ihn für eine Schefferische Arbeit zu Maynz halten dürfen. Dieses war ohn Zweifel der erste Zeinersche, wie er mit

Weglassung des Lateinischen, auf das nehmliche Papier zusammengerückt und nachgedruckt worden. Christ selbst konnte sonach den Lateinischen Text auch gar nicht, muß ihn auch gänzlich nicht vermuthet haben, weil er ihn sonst gewiß bey seinen und nicht seinen, alten und nicht alten Fabeln brauchen zu können, sich alle Mühe würde gegeben haben. Die Geschichte der Sigismunde anbelangend, welche, der Aufschrift nach, der einzeln Uebersetzung beygefügt seyn soll: so finde ich sie in unserm Exemplar nicht. Aber wohl finde ich sie hinter der lateinischdeutschen Ausgabe: nicht zwar als ein Stück derselben; sondern nur augenscheinlich aus eben der Schrift und auf eben solches Papier, folglich bey eben dem Zeiner zu Ulm, auf zehn Blättern abgedruckt. Ich denke, daß es eine Uebersetzung aus dem Boccaz ist, die ebenfalls Steinhöweln zum Verfasser hat.

So wie nun diese eine Hälfte ganz gewiß besonders abgedruckt worden, so wird es höchst wahrscheinlicher Weise auch mit der andern geschehen seyn. Denn eben ein Exemplar des blossen lateinischen Textes war es ohnstreitig, was Nilant von Burmannen geliehen bekam, und in Ermangelung des Neveletschen Buches an dessen Statt sicher brauchen zu können glaubte. Es war alles darinn, was Nevelet angegeben; ausser der deutschen Uebersetzung. Da es aber sehr übel erhalten war, und die letzten Bogen völlig daran fehlten: so konnte Nilant für sein Theil von dem Orte und dem Jahre, wenn und wo es gedruckt worden, nichts zuverläßiges wissen; welches denn vielleicht mit Ursache war, daß er noch immer einem Italiäner so viel Theil daran ließ. Dazu kam, daß er selbst einige eingestreute Nachrichten von den Urhebern der Fabeln in diesem seinem bloß lateinischen Drucke anders las, als sie in dem lateinischdeutschen zu lesen sind. So las er unter andern, zum Schlusse der siebzehn Fabeln nach der Uebersetzung des Rimicius, dort die Worte: Registrum fabularum predictarum Esopi quas Rimicius transtulit; welche hier, angeführtermaassen, ganz anders lauten, und so lauten, daß er sie selbst sicherlich nicht von dem Herausgeber würde verstanden haben. Aus diesen veränderten Schlußformeln ist aber denn wiederum klar, daß auch der ganz lateinische Druck nicht unmittelbar aus unserer ursprünglichen lateinischdeutschen Ausgabe durch die blosse Zusammenrückung genommen, sondern nachher aufs neue aus ihr abgesetzet worden. So zerrissen und verstüm-

melt indeß das Burmanniſche Exemplar davon auch geweſen: ſo eine wichtige Rolle hat es gleichwohl in den Händen der Kritik geſpielet. Denn nicht allein hat es Nilant zu ſeinem Romulus gebraucht; ſondern auch Cannegieter zum Avianus, von dem es ebenfalls viele Jahre ſpäter hieß, daß er nun erſt im Drucke erſcheine, nachdem ein groſſer Theil von ihm vorlängſt ſchon dort mit abgedruckt geweſen. Ich ſchlieſſe daraus auf den um ſo viel gröſſern Werth unſeres originalen und ſo vollſtändig erhaltenen Exemplars, und darf mich nicht reuen laſſen, ſo viel Worte davon gemacht zu haben.

Noch komme ich mit wenigen auf den Romulus wieder zurück; um mir ſelbſt Rechenſchaft zu geben, was denn nun dieſe ganze Unterſuchung eigentlich nütze. Wozu hilft es, ob wir die Kahlmäuſerey wiſſen, oder ob wir ſie nicht wiſſen, daß Romulus Romulus geweſen, und Rimicius nie etwas mit dem Romulus zu thun gehabt? — Alles wohl überlegt, denke ich doch, daß ich nicht ſo ganz für die leidige Neubegierde gearbeitet habe. Denn man kann den Romulus in einem doppelten Lichte betrachten; als eine magere Kuh für ſich, und als eine magere Kuh, nachdem ſie eine fette verſchlungen, die man gern wieder aus ihr heraus haben möchte. Ich will ſagen, man kann in ihm entweder den bloſſen Romulus, einen bloſſen Schriftſteller des eiſernen Zeitalters, oder die verſchmolzenen Trümmer eines Schriftſtellers aus dem güldenen Zeitalter, eines Phädrus, oder wie er ſonſt geheiſſen, ſehen und finden wollen. In dem einen Falle ſowohl als in dem andern, iſt vor allen Dingen nöthig zu wiſſen, wo er in ſeiner möglichſten Lauterkeit noch anzutreffen. Beſonders wenn er einmal da iſt; wenn ihn die Gelehrten in einer ſchlechtern Geſtalt nicht gleichgültig aufgenommen haben: warum ſoll man ihn nicht in ſeiner beſſern bekannt machen dürfen?

Ja, wenn es wahr iſt, was Burmann ſagt, daß nach dem Gudius ſich niemand um den Phäder verdienter gemacht habe, als Nilant, eben durch die Ausgabe ſeines Romulus, und der übrigen alten Fabeln: wäre es nicht noch Zeit, mit dem Nilant dieſes Verdienſt wenigſtens zu theilen?(*) Sollte es ſich nicht noch der Mühe lohnen,

*) *Jo. Fr. Nilantius,* cujus ego industriam et laborem antiquis fabulis impensum omnium,[1] qui post Gudii notas in fabulis edendis laborarunt,

[1] omnium [fehlt 1773]

was man von dem Nilant mit so vielem Danke in der Verstümmelung angenommen, in seiner Vollständigkeit aufs neue ans Licht zu bringen? Die eigentlichen Manuscripte des Phädrus, wenn es deren gegeben, haben sich, wie es scheinet, gänzlich aus der Welt verloren. Denn wenn sie noch irgendwo vorhanden wären, so würden sie sich damals, als Christ ihr Daseyn in Zweifel zog, gewiß gemeldet haben. Ich meyne, in Frankreich, wo sie wahrscheinlicher Weise stecken müßten, und wo Christs Widerspruch genugsam bekannt geworden, würde sich leicht ein Gelehrter gefunden haben, der es mit ein Paar Worten angezeigt hätte, wo die augenscheinliche Widerlegung des deutschen Professors zu finden sey. In ihrer bis itzt noch völligen Ermanglung also, können und müssen die alten Fabeln des Romulus allein die Stelle der Handschriften vertreten. Nach ihnen allein kann bis itzt noch jede kühnere Muthmassung über den Text des Phädrus geprüfet, und zu Folge dieser Prüfung gebilliget oder verworfen werden. Da nun ohnedem der Phädrus von Zeit zu Zeit, zum Gebrauche der Schulen, wieder gedruckt wird: wie, wenn man eine solche Ausgabe einmal, statt aller Anmerkungen, mit ihnen allein vermehrte? Nehmlich mit ihnen, so wie sie in der Handschrift von Dijon, und in dem alten Ulmer Drucke, weit vollständiger und weit besser als bey dem Nilant, enthalten sind.

Folgende Vergleichungstafel, die ich zum Schlusse noch mittheile, wird es mit Einem Blicke übersehn lassen, daß die Sache nichts weniger als überflüßig, oder wohl gar schon so gut als geschehen sey. In der ersten Reihe stehen die Fabeln des Romulus nach dem Manuscripte; welches, die wenigen angegebenen Verschiedenheiten abgerechnet, auch die Ordnung der alten gedruckten Ausgabe ist. In der zweyten Reihe sind die Fabeln des Phädrus angegeben, die in den ihnen entsprechenden Fabeln des Romulus begraben liegen; sowohl die, welche wir noch wirklich haben oder zu haben glauben, als auch die, welche Burmann daraus wieder herzustellen versucht hat. Die Fabel des Romulus, die in dieser Reihe ausfällt, ist für den aufbehalten, der einen ähnlichen

diligentiae praeferre non dubito, utilissimo instituto in unum Fasciculum conjecisset[1] fabulas Aesopias, sive a[a] Rimicio, sive a[a] Romulo, sive a quocumque elaboratas. *l. c. s.*

[1] cum .. Nilantius ... conjecisset [Burmann] conjecisse [verdruckt 1773] [a] a [1773]

Verſuch wagen will. In der dritten Reihe ſieht man, wie ſich der Romulus des Nilant zu dem alten vollſtändigen Romulus verhält; welche Fabeln deſſelben dort vorkommen, und welche nicht. Aus der vierten Reihe endlich erhellet, was in dem Anonymus des Nilant von den Fabeln des Romulus zu finden; und ich wiederhohle hier nochmals, daß dieſer Anonymus ſelbſt nichts anders als ein Romulus geweſen, indem er nicht bloß größten Theils die nehmlichen Fabeln, ſondern auch dieſe nehmlichen Fabeln, mit den nehmlichen Worten, und nur dann und wann interpolirter und unlateiniſcher als Romulus, erzehlet. Verſchiedene von den Fabeln des Romulus, wird man ſehen, fallen in allen drey Reihen weg; und das ſind denn die, welche das Manuſcript, oder der alte Ulmer Druck ganz eigen hat; in welchen man aber gleichwohl eben ſo gut noch einen Phädrus wieder finden kann, als man ihn in den andern wiedergefunden zu haben glaubt.

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
Libr. I. 1. -	III. 12. - -	1. - - -	
- - - 2. -	I. 1. - -	2. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 6.	3. - - -	
- - - 4. -		4. - - -	
- - - 5. -	I. 4. - - -	5. - - -	
- - - 6. -	I. 5. - - -	6. - - -	
- - - 7. -	I. 6. - - -	7. - - -	
- - - 8. -	I. 8. - - -	8. - - -	
- - - 9. -	I. 19. - -	9. - - -	
- - - 10. -	IV. 18. - -	— - - -	11.
- - - 11. -	I. 29. - -	— - - -	12.
- - - 12. -	App. Bur. 9.	10. - - -	
- - - 13. -	II. 6. - -	12. - - -	
- - - 14. -	I. 13. - -	13. - - -	
- - - 15. -	I. 21. - -	14. - - -	
- - - 16. -	App. Bur. 10.	15. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 4.	16. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 1.	— - - -	
- - - 19. -	App. Bur. 12.	17. - - -	
* * *			
Libr. II. 1. -	I. 2. - -	18. - - -	
- - - 2. -	I. 31. - -	19. - - -	
- - - 3. -	I. 23. - -	20. - - -	
- - - 4. -	- - - -	21. - - -	

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
- - - 5. -	IV. 22. - -	22. - - -	
- - - 6. -	III. 15. - -	23. - - -	
- - - 7. -	V. 10. - -	— - - -	62.
- - - 8. -	I. 28. - -	11. - - -	
- - - 9. -	App. Bur. 2.	24. - - -	
- - - 10. -	App. Bur. 32.	— - - -	61.
- - - 11. -	App. Bur. 33.	— - - -	65.
- - - 12. -	I. 16. - -		
- - - 13. -	V. 3. - -	— - - -	66.
- - - 14. -	I. 26. - -	— - - -	63.
- - - 15. -	I. 7. - -		
- - - 16. -	I. 3. - -	— - - -	26.
- - - 17. -	III. 6. - -		
- - - 18. -	IV. 23. - -	— - - -	27.
- - - 19. -	I. 10. - -	— - - -	28.
- - - 20. -	I. 22. - -	— - - -	29.
- - - 21. -	I. 24. - -	— - - -	33.
* * *			
Lib. III. 1. -	App. Bur. 15.	25. - - -	
- - - 2. -	- - - - -	26. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 17.	— - - -	37.
- - - 4. -	App. Bur. 18.	27. - - -	
- - - 5. -	App. Bur. 19.	28. - - -	
- - - 6. -	App. Bur. 20.	— - - -	40.
- - - 7. -	I. 12. - -	29. - - -	
- - - 8. -	- - - -	— - - -	
- - - 9. -	- - - -	30. - - -	
- - - 10. -	- - - -	31. - - -	
- - - 11. -	- - - -	— - - -	
- - - 12. -	IV. 7. - -	— - - -	42.
- - - 13. -	App. Bur. 21.	32. - - -	
- - - 14. -	App. Bur. 5.	33. - - -	
- - - 15. -	III. 7. - -	34. - - -	
- - - 16. -	- - - -	35. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 22.	36. - - -	
- - - 18. -	- - - -	— - - -	47.
- - - 19. -	II. 8. - -	— - - -	48.
- - - 20. -	IV. 12. - -	37. - - -	
* * *			
Lib. IV. 1. -	IV. 2. - -	— - - -	
- - - 2. -	IV. 1. - -	— - - -	

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
- - - 3. -	App. Bur. 23.	38. - - -	
- - - 4. -	III. 18. - -	39. - - -	
- - - 5. -	III. 2. - -	— - - -	
- - - 6. -	- - - -	40. - - -	
- - - 7. -	- - - -	— - - -	
- - - 8. -	App. Bur. 24.	41. - - -	
- - - 9. -	IV. 3. - -	— - - -	
- - - 10. -	I. 11. - -	42. - - -	
- - - 11. -	- - - -	— - - -	
- - - 12. -	App. Bur. 30.	43. - - -	
- - - 13. -	- - - -	— - - -	
- - - 14. -	- - - -	— - - -	
- - - 15. -	- - - -	— - - -	
- - - 16. -	- - - -	— - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 25.	44. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 31.	— - - -	60.
- - - 19. -	App. Bur. 28.	45. - - -	
- - - 20. -	- - - -	— - - -	
- - - 21. -	App. Bur. 27.	— - - -	55.

Wenn ich nächſtens einmal ein anderes Manuſcript bekannt mache, auf das Gudius ebenfalls ſich in ſeinen Noten über den Phädrus beziehet, will ich dieſe nehmliche Tafel auf den Phädrus einrichten,[1]

[1] [Hiezu enthalten die Breslauer Papiere folgende Vorarbeit:]

	Phaedrus.	Codex Div.	Anonymus Nilanti.
	Lib. I. 1.	I. 2.	
	- - - 2.	II. 1.	
	- - - 3.	II. 16.	
	- - - 4.	I. 5.	
	- - - 5.	I. 6.	
	- - - 7.	II. 15.	
	- - - 8.	I. 8.	
Passer et Lepus	- - - - 9.	- - - - - - - - -	57.
	- - - 10.	II. 19.	
	- - - 11.	IV. 10.	
	- - - 12.	III. 7.	
	- - - 13.	I. 14.	
ex Sutore Medicus	- - - - 14.	- - - - -	
Asinus ad senem Pastorem	- - - 15.	- - - - - - -	NB. eadem fere cum Abstemii *octava*.
	- - - 16.	II. 12.	
Ovis, canis et lupus	- - - - 17.	NB. multa communia habet cum 4ta libri I.	

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
- - - 5. -	IV. 22. - -	22. - - -	
- - - 6. -	III. 15. - -	23. - - -	
- - - 7. -	V. 10. - -	— - - -	62.
- - - 8. -	I. 28. - -	11. - - -	
- - - 9. -	App. Bur. 2.	24. - - -	
- - - 10. -	App. Bur. 32.	— - - -	61.
- - - 11. -	App. Bur. 33.	— - - -	65.
- - - 12. -	I. 16. - -		
- - - 13. -	V. 3. - -	— - - -	66.
- - - 14. -	I. 26. - -	— - - -	63.
- - - 15. -	I. 7. - -		
- - - 16. -	I. 3. - -	— - - -	26.
- - - 17. -	III. 6. - -		
- - - 18. -	IV. 23. - -	— - - -	27.
- - - 19. -	I. 10. - -	— - - -	28.
- - - 20. -	I. 22. - -	— - - -	29.
- - - 21. -	I. 24. - -	— - - -	33.
* * *			
Lib. III. 1. -	App. Bur. 15.	25. - - -	
- - - 2. -	- - - - -	26. - - -	
- - - 3. -	App. Bur. 17.	— - - -	37.
- - - 4. -	App. Bur. 18.	27. - - -	
- - - 5. -	App. Bur. 19.	28. - - -	
- - - 6. -	App. Bur. 20.	— - - -	40.
- - - 7. -	I. 12. - -	29. - - -	
- - - 8. -	- - - -	— - - -	
- - - 9. -	- - - -	30. - - -	
- - - 10. -	- - - -	31. - - -	
- - - 11. -	- - - -	— - - -	
- - - 12. -	IV. 7. - -	— - - -	42.
- - - 13. -	App. Bur. 21.	32. - - -	
- - - 14. -	App. Bur. 5.	33. - - -	
- - - 15. -	III. 7. - -	34. - - -	
- - - 16. -	- - - -	35. - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 22.	36. - - -	
- - - 18. -	- - - -	— - - -	47.
- - - 19. -	II. 8. - -	— - - -	48.
- - - 20. -	IV. 12. - -	37. - - -	
* * *			
Lib. IV. 1. -	IV. 2. - -	— - - -	
- - - 2. -	IV. 1. - -	— - - -	

Romulus Divionensis.	Phaedrus.	Romulus Nilanti.	Anonymus Nilanti.
- - - 3. -	App. Bur. 23.	38. - - -	
- - - 4. -	III. 18. - -	39. - - -	
- - - 5. -	III. 2. - -	— - - -	
- - - 6. -	- - - -	40. - - -	
- - - 7. -	- - - -	— - - -	
- - - 8. -	App. Bur. 24.	41. - - -	
- - - 9. -	IV. 3. - -	— - - -	
- - - 10. -	I. 11. - -	42. - - -	
- - - 11. -	- - - -	— - - -	
- - - 12. -	App. Bur. 30.	43. - - -	
- - - 13. -	- - - -	— - - -	
- - - 14. -	- - - -	— - - -	
- - - 15. -	- - - -	— - - -	
- - - 16. -	- - - -	— - - -	
- - - 17. -	App. Bur. 25.	44. - - -	
- - - 18. -	App. Bur. 31.	— - - -	60.
- - - 19. -	App. Bur. 28.	45. - - -	
- - - 20. -	- - - -	— - - -	
- - - 21. -	App. Bur. 27.	— - - -	55.

Wenn ich nächstens einmal ein anderes Manuscript bekannt mache, auf das Gudius ebenfalls sich in seinen Noten über den Phädrus beziehet, will ich diese nehmliche Tafel auf den Phädrus einrichten,[1]

[1] [Hiezu enthalten die Breslauer Papiere folgende Vorarbeit:]

	Phaedrus.	Codex Div.	Anonymus Nilanti.
	Lib. I. 1.	I. 2.	
	- - - 2.	II. 1.	
	- - - 3.	II. 16.	
	- - - 4.	I. 5.	
	- - - 5.	I. 6.	
	- - - 7.	II. 15.	
	- - - 8.	I. 6.	
Passer et Lepus	9.	- - - - - - - - -	57.
	- - - 10.	II. 19.	
	- - - 11.	IV. 10.	
	- - - 12.	III. 7.	
	- - - 13.	I. 14.	
ex Sutore Medicus	- - - 14.	- - - - -	
Asinus ad senem Pastorem . .	- - - 15.	- - - - - - - -	NB. eadem fere cum Abstemii *octava*.
	- - - 16.	II. 12.	
Ovis, canis et lupus	- - - 17.	- - - NB. multa communia habet cum 4ta libri I.	

und es vielleicht wagen, eine Vermuthung mitzutheilen, die durch diese Tafeln auf eine besondere Art bestärket wird.

III.

Von dem Schickard-Marchtalerschen Tarich Beni Adam.

Wie ich fast immer in unsrer Bibliothek fand, was ich suchte: so fand ich auch oft, was ich nicht suchte, und was ich mir nimmermehr

	Phaedrus.	Codex Div.	Anonymus Nilanti.
Mulier parturiens	Lib. I. 18.		
	19.	I. 9.	
Canes famelici	20.		2.
	21.	I. 15.	
	22.	II. 20.	
	23.	II. 8.	
	24.	II. 21.	
Canis et Crocodilus	25.		31.
	26.	II. 14.	
Canis, Thesaurus et Vulturius	27.		32.
Vulpis et Aquila	28.		
	29.	I. 11.	
Ranae metuentes taurorum proelia	30.		
	31.	II. 2.	
Juvencus, leo et praedator	Lib. II. 1.		
Anus diligens virum aetatis mediae et puella	2.		
Homo et canis	3.		
Aquila, Feles et Aper	4.		
Caesar ad Atriensem	5.		
	6.	I. 13.	
Muli et Latrones	7.		
	8.	III. 19.	
Anus ad Amphoram	Libr. III. 1.		
	2.	IV. 5.	
Aesopus et rusticus	3.		
Simii caput	4.		
Aesopus et petulans	5.		
	6.	II. 17.	
	7.	III. 15.	
Frater et Soror	8.		
Socrates ad Amicos	9.		
De Credere et non credere	10.		
Eunuchus ad improbum	11.		

hätte einfallen lassen, in ihr zu suchen. Hiervon ein Beyspiel, mit dessen Bekanntmachung ich Dank zu verdienen hoffe.

	Phaedrus.	Codex Div.	Anonymus Nilanti.
	Libr. III. 12.	I. 1.	
Apes et Fuci, Vespa judice	13.		
Aesopus ludens	14.		
	15.	II. 6.	
Cicada et noctua	16.		
Arbores in deorum tutela	17.		
	18.	IV. 4.	
Aesopus ad garrulum	19.		
Asini et Galli	20.		NB. v. Codex Weissenb. lib. IV. fab. 5. et 13.
	Libr. IV. 1.	IV. 2.	
	2.	IV. 1.	
	3.	IV. 9.	
Poeta (pater et tres filiae)	4.		
Pugna murium et mustelarum	5.		
Poeta, contra molestum, cui nec fabellae placent nec fabulae	6.		
	7.	III. 12.	
Vulpis et Hircus	8.		
De Vitiis hominum; perae duae	9.		
Fur aram compilans	10.		
Malas esse diuitias; Hercules et Plutus	11.		
	12.	III. 20.	
Fragmentum obscoen.	13.		
Prometheus	14.		
Capella et Hirci	15.		
Gubernator et Nauta	16.		
Canum legati ad Jovem	17.		
	18.	I. 10.	
Vulpis et draco	19.		
Phaedrus	20.		
Naufragium Simonidis	21.		
	22.	II. 5.	
	23.	II. 18.	
Simonides a diis servatus	24.		
Poeta Epilogus potius quam fabula	25.		
Demetrius et Menander	Lib. V. 1.		
Viatores et latro	2.		
	3.	II. 13.	
Homo et Asinus	4.		
Scurra et rusticus	5.		
Duo Calvi	6.		
Princeps Tibicen	7.		
Ocasio depicta	8.		
Taurus et Vitulus	9.		v. Codex Weissenb.
	10.	II. 7.	

Aus der Aufschrift werden diejenigen meiner Leser, welche die Geschichte des Orients etwas näher kennen, leicht errathen, daß ich von dem Türkischen Manuscripte reden will, aus welchem Wilhelm Schickard seine Series Regum Persiae ab *Ardschir-Babekan* usque ad *Iazdigerdem* a Caliphis expulsum, herausgegeben. Das Buch des Schickard ist zu Tübingen 1628 in Quart gedruckt, und hat sich schon längst höchst selten gemacht (*). Die englischen Verfasser der allgemeinen Weltgeschichte preisen es sehr an; und wer es nicht selbst gesehen, wird es vielleicht aus dieser Anpreisung kennen (**).

Die Quelle nun dieses nützlichen Werkes, aus welcher Schickard noch lange nicht alle das Gute geschöpft, was sich daraus schöpfen läßt, ist sie noch vorhanden? und wo ist sie vorhanden? Wo soll der Gelehrte sie suchen, den der Durst nach ihr triebe? Eben da, wo sie ehedem war? oder wo sonst?

Wir wissen aus dem Schickardschen Buche, daß diese Quelle ein ungeheures Türkisches Stammregister war, in Form einer Rolle, welches Veit Marchtaler, ein Rathsherr zu Ulm, in Ungarn ehedem, nehmlich 1592, als Filleck den Türken wieder abgenommen wurde, bey Plünderung einer Moschee, erbeutet hatte. Marchtaler war lange um einen Mann verlegen gewesen, der ihm das Verständniß über diese seine Beute näher eröffnen, und wenn es sich der Mühe lohne, einen gemeinnützigen Gebrauch davon machen könne: als er, fünf und dreyßig Jahre darauf, an Schickarden damit kam, welcher Professor der Orientalischen Sprachen zu Tübingen war.

Schickard konnte Arabisch genug, um ein Türkisches Manuscript von dieser Art so eben zu lesen. Er fand, daß es eine Genealogie der Othmannischen Kayser sey, die durch alle die berühmtesten Geschlechter des Orients bis auf den Adam hinaufgeführet worden; und glaubte in dieser ununterbrochenen Folge besonders siebzehn Hauptfamilien zu unterscheiden, die ich hier nöthig finde, mit seinen eignen Worten anzuführen. Autographum illud mea divisione *septendecim* continet *familias*, quarum[1] nudissimas in hoc vestibulo summas enarrabo. — 1. Prima est *Antediluvianorum*, a parente generis

(*) Diese Seltenheit bezeugt die Biblioth. Salth. n. 645.

(**) Im IX Theile der deut. Uebers. S. 654.[2] in der Anmerk.

[1] quorum [verdruckt 1773] [2] [richtiger: S. 655.]

humani Adamo usque ad ejus reparatorem Noam. 2. Altera *Patriarcharum,* a Semo ad Mosen usque. Et hae ambae cum Bibliis nostris (quod in Ethnico mireris) non male congruunt. 3. Tertia Regum *Adherbiganiae,*[1] qui Assyriacam postea Monarchiam pepererunt, inde a Kajomarratho (quem parum abest, ut Nimrodum esse credam) ad Zabum usque qui omnino Sardanapalus videtur: quamvis intermedia serie, aqua mihi crebro haereat, ob historiae defectum, ex tanta vetustate. 4. Quarta *Persarum priscorum,* qui etiam Graecis innotuerunt, quanquam aliis plerumque nominibus indigitentur; ubi similiter non omnia sunt sana. 5. Quinta *Salvatoris* nostri, ab Abrahamo, per Davidem, ad Iesum virginis Mariae filium: cui tamen alieni quidam immiscentur, ut infra prolixe docui. 6. Sexta *Regum Persiae posteriorum,* ab Ardschiro ad Iazdigerdem; quos ex professo nunc recenseo, iisque finio librum praesentem. Quae vero deinceps consequuntur, sunt hae duodecim: scilicet. 7. Septima *Muhammedis* et agnatorum, qui genus hic palam ducunt a Keidar Ismaëlis filio: tantum abest ut ex Hagar ancilla se natos esse negent, quod imperiti quidam tradidere. Habetque Pseudopropheta inter proximos avos Cudaium, Abdomenaphum, Haschimum, et Abdolmutalibum, sat celebres Arabiae reges: e quorum postremo, per filium Abytalib, etiam Haly nepos descendit, Muhammedi patruelis, ut omnino errent, qui ex obscuris parentibus natum dicunt. 8. Octava *Ommiadum,* e quibus nobis etiam oritur ipse Othmanus Calipha, secus quam existimant[2] vulgo. 9. Nona, Pontificum *Abbasidarum* catena, quae in libro Iuchasin fol. 152. XXXV articulis constare dicitur, et ibidem ad Mustaëzimum usque deducitur, nobis hic ideo pauciores habet, quia postremi solo titulo Domini erant, sine tamen jurisdictione: unde non domo tantum se continebant, in publico, extra solennitatem Ramadhan haud visi, sed et manibus ipsi suis aliquid laborabant, ex voto sibi voluntarie indicto, ut solitudinis ac longi temporis taedia fallerent; quod R. Benjamin de sui aevi Calipha Mostazio testatur, fol. 16. fecisse Storeas, et sigillo suo signatas, in foro publico vendi curasse, magnatibus aulae suae, adeo nempe degenerarunt a pristino splendore. 10. Decima *Sama-*

[1] Adherbiganiae, [Schickard] *Adsarbiganiae,* [1773] [2] existimat [verdruckt 1773]

naeorum, qui gubernacula tenuerunt in regione Maor-annahar sive trans-Oxiana:[1] deducti a Samano gentis authore, usque ad Abulcharith filium Nuchi, quem Chan-Ilech Rex Turkestaniae, capta metropoli Buchara, exoculavit. 11. Undecima *Puianorum,* qui e Iazdigerdis Persae seris nepotibus enati, Bagdadense[2] imperium arripuerunt, et per annos fere 130 obtinuerunt continue, assumptis Addolae (*) cognomentis et avita regni gloria, postliminio quasi reducta. 12. Duodecima *Sebutakinorum,* Indicae originis, puta Mahmudi, Masudi, Abusaidi etc. qui Balchae sedem figentes, Chorasan divexarunt, atque cum sequentibus Salgukiis multa gesserunt bella. 13. *Chowarazmiorum,* Abu-schogae, Abul-mutaphari,[3] Abul-phatachi et successorum. 14. *Salgukiorum,* inter quos clariores erant Togrulbek, Albarselan, Melich-schach et Suleiman, quorum notitia etiam ad Latinos pervenit, sed obscura, et nominibus corruptissimis. 15. *Mahanensium,* in Turkestan, inde a Bulchascho Iapeti filio, usque ad Ertogrul Othmanni parentem, quorum plurimos etiam habet Iuchasin, sed non omnes, ut vix uspiam alibi adeo diligenter consignatos existimem, ne in Arabum quidem libris. 16. *Ginkizaeorum* Tatariae Principum: ut Okotai, Tuli, Halacho, Abakai etc. omnium quos volumen istud habet, meo judicio, potentissimi, qui velut inundatione universam fere Asiam submerserunt. Denique 17. *Othmanidarum,* Turciae Sultanorum, sed usque ad Moradem f. Selimi tantum, cujus tempore hoc Exemplar descriptum fuit. —

Wie man in dieſer Stelle am geſchwindeſten den ganzen Innhalt des Manuſcripts überſehen kann: ſo läßt ſich auch nach ihr am kürzeſten anzeigen, wie weit Schickard es genützet hat, und was und wie viel er eines andern Fleiſſe noch darinn übrig gelaſſen.

Da Schickard nicht eine bloſſe kahle Ueberſetzung davon zu liefern, ſondern vielmehr einen Commentar darüber zu ſchreiben ſich entſchloß, in welchem er dieſe urſprünglich morgenländiſchen Nachrichten mit denen vergleichen wollte, die uns von den Griechen und Römern,

(*) So iſt dieſes Wort beym Schickard gedruckt, muß aber ohne Zweifel Abdallae heiſſen.

[1] trans-Oxianâ: [Schickard] trans Oxiana: [1773] [2] Bugdadense [verdruckt 1773] [3] Abumutaphari, [1773]

oder auch dem und jenem Rabbinen, überliefert worden: ſo fand er, daß es nicht wohl möglich ſey, auf einmal damit an das Licht zu treten. Er wollte alſo vors erſte mit einem einzeln Stücke den Verſuch machen, und hatte ſich dazu, nach ſeiner Eintheilung den ſechzehnten Abſchnitt, das iſt, den Jenghiz Khan und ſeine Nachfolger, erſehen. Constitui quidem primo, ſind ſeine Worte, eam Genealogiae partem publicare, quam gratiorem Lectori futuram credidi, nempe *Tataricam Ginkis-chani,* quod illa non tantum reliquis multo sit ignotior, sed et ob ejus Imperii magnitudinem, scitu omnino dignissima. Et in hunc usum jam omnia praeparaveram, conquisitis undique authorum testimoniis, Hebraeorum primo, qui meae Professionis proprii sunt, deinceps Graeci Pachymerii *τοῦ ἀνεκδότου,* cujus exemplar pridem ex Augustana Bibliotheca descriptum, benevole communicarat mecum V. CL. Dn. Matthias Berneggerus, Prof. Argent. unde multa eruderavi, quae publice nondum innotuisse scio.

Allein ich weiß nicht, welcher ungebetene Freund dem guten Schickard in den Kopf ſetzte, daß es ganz unſchicklich ſeyn würde, wenn er ſein Klöckchen eher zwölfe als zwey ſchlagen lieſſe, wie er ſich ſehr artig auszudrücken beliebte; das iſt, wenn er aller Zeitordnung zuwider die Tatariſchen Regenten, die in der Geſchlechtstafel die letzten ohne einem wären, zu allererſt vor ſo vielen älterern beſchreiben wollte. Er beſann ſich alſo, ob er ſchon mit dem Drucke bereits wirklich einen Anfang hatte machen laſſen, noch geſchwind eines andern, und gab uns, anſtatt jener in Europa der Zeit noch ſo völlig unbekannten Sieger, das, was wir auf dem Titel ſeines Buchs angezeigt finden, und bey weitem ſo unbekannt nicht war: ich meyne, die Perſiſchen Könige der vierten Dynaſtie; das iſt, diejenigen, welche auf die Arſaciden, oder Parthiſchen Beherrſcher Perſiens folgten, bis die Saracenen dieſem Reiche ein Ende machten. Denn das Verzeichniß derſelben, wie er es hier mittheilte, iſt nur wenig von dem unterſchieden, welches Teixeira bereits aus dem Mirkond bekannt gemacht hatte.

Indeß war auch das nicht zu verachten; und da Schickard auſſer dieſem ſechſten Abſchnitte jener ſiebzehn, auf den er ſich umſtändlich einließ, auch die vorhergehenden fünfe mitnahm, und überall eine Menge Dinge beybrachte, die damals noch den ganzen Werth der Neuheit

hatten: ſo war es wenigſtens ein Anfang, der alle mögliche Aufmunterung verdiente. Auch den ſiebenten Abſchnitt wollte er damals gleich mit liefern: warum dieſer aber zurück bleiben mußte, verdienet, daß wir es von ihm ſelbſt vernehmen. Libuisset quidem hac vice provehi ulterius, et septimum Genealogiae membrum attexere, quod Pseudoprophetae natales contineat,[1] multis utique memorabilibus refertos: at incremento libelli obstitit Vidua Typographi, ob causas domi notas, dum ad instantes nundinas, hoc tantum breve specimen praemittere destinavit, sciscitatum an sit emptores reperturum? Nam quae me quidem melius sperare jussit materiae peregrinitas, ea ipsam facit meticulosam: cum experimentis didicerit, rustica Kalendaria vendi multo numerosius, quam ipsas Ephemerides, unde illa desumuntur.

Die weiſe Frau Verlegerinn! — Aber warum über ſie ſpotten? Hat ſie nicht recht gehabt? — So ſcheinet es wenigſtens. Denn ſie hat es gar fein bey dieſem Verſuche gelaſſen. Es war 1628, als er, wie geſagt, erſchien: und Schickard ſtarb erſt ganzer ſieben Jahr nachher. Was hätte ihn abhalten können, wo nicht alle übrige eilf Abſchnitte, wenigſtens doch jene zwey nachzuſenden, die er ſchon ſo gut als völlig ausgearbeitet haben mußte: wenn es nicht die Frau Verlegerinn geweſen wäre? die ſich ohne Zweifel für die Ehre bedankte, eine großmüthige Beförderinn der Morgenländiſchen Hiſtorie zu heiſſen, und zu darben.

Nicht anders: Marchtaler und Schickard hatten den beſten Willen vergebens. Durch den Kaltſinn ihrer Zeitverwandten iſt von des erſtern Handſchrift, und von des letztern Arbeit darüber, nie mehr zum Vorſchein gekommen, als jene Series Regum Persiae; worunter ſicherlich Deutſchlands Ehre noch weit mehr gelitten, als die Geſchichtskunde. Denn es ſey auch, daß wir das, was uns Schickard damals nicht anders als noch mit vielerley Mängeln geben konnte, nachher von andern vollſtändiger und beſſer erhalten haben: ſo waren doch dieſe andern lauter Franzoſen oder Engländer; und unſerm Vaterlande entging der Ruhm, auch hier die Bahn gebrochen zu haben.

Nur bey dem einzigen Abſchnitte ſtehen zu bleiben, deſſen uns Schickards Freund, durch ſeinen unzeitigen Rath, beraubte: wer wußte

[1] continet, [Schickard]

in Europa damals vom Jenghiz Khan, und seinen Nachfolgern? Einige alte Reisebeschreiber hatten ihrer kaum erwähnt; und Schickard war in Europa schlechterdings der erste, der uns aus morgenländischen Quellen etwas von ihnen melden konnte. Pocok, Herbelot, de la Croix, Gaubil hätten alle in seine Fußtapfen treten müssen, die sich so nun nicht träumen liessen, daß dieses ihres Weges schon längst ein Deutscher gegangen wäre. —

Wohin die Papiere des Schickard nach seinem Tode gekommen, weiß ich nicht. Eben so wenig weiß ich, ob die Abschrift, welche er, wie ich finde, von dem ganzen Türkischen Stammbaume genommen, noch irgendwo vorhanden. Aber, wie gesagt, weiß man doch auch nicht einmal, wie es mit dem Originale selbst weiter gegangen, und ob und wo dasselbe annoch anzutreffen? Die das meiste von ihm zu wissen glauben könnten, dürften es gerade da suchen, wo es gewiß nicht anzutreffen.

Marchtaler nehmlich, welcher für gut fand, das Schickardsche Werk in seinem Namen dem Kayser Ferdinand dem I. zuzueignen, versprach in der Zuschrift, das Türkische Original in die Kayserliche Bibliothek zu liefern, so bald als Schickard mit seiner Arbeit vollends zu Stande seyn würde, oder auch noch eher, im Fall es der Kayser zu sehen begierig seyn sollte. Autographum ipsum, sagt er, sub Aquilae signis partum, ad ejusdem Aquilae alas remittam, in Augustali Bibliotheca reponendum: quod vel tunc fiet, cum caetera erunt exposita Latine, vel nunc statim facere paratus sum, si Sa. Mts. Va. visendi desiderio ita jusserit. Wer sollte also nicht glauben, daß dieses wirklich geschehen? Wer sollte sich einbilden, daß ein Schatz, welcher der Kayserlichen Bibliothek hier so feyerlich angetragen wird, irgendwo anders zu suchen seyn sollte, als in ihr?

Und gleichwohl ist er es. Denn mit einem Worte: nicht Wien, sondern Wolfenbüttel besitzt ihn, diesen Schatz. Bey uns muß ihn der Gelehrte suchen, welcher Lust und Kräfte hat, Schickards Arbeit zu berichtigen oder fortzusetzen.

Ich bin gewiß, daß ich hiermit etwas anzeige, welches der Anzeige um so würdiger ist, je unbekannter es schlechterdings geblieben. Wenn selbst der Geschichtschreiber unsrer Bibliothek, Burckhard, etwas davon gewußt hat, so hat er doch nichts davon gemeldet. Und

eben dieses gilt von allen andern, die entweder von den Seltenheiten der berühmtesten Bibliotheken überhaupt, oder der unsrigen insbesondere, mehr oder weniger geflissendlich, gehandelt haben. Als neuerer Zeit noch Baumgarten den grossen Verlust beklagte, den die Geschichtskunde darunter gelitten, „daß die in der Aufschrift und Vorrede des Schickardschen Werks gemachte Hoffnung zur ähnlichen Erläuterung der übrigen Geschlechtstafeln unsrer Handschrift, nicht erfüllet worden"(*): würde er wohl anzumerken unterlassen haben, wo allenfalls ein zweyter Schickard die Handschrift selbst gegenwärtig finden könne; wenn er es gewußt hätte?

Indeß kann es freylich nicht fehlen, daß gleichwohl einige Gelehrte einmal Wissenschaft davon gehabt haben. Ich selbst kann deren zwey nennen, wovon der eine sogar Gelegenheit gegeben, daß wenigstens ein Verdacht davon in das Publikum kommen können. Dieses ist Hiob Ludolf, der 1686 unsere Bibliothek in Augenschein nahm. Wenn Junker, in dessen Leben,(**) das Merkwürdigste, was ihm daselbst vorkam, nahmhaft macht; so heißt es unter andern: Praeter haec autem admiratus est tum tria exempla Alcorani, tum maxime ingens Volumen Arabicum, in quo continebatur Genealogia Adami usque ad Noachum, et a Noacho usque ad Christum et Muchammedem, hujusque filiam Fatinam, in qua Muchamedi genus esse desiit; a cujus tamen majoribus, successores ejus et collaterales, Arabumque Principes *(Sherif)* et Sultani, gentem suam derivant. Insignem usum praestare hunc Codicem iis posse persuasum sibi habuit Noster, qui Historiam Saracenicam Turcicamque et Arabicam tractare adgrediuntur. Es ist kein Zweifel, daß hiermit unser Marchtalerisches Manuscript gemeynet sey. Ich habe aber auch nicht Unrecht, alles was Ludolf, oder vielmehr Juncker hier davon sagt, mehr für einen Verdacht, als für eine Nachricht zu erklären. Denn das Wichtigste fehlet dabey; nehmlich die Anzeige, daß, und von wem, und wie weit es bereits genutzet worden, als ohne welche es die Aufmerksamkeit ohnmöglich erregen konnte, die es verdienet. Daß man jedoch ja nicht glaube, daß Ludolf selbst alles dieses nicht gewußt habe. Er wußte es nur allzugut, wie ich gleich sagen will: und daß

(*) Im fünften Bande der Nachrichten von einer Hallischen Bibliothek. S. 305.
(**) Comment. de Vita Iobi Ludolfi. p. 149.

wir es nicht auch in seinem Leben lesen, beweiset höchstens, daß er es noch nicht damals gewußt, als er die flüchtige Notiz davon aufs Papier warf, die Juncker ohne Zweifel vor sich hatte.

Noch vor Jahr und Tag würde man, in unserer Bibliothek selbst, schlechterdings nicht haben sagen können, was für eine Arabische Genealogie es sey, die Ludolf ehedem daselbst solle gesehen haben; geschweige, daß man sie hätte vorzeigen können. Denn ich weiß nicht wie es gekommen, daß das Marchtalerische Manuscript in keinen einzigen von unsern Katalogen eingetragen, und selbst auf die sonderbarste Weise in einen Winkel verkramet worden, wo es unmöglich jemanden zu Gesichte kommen konnte. Ganz unvermuthet fand ich es in einem verschlossenen Kasten, zu welchem sich sogar der Schlüssel verloren hatte; so lange war er nicht eröfnet worden: und fand es daselbst, unter einem Prasse von ausgemerzten Kupfern und Charten. Mein ganzes Verdienst um diese Wiederauffindung aber, ist die Neugierde, die ich hatte, einen längst bey Seite gesetzten Kasten zu durchstankern: zu alle dem übrigen brauchte ich glücklicher Weise nur Augen. Denn kaum hatte ich es in die Hände genommen, als ich auf der Rückseite des einen Endes der Rolle folgende Aufschrift las:

Anno Doi. MDXCIII. die 14. Decembris,
Erobert der hoch- und wolgeborne Herr, Herr
Christoff Freyher zu Teuffenbach, Mayerhoven u.
Dürrnholtz ꝛc. Röm: Kay: May: Kriegs Rath
u. General der Oberhungarischen Lande ꝛc.
die gewaltige Vöstung Filek, in Oberhungarn, so ob 50
Jaren in des Erbfeindes Händen geweßt,
Neben noch andern 12 Granitz- und Bergkhäusern.
Bey welcher Eroberung, in der Türkischen Schloßkirchen daselbst zu Filek, ist dieses Türkische Stammregister, mit einem geschriebenen Pergament umbschlagen, allermassen solches allhier vor Augen,
neben anderer Kriegsbeutt bekommen, und
nacher Deutschland gebracht worden
durch
Veit Marchtalern,
Bürgern in Ulm.

Und kaum fing ich es an aufzuwickeln, als ich zwey deutsche geschriebene Bogen eingelegt fand, welche ein Summarischer Bericht von dem Inhalt dieser Rolle, oder Türkischen Stamm-Registers überschrieben waren, und die ich aus der Unterschrift, von Hiob Ludolfs eigner Hand zu seyn, erkennen mußte.

Als Ludolf sich nach Frankfurt zur Ruhe begeben hatte, und daselbst einzig seinen Studien oblag, fiel ihm ohne Zweifel jene merkwürdige Arabische Genealogie wieder ein, die er vor einigen Jahren in Wolfenbüttel gesehen hatte. Er ward begierig, sie näher kennen zu lernen, und bat den Herzog Anton Ulrich, bey dem er sehr wohl angeschrieben war, um die Mittheilung derselben. Diese erfolgte; und bey Rücksendung, fügte er zur Dankbarkeit gedachten Summarischen Bericht bey.

Ich kann nicht anders urtheilen, als daß Ludolf bey dem ersten genauern Blicke, den er darauf warf, sich für betrogen erkannte. Er hatte, wie die Junkersche Stelle deutlich anzeigt, die Sprache des Manuscripts in der Eil (denn der Irrthum ist sonst, auch für einen völlig Unwissenden, sehr leicht zu vermeiden) für Arabisch angesehen: und sie war Türkisch. Jene verstand Ludolf, aber nicht diese. Er konnte also wenig mehr darinn lesen, als die eigenthümlichen Namen, aus welchen der Stammbaum bestehet. Die den meisten dieser Namen hingegen beygeschriebenen Nachrichten, wie auch ein ziemlich langer Eingang, waren ihm durchaus unverständlich. Daher es denn auch kömmt, daß sein Summarischer Bericht fast nichts mehr enthält, als was man aus Schickards obigem allgemeinen Inhalte eben so gut ersehen kann; widrigenfalls ich ihn ganz mitzutheilen nicht ermangeln würde.

Nur ein einziger Punkt ist ihm völlig eigen, der aber um so wichtiger ist. Ludolf nehmlich hatte den Türkischen Eingang abschreiben lassen, und ihn nach Wien an den kayserlichen Interpreten, Meninsky, geschickt, um sich dessen Erklärung zu erbitten. Ob ihm Meninsky (der zweyte also, der um unser Manuscript gewußt) eine wörtliche Uebersetzung davon zukommen lassen; daran zweifle ich: indem alles was Ludolf von ihm daraus ersehen zu haben angiebt, sich nicht weiter als auf den Türkischen Verfasser erstreckt. Dieser nun hat Joseph, Ben Abdul-Latiph geheissen, und zu den Zeiten

Solimans, des Sohnes und Nachfolgers Selim des I, gelebet; das ist gegen 1520 bis 66.

Es ist bedenklich, daß Schickard von ihm gar nichts gewußt, ja auch nicht einmal vorgebauet hat, damit wir uns wenigstens keinen falschen Begriff von ihm machen könnten. Denn da er ausdrücklich sagt, das Ende der Genealogie reiche bis auf den Murad, den Sohn Selim des II: so verleitet er uns zu glauben, daß der Verfasser auch unter diesem Kayser gelebt habe; da doch beyde diese Kayser, Murad, seines Namens der III, und Selim der II, bloß von einem spätern Abschreiber hinzugefüget worden. Das natürlichste, was hieraus folgt, wäre also wohl, daß Schickard selbst kein Türkisch verstanden; und das hat auch Ludolf mit dürren Worten daraus geschlossen. Ja er fügt hinzu, daß eben daher sich Schickard auch in etlichen Namen und Personen geirret habe. Dieses will sich nun freylich mit dem so recht nicht reimen, was Brucker, Schickards neuester Lobredner, in dem Ehrentempel der Deutschen Gelehrsamkeit(*), von ihm versichert; „er sey in den Orientalischen Sprachen, ob er gleich sein eigener Lehrmeister seyn müssen, dennoch so weit gekommen, daß er in dem Rabbinischen, Chaldäischen, Syrischen, Persischen, Türkischen und Arabischen, seines gleichen nicht gehabt". Doch wie es gemeiniglich zu geschehen pflegt, daß unter den Lobrednern der letzte die Saiten immer am höchsten spannet: so ist es auch hier gegangen. Denn Zach. Schäffer, den Brucker treulicher hätte nachsprechen sollen, sagt bloß, daß Schickard in seinen letzten Jahren sich alles Ernstes bestrebt hätte, ut tot linguis Persicam quoque, et Turcicam et alias Orienti usurpatas adjungeret(**).

Und das wäre denn auch wohl, sollte ich meynen, das glaublichste. — Aber wie, wenn nun eben dieser Umstand, daß Schickard nicht Türkisch genug verstanden, denn auch mit Ursache wäre, warum wir um den Rest seiner Arbeit gekommen? Der Tod übereilte vielleicht den guten Mann, als er noch erst recht Türkisch lernte. — Unter dieser Möglichkeit, müßte ich denn freylich wohl einen Theil meines obigen Ausfalles, gegen den Kaltsinn seiner Zeitverwandten, zurücknehmen. Aber darum das geringste darinn ändern oder mildern? wo-

(*) Fünftes Zehend S. 186.

(**) Memor. et Eulogi. *Wilh. Schickardi.* Tub. 1636. 4. p. 12.

zu sollte ich das? Was meinem werthen Vaterlande hier zu viel gesagt ist, verdienet es in hundert andern Fällen, zehnfach zu hören; und wird es sicherlich einmal hören. Nur einen von diesen hundert Fällen hier im Vorbeygehen zu nennen, weil er mit dem Schickardschen die nächste Aehnlichkeit hat. — Man denke an Abulfeda und Reiske! An diesen einzigen Mann, der allein, bey der kleinsten Unterstützung, in diesem Felde der Gelehrsamkeit, auf einmal Engländer und Franzosen eben so weit würde hinter sich gelassen haben, als diese vor den Deutschen nun noch voraus sind! An diesen einzigen Mann, der nur auch noch aufgemuntert zu werden braucht, um sich von einer eben so undankbaren Anbauung eines andern Feldes, wieder in dieses zu wenden.

Ludolf preiset unser Manuscript, nicht allein in jener Stelle des Junkers, sondern auch in dem Summarischen Berichte ungemein an. „Es verdienet, sagt er, von einem der wohl Türkisch könnte, ganz „verdolmetschet zu werden." Nun ist es wahr, dieses sagte Ludolf gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Was damals seine gute Richtigkeit hatte, dürfte leicht, siebzig Jahre später, wenigstens nicht mehr für voll gelten. Wir wissen von der Geschichte der morgenländischen Völker itzt unendlich mehr, als Ludolf wissen konnte; und es wäre kein Wunder, wenn bey so vielen Orientalischen Quellen, die neuerer Zeit nach Frankreich und England gekommen, eine einzelne in Deutschland, die so lange kein Mensch mehr besucht hat, völlig unbrauchbar geworden wäre.

Unbrauchbarer, will ich zugeben: aber völlig unbrauchbar, sollte ich doch nicht denken. — Schickard hat, die deutsche Wahrheit zu sagen, nur eben den ungesunden Schaum oben abgeschöpft; nur eben das, was Hr. Reiske in dem Abulfeda mit Verachtung übergieng. Denn was er uns von den ersten sechs Geschlechtern daraus mitgetheilet, ist entweder höchst unstatthaft, oder wir brauchen es nicht erst von einem Türken zu lernen. Was er uns von dem siebenden, dem Geschlechte des Muhammeds, daraus mittheilen wollte, dürfte itzt wohl auch nicht weiter als zur Bestätigung des dienen, was wir aus eigentlichen Arabischen Quellen, durch Gagnier, Sale, Reiske und andere, seitdem sehr zuverläßig erfahren haben. Eben dieses dürfte von dem achten und neunten, den Geschlechtsfolgen der Kalifen

beider Häuser, gelten: desgleichen, wie schon erinnert, von dem sechzehnten; des siebzehnten gar nicht zu gedenken, als von welchem wir aus einem dürren Stammbaume wohl schwerlich mehr lernen dürften, als man selbst zu Schickards Zeiten bereits aus dem Leunclavius wußte, oder wir itzt, noch richtiger und vollständiger aus dem Kantemir und andern, wissen können. Allein nun sind noch die sechs Geschlechter, vom 10ten bis 15ten übrig; derjenigen kleinern Regenten nehmlich, die sich nach und nach in Persien und Indien von den Kalifen abgerissen hatten, und unabhängige Herren geworden waren. Und deren Geschlechtsfolgen, glaube ich, würden dem Liebhaber der Geschichte sehr willkommen seyn; ob auch sie schon größten Theils beym Herbelot zu finden. Denn den Nachrichten des Herbelots fehlet vornehmlich der Synchronismus, welcher aus unserer Genealogie sich ohne Zweifel sehr deutlich ergeben würde. Einiges dürfte denn auch wohl, so gut als völlig neu seyn: was wir z. E. von den Seljuken daraus lernen würden. Denn wie ich aus den wenigen Namen urtheile, die Schickard von diesem Geschlechte anführet, so sind es sowohl die Seljuken von Iran, als die von Rum. Die Geschichte der letztern aber, welche wegen ihres genauen Zusammenhanges mit der Byzantinischen Geschichte, vornehmlich aufgekläret zu werden verdiente, ist noch in der äussersten Verwirrung, und in dem wenigen, was Herbelot aus Persischen Geschichtschreibern davon anführet, sind eine Menge Widersprüche, die er selbst eingestehet. Abulfeda aber, wenn ich eine Stelle des Herrn Reiske recht verstehe, hat diese occidentalische Seljuken ganz und gar mit Stillschweigen übergangen. Noch dürfte sich auch bey den Regenten von Khouarezem, in unsrer Genealogie manches finden, das von dem abgehet, was wir bis itzt von ihnen wissen; indem unter den neun Sultanen dieser Dynastie, die Herbelot beybringet, keiner von denen ist, die Schickard nahmhaft macht.

Doch von allen diesen kann nur derjenige mit Zuverläßigkeit urtheilen, der sich, mit genugsamer Kenntniß der Sprache, an unser Manuscript zu wagen im Stande ist. Daß ich, für mein Theil, eben so wenig Türkisch verstehe, als nur einer von meinen Lesern, wird man mir hoffentlich auf mein Wort glauben. Ich habe blos als Bibliothekar gesprochen, dem es erlaubt ist, von Werken zu sprechen, die er nicht verstehet.

Ich schliesse mit einer Anmerkung, die ebenfalls blos bibliothekarisch ist. — Wenn Hottinger, in seiner Historia Orientali, von der Genealogie des Muhammeds handelt; so sagt er, daß ihm eine dreyfache vorgekommen. Die eine sey genommen ex Msc. quodam, quo parario D. *Marchtalero* usus est D. *Schikhardus;* die zweyte habe Christ. Ravius beygebracht; und die dritte schreibe sich her, ab Authore *Taarich Adam,* de quo videatur *Thesaur. Phil. p. 62.* Ich schlage dieses zweyte Werk eben desselben Verfassers nach, und finde folgendes: *Taarich Adam,* id est, *genealogia Adami,* scriptum antiquissimum et inter Arabes, sine dubio, celeberrimum, quod in Hungaria ante hoc repertum, non ita pridem à D. Marchtalero, Ulmensi, Amplissimo urbis hujus consuli D. *Salomoni Hirzelio* oblatum, et commentario a me illustratum est. Das ist sonderbar. Wie? so war denn dieser Taarich Adam, welchen Hirzel von Marchtalern bekam, nicht eben der, welchen Schickard von ihm bekommen hatte? Oder war er eben der, warum führet ihn Hottinger als einen verschiednen an? Und war er eben der, wie können wir ihn hier in Wolfenbüttel haben, da ihn ein Bürgermeister zu Zürich von Marchtalern selbst soll bekommen haben? Sollen wir annehmen, daß Marchtaler zwey ähnliche Manuscripte in Ungarn erbeutet, da er doch nur des einen gegen den Kayser Ferdinand gedenket? Oder bekam Hirzel nur eine Abschrift des einzigen von ihm, die Hottinger mit einem Commentar erläuterte, ohne zu merken, daß es eben dasselbe Werk sey, welches Schickard gebraucht habe? Wer wird uns aus dieser Verwirrung helfen?

IV.

Die Nachtigall.

Ich blätterte in Heydenreichs Leipzigischen Chronike, und da ich eben nichts wichtiges suchte, so zog unter dem Jahre 1567 folgende Stelle meine Augen auf sich.

„Anno 1567 den 13ten Januarii, hat der ScharffRichter „zu Leipzig auffm Markt ein Buch, die Nachtigal ge-

„nant, darinnen die Judicia und Gerichte mit Schmeh-
„worten hart angegriffen worden, öffentlich verbrannt,
„und die, so sie feil gehabt, ausgepaucket."

Wer seiner Neugierde öfters nachgehangen, den reißt sie bey dem kleinsten Anlasse mit fort. Und so sahe ich mich auch hier gar bald mitten in der ernstlichsten Nachforschung, was denn eigentlich dieses verbrannte Buch, die Nachtigall genannt, für ein Buch gewesen sey?

Gleich anfangs besann ich mich, daß Vogel der vermehrte und fortgesetzte Heydenreich ist. Vogels Leipzigisches Geschichtbuch also war das erste, was ich zu Rathe zog; in der festen Hoffnung, meine Neugierde sofort befriediget zu finden. Aber ich betrog mich: Vogel wiederhohlt die nehmlichen Worte des Heydenreichs, ohne die geringste nähere Aufklärung.

Ein verbranntes Buch ist gemeiniglich ein seltenes Buch. Ich vermuthete demnach, in den bekannten Verzeichnissen solcher Bücher, meine Nachtigall gewiß anzutreffen: und schlug sie nach, eines nach dem andern. Aber wiederum vergebens. Selbst Andreas Westphal, der eine eigene Dissertation von den Büchern geschrieben, die auf Befehl der Obrigkeit verbrannt worden; selbst Schelhorn, der diese Arbeit des Westphal durch viele Zusätze erweitert hat,(*) liessen mich unbelehrt von sich. Sie wissen alle von keiner Nachtigall; von keinem Buche, das 1567 zu Leipzig von dem Scharfrichter öffentlich verbrannt worden.

Nachdem ich hierauf auch Müllers Annales, und andere Sächsische Geschichtschreiber, nicht ohne Zeitverlust, eben so unnützlich nachgelesen hatte: mußte ich auf den Gedanken gerathen, daß das, was ich so begierig sey zu wissen, am Ende auch wohl nichts weiter, als ein elendes Pasquill irgend einer Privatperson, irgend einen Rechtshandel betreffend, gewesen sey, an welchem der Rath zu Leipzig eine solche Rache zu nehmen für gut befunden. Selbst die Worte des Heydenreich „daß die Judicia und Gerichte darinnen mit Schmehworten hart angegriffen worden", schienen nichts wichtigeres, nichts was sich mehr auf das Allgemeine bezöge, anzeigen zu sollen.

Ich wollte sonach eben wieder eine von den Jagden beschliessen,

(*) Amoenit. liter. T. VIII. et IX.

von denen ich so oft nicht reicher, aber müder zurückgekommen: als ich mich auf einmal besann, wo ich itzt sey. Warum suche ich in Büchern nach einem Buche, das Trotz dem Scharfrichter von Leipzig, hier wohl noch selbst vorhanden[1] ist? Ich will das Buch suchen; nicht blos Nachrichten von dem Buche.

Und so fand ich gar bald, was ich suchte. Zwar nicht völlig so, wie ich es suchte, aber doch auch nicht viel schlechter. Ich fand es nehmlich nicht so, wie es verbrannt worden; nicht gedruckt: sondern ich fand unter unsern Manuscripten Abschriften davon, und deren nicht weniger als drey.

Auch sah ich nun meine Mühe mehr als belohnt. Denn weit gefehlt, daß ich endlich ein so geringfügiges Werk in Händen hatte, als ich vermuthen zu müssen glaubte: so war es vielmehr eine Schrift, welche sehr wichtige Händel, nicht einer einzeln Stadt, nicht einer blossen Provinz, sondern des gesammten Reiches betrifft. Kurz; die Nachtigall singt nichts geringeres, als ein Lied über die damaligen Grumbachischen Unruhen. — Vielleicht hätte ein andrer dieses sogleich errathen, dem es aufgefallen wäre, daß jene Stelle bey dem Heydenreich und Vogel unter lauter Nachrichten von diesen Unruhen und von den Anstalten stehet, welche der Churfürst zu Sachsen zur Belagerung der Stadt Gotha, zu Ende des sechsundsechzigsten, und zu Anfange des siebenundsechzigsten Jahres, eben machte. Doch besser ist wissen, als rathen.

Da ich den Inhalt meiner aufgefundenen Schrift nunmehr kannte, so war es natürlich, daß ich ihr auch da nachspürte, wo ihrer, zu Folge desselben, entweder gelegentlich oder geflissendlich hätte Erwähnung geschehen können. Allein ich habe deren zur Zeit noch nicht die allergeringste, weder in den gleichzeitigen Wechselschriften beyder Partheyen, noch bey den nachherigen Geschichtschreibern besagter Unruhen, finden können. Wie denn auch Kreysig, welcher in seiner historischen Bibliothek von Obersachsen ein eignes Kapitel den Schriften gewidmet hat, welche die Grumbachschen Händel betreffen(*), darunter keiner Nachtigall gedenkt.

(*) Sect. II. cap. 21.

[1] verhanden [1773]

Dieſes alles, meyne ich, beweiſet ſo ziemlich, welch eine Seltenheit unſere Bibliothek an den Abſchriften derſelben beſitzet. Eine Seltenheit, die allein ſchon werth iſt, daß ich es wage, aus einer Nachtigall einen Phönix zu machen, der aus ſeiner Aſche jünger und ſchöner wieder hervorſteiget.

Hoffentlich bin ich der Meynung nicht allein, daß es auf alle Weiſe erlaubt iſt, ein von Obrigkeits wegen, auch aus den triftigſten Gründen, verbranntes Buch wieder herzuſtellen. Denn ein ſolches Verbrennen hat die Abſicht nicht, das Buch gänzlich zu vernichten: es ſoll dieſe Abſicht nicht haben; es kann ſie nicht haben. Es ſoll und kann allein ein öffentlicher Beweis der obrigkeitlichen Mißbilligung, eine Art von Strafe gegen den Uhrheber ſeyn. Was Einmal gedruckt iſt, gehört der ganzen Welt auf ewige Zeiten. Niemand hat das Recht, es zu vertilgen. Wenn er es thut, beleidiget er die Welt unendlich mehr, als ſie der Verfaſſer des vertilgten Buches, von welcher Art es auch immer ſey, kann beleidiget haben. Er ſtürzet ſie vorſetzlich in Ungewißheit und Zweifel; er beraubt ſie des einzigen Mittels, ſelbſt zu ſehen, ſelbſt zu urtheilen; er verlangt, auf eine eben ſo vermeſſene als lächerliche Art, daß ſie ihm blindlings glauben, ihn blindlings für einen eben ſo ehrlichen als einſichtsvollen Mann halten ſoll.

Die Grumbachſchen Händel ſind vorbey; auch in ihren unmerklichſten Folgen vorbey. Nur dem Gelehrten, der ſich lange nachher ein Geſchäfte daraus macht, Gründe und Gegengründe gegen einander abzuwägen, wenn beide nichts mehr fruchten, und nichts mehr ſchaden; nur dem Staatsmann, dem die Geſchichte ſeine Schule iſt, ſind ſie noch dann und wann gegenwärtig. Was dieſer daraus lernen kann, weiß ich nicht, mag ich nicht wiſſen. Aber wie jenem oft dabey zu Muthe ſeyn muß, kann ich einigermaaſſen urtheilen.

Er wird weit entfernt ſeyn, ſich zum Vertheidiger Grumbachs und ſeines Anhanges aufzuwerfen. Er iſt von dem Verbrechen dieſes Mannes überzeugt; er giebt es zu, daß die Strenge, mit der man gegen ihm verfahren, vielleicht damals nothwendig geweſen; er erkennet mit allem Wohlgefallen, daß dieſe Strenge wenigſtens in ihren Wirkungen, zu Feſtſetzung der allgemeinen Sicherheit, zu gänzlicher Abſtellung der geſetzwidrigen Selbſthülfe, ſehr erſprießlich geweſen.

Aber wenn er dieses alles thut, wird er darum auch mit den Geschichtschreibern zufrieden seyn, die einen Mann, den eine damals sehr gewöhnliche Denkungsart zu Unthaten verleitete, die nichts weniger als die einzigen von ihrer Art im Reiche waren, die diesen Mann, sage ich, zu dem abscheulichsten und unsinnigsten Bösewicht machen? die ihm alle Schandthaten, deren ihn seine Gegner bezüchtiget, als die erwiesensten Wahrheiten nachsagen? denen er Mörder und Straassenräuber ist? denen er eben so zuverläßig Zauberer und Teufelsbanner seyn müßte, und sicherlich seyn würde, wenn sie es nicht für schimpflicher hielten, Alfanzereyen nachzuschreiben, als Verleumdungen?

Wenn diesen Gelehrten nun gar seine Nachforschungen auf die Spur einer Schrift bringen, die Grumbachs heftigster Feind, eben als er den Garaus mit ihm spielen wollte, verbrennen lassen; die folglich für Grumbachen muß gewesen; die er aber nirgends selbst auffinden kann: (Und eine solche Schrift ist unsere Nachtigall, wie man aus den Umständen schon wird geschlossen haben) was soll er denken? Ist er, bey der Untreue, bey dem Leichtsinn, mit welchem man auf das blosse Wort seiner Feinde, Anklagen auf Anklagen gegen ihn häuft, ohne die geringste Rücksicht auf seine Rechtfertigung zu nehmen, nicht befugt, das ärgste zu denken? zu argwohnen, wer weiß was für Dinge darinn enthalten gewesen, auf die man den Scharfrichter antworten lassen, weil sich sonst niemand sie zu beantworten getrauet?

Und dieses wäre die nähere, wichtigere Ursache, eine dergleichen Schrift wieder herzustellen. Denn ob sich schon der Gelehrte in seinem Argwohne irren würde; ob schon unsere Nachtigall nichts singt, was nicht damaliger Zeit mehr Vögel auf den Dächern sangen: so ist auch das schon ein Verdienst, wenn der Litterator, der ihm nur Materialien in die Hände liefern soll, durch den Verlust eines leidigen Bogens, einen solchen Argwohn sowohl ihm, als dem, den er trift, ersparet.

Denn daß ich die Schrift selbst nun etwas näher beschreibe, so ist sie ein kleines Gedicht von ohngefehr sechshundert Zeilen; und dieses Gedicht ist, seiner Einkleidung nach, die Apostrophe einer Nachtigall an das Haupt und die Glieder des Reiches, nach dem verschiedenen Interesse, das sie an der Grumbachschen Sache nahmen, oder

hätten nehmen sollen. Der poetische Werth desselben ist klein. Es war die uralte Gewohnheit der Deutschen, ihre Geschichte in Lieder und Reime zu verfassen: und diese Gewohnheit hat sich sehr lange erhalten. Daß sie nunmehr gänzlich abgekommen, mag vielleicht für den Geschmack ganz gut seyn: aber für die historische Wahrheit ist es gewiß nicht gut. In diesen Liedern erschallte gemeiniglich die Stimme des Volks; und wann geschehene Dinge nicht mit dichterischen Fabeln darinn ausgeschmückt waren, so waren sie doch mit Empfindungen durchwebt, die man wirklich dabey gehabt hatte. Für solche Empfindungen giebt uns der heutige Geschichtschreiber kalte, aber wenn Gott will, sehr zuverläßige Beläge aus dem bedächtlichen Kabinete; und wir finden uns trefflich verbessert. —

Der Verfasser sagt auf dem Titel, daß er den wesentlichen Inhalt aus den Schriften Herzog Johann Friedrich des Mittlern gezogen habe. Ich sehe, daß er vornehmlich die Antwort damit gemeynet, welche dieser Herzog, des Reichs abgesandten Botschafften, auf ihr Anbringen und Werbung, Wilhelmen von Grumbachs, Ernst von Mandelslo, und Wilhelmen von Steins halben, gegeben, und die 1566 auf 15 Bogen in Quart gedruckt ist, auch von Rudolphi seiner Gotha Diplomatica einverleibt worden (*). Da ich nun sowohl diese Antwort, als auch alle andere dahin schlagende Schriften, von beiden Theilen, mit allem Fleisse durchlesen mußte, um von dem wahren Werthe meiner Nachtigall urtheilen zu können: so hatte ich bereits die merkwürdigsten Parallelstellen in ihnen ausgezeichnet, und war Willens, sie, wie es kommen würde, zur Erläuterung, oder Bestärkung, oder Widerlegung, der schwachen Stimme des guten Vogels unterzulegen. Doch bey näherer Erwägung fand ich für gut, demjenigen in nichts vorzugreiffen, der es einmal wagen dürfte und wollte, die Grumbachschen Händel in allem ihrem Umfange, mit Freymüthigkeit und Einsicht in die damalige deutsche Staatsverfassung, zu beschreiben. Mir genüge, diesem Manne, dem ich den Geist eines Salustius oder St. Real siebenfältig wünsche, eine Kleinigkeit zur Hand geschafft zu haben, die er ungern vermissen würde, und die ich ohne weitere Vorrede hier mittheile.

(*) Theil II. S. 62—92.

Nachtigal:

das ist,

Aus Johann Friedrichs des Mittlern, Herzogs zu Sachsen, publicirten Schriften, vom Ursprunge, Anfang und ganzen Proceß der Wirzburgischen und Grumbachischen Handlungen, ein kurzer Bericht und Auszug. Mit einer nützlichen und christlichen Vermahnung an die Rom. Kayſ. Mayt. Chur- und Fürsten, auch andere Stände des H. R. Reichs, antreffende die jetzige trübselige Belagerung der gewaltigen Festung Grimmenstein, und weitberühmten Stadt Gotha.

Gedruckt im Jahr Christi
MDLXVII.

Dieweil ihr schlaffet in der Nacht,
Und Trübsal euch bekümmert macht,
Komm ich, genannt die Nachtigall,
O Fürsten gut, in diesem Thal,
Zu singen euch ein schön Gesang,
Zu wecken euch mit meinem Klang,
Dieweil der Früling kompt herbey.
Bitt, wollet meine Melodey
Gütlich in Gnaden hören an,
Der Büchssen Knall abschaffen lahn,
Gute Freunde mit einander seyn,
Und euch wohl bey der Sonnen Schein
Vertragen mit einander all,
Auf daß verhüt werd großr Unfall,
Den Eulen nit mehr hören zu,
Die euch gemachet solch Unruh.

Poeten solch Gewohnheit han,
Wann sie zu dichten fangen an,
Daß sie viel Götter allermeist
Anruffen, umb ein guten Geist,
Daß ihre Reym mit Süßigkeit
Gezieret seyn, und wol gekleydt.
Ich weiß nit mehr denn einen Gott,
Den ruff ich an nach seinem Gebott,
Daß ich euch all vermahnen mag,
Anzeigen vieler Herzen Klag,
Vom grossen Handel reden wol,

Weß jeder ſich verhalten ſoll;
Doch daß ich euch nicht lang auffhalt,
Iſt die Sach kürzlich ſo geſtallt:
Grumbach der hat viel Guth und Land,
Das behielt ein Stifft gern in ſeiner Hand,
Daher entſpringt der erſte Neydt,
Der gemachet hat ſo manchen Streitt.
Marggraff Albrecht, der ſtreitbar Mann,
Den von Wirtzburg wolt greiffen an:
Grumbach Marggräffſcher Diener war,
Wie ihm vergrimmt der Pfaffen Schaar.
Der Biſchoff trauet ihm nit im Streit,
Begerte Fried und Einigkeit.
Hie thet Grumbach ein große Treuw
Dem Stifft Wirtzburg und ganzem Gebeuw,
Richtet auff Fried und Einigkeit,
Macht daß geſchah dem Stifft kein Leydt,
Verhindert ſelbſt den Ueberfall,
Leyhet ihm Geltt in großer Zahl;
Viel Treuw hat Grumbach mehr gethan,
Am Stifft Wirtzburg, der ehrlich Mann.
Denn da der Graff von Beuren bracht
Viel Reuter, und ein große Macht,
Hat Grumbach Fleiß gewendet an,
Daß er dem Stifft kein Schaden gethan.
Beym Kayſer auch erhalten hat,
Daß er viel Reuter ſchicken that,
Welche den Stifft beſchützet han,
Daß ihm kein Ueberlaſt gethan.
Nun höret zu mit welchem Lohn
Die Pfaffen ihn bezahlet hon.
Da Moritz und Albertus beyd
Hielten zuſammen einen Streitt,
Marggraff Albrecht verlor die Schlacht,
Derhalben ihn der Stifft veracht.
Wolt ſein Zuſag nicht halten mehr,
Dieweil Albrecht geſchwechet ſehr,
Wil ihm nunmehr kein Schuld geſtahn.
Grumbach wolt ſein Bezahlung han,
Der Biſchoff ihm wolt zahlen nicht,
Verachtet truzlich all Gericht,
Beraubet auch ſein Land und Leut,
Vermeynet, er hätt ein gute Beutt.

Grumbach der ruffet an das Recht,
Der Stifft der macht viel Spiegelgefecht,
Der Kayser selber redet an
Den Bischoff, daß er soll verstahn,
Mit Grumbach kommen überein,
Sagt, daß die Sach nit war so kleyn.
Der Bischoff bleibt auff seiner Bahn,
Helt Grumbach vor ein schlechten Mann.
Nicht lang hernach der Bischoff ward
Mit einer Kugel getroffen hart,
Daran Grumbach unschuldig sich
Bekennet frey und öffentlich,
Mit solcher Protestation,
Daß ihm der Schuß mehr Leydt gethan,
Denn eim andern in dieser Welt,
Wie er solchs auff sein Eyd erhellt.
Grumbach zeucht in fremde Land,
Sein Tugend machet weit bekandt,
Und dienet den drey Lilien schon,
Welch führet die französisch Kron.
Mit Reuttern stark er wiederkehrt,
Die Pfaffen gewißlich hart verfehrt.
Man gibt ihm viel der guten Wort,
Daß er nit also fehret fort.
Grumbach sich überreden läßt,
Folgt ihrem Rath, und thut das best.
Er meynt, sie würdens machen fein,
Sein Land ihm wiedergeben ein,
Gütlich die Sach ohn alle Wehr,
Zu Frieden stund auch sein Beger.
Da er die Reutter gelassen ab
Kein Pfaff ihm gute Wort mehr gab.
Ferdinandus doch das beste that,
Den Pfaffen gab ein guten Rath,
Gütlich Verträg zu nehmen an.
Die Pfaffen wolten nit daran,
Des grossen Vogels hätten sie
Erwehret sich, sprachen sie fry,
Was sie dann mit eim Edelmann
Sollten Vertrag jezt nemen an?
Mit Gedultt Grumbach so lang harrt,
Bis er schier gar zum Bettler ward,
Nit treiben kunt ein lang Proceß,

Den kayſerlichen Rechten gemeß,
Dem Adel zeigt ſein Bettelſtab,
Sprach ſie an umb ein Reutergab.
Wirzburg, die weit berümte Stadt,
Er glücklich eingenommen hat,
Doch hat er nit gefordert das ſein,
Verſchreibung genommen nur allein,
Die Pfaffen laſſen leben all,
Kein Burger plündert dazumal.
Der Pfaffen Kelch und Meßgewandt,
Damit ſie treiben ihren Thandt,
Hat er da nit gerühret an,
Sondern ſie noch bewahren lan.
Des Biſchoffs Hoff und Canzeley
Für Raub er thet erretten frey:
Allein mit Siegel, Brieff und Eydt
Nam er auf dißmal ſein Beſcheydt,
Die auch der Biſchoff hat hernach
Verſiegelt, und die ganze Sach
Bewilliget, ungezwungen zwar,
Wie ſolches allen offenbahr.
Hett Grumbach ſich daſelbſt bezahlt,
Und geübt allda ſein Gewalt,
Den Pfaffen genommen all ihr Gutt,
Gebrochen ihren ſtolzen Muth,
So hett er ſie bezahlet frey,
Wär bewahrt für ihrer Buberey.
Solchs hat er aber nit gethan,
Hat jedem da das ſein gelahn,
Daß er in Fried die Güter ſein
Sein Kindern möchte geben ein.
Aber gewißlich er war zu gutt.
Die Pfaffen trib der Uebermuth,
Denn ſie hernach ihr Brieff und Eydt
Mördlich gebrochen ohn Beſcheydt,
Sein Weib geplündert Land und Gutt,
Dazu ein groſſen Uebermuth
An ſeinem Sohn getrieben han,
Conrad Grumbach, wolts recht verſtahn,
Daß ſie ihm han ein kleines Kindt
Männlichs Geſchlechts, ermordet geſchwindt,
Von Mutterleib getrieben zwar
Als Mörder, ſolchs iſt offenbar,

Getrieben ihn von Land und Gut,
Geburstet sehr nach seinem Blutt,
In seinem Namen thun greiffen an
Den Apt von Benz und den Kauffman,
Daß er zu keiner Gnade mehr
Ferner möcht kommen, auch sein Ehr
Durch famoß Bücher sehr geschendt,
Die kommen sind in vieler Hendt.
So han sie auch Wilhelm von Stein
Sein Häuser abgebrennet reyn,
Junker Ernsten von Mandeßloh
Sein Früchten auf dem Feld zu Stroh
Gemachet frey, nit leyden woltt,
Daß man dieselb einsammeln solt.
Da Grumbach so geengstigt sehr,
Johann Friedrich der mittler Herr
Betrachtet sein Ritterliche That,
Deren er gar viel erzeiget hat,
Auch ehren thun sein Alter schwer,
Wie uns gebeutt die Göttlich Lehr,
Sein Trübsal auch gesehen an,
Wie er verfolgt von jederman,
Sich seiner so erbarmen thut,
Und nimpt ihn auff in sicher Hut,
Verheißt ihm Schutz und frey Geleydt,
Daß ihm zufügt niemands kein Leyd,
Und thät solchs mit des Kayſers Rath,
Damit es ihm nicht brächt in Schad,
Damit nit ferner wurd berührt
Das Römisch Reich, bis wurde verhört,
Im Römischen Reich vor allen Stendt,
Und jedem da sein Recht erkendt.
Solchs hat Ferdinand gelassen zu,
Doch daß Grumbach in Rast und Ruh
Sein Leben führt, und jedermann
Auch rasten ließ, wie er denn than.
Das merket wohl ihr Edelleut,
Die ihr Grumbach umbringet heut.
Ist diß der Lohn und billig Ehr
Für Ritterliche Kriegeswehr?
Denkt doch ihr Fürsten alle gut,
Daurt euch nicht das Sächsisch Blutt?
Johann Friedrich der dapfer Heldt

Sein Leben alſo frömmlich ſtelt
Umb Gottes Wort in große Gefahr,
Der Chur darum beraubet war,
Sein Söhnen ließ ein kleines Landt:
Denkt iſt es nit ein große Schandt,
Wenn ihr die nun bekriegen woltt,
Die ihr billich erretten ſoltt!
Fürwar der Grafe von Serein
Für Gott wird ewer Kläger ſeyn,
Den ihr den Türken jämmerlich
Habt morden laſſen all zugleich,
Und habt ihm keine Hülff gethan,
Habt dennoch das Volk ſchätzen lahn,
Den Türken wollen freßen gar,
Ihm ziehen ab ſein Haut und Haar,
Die Kriegsleut auch bezahlt nit all,
Dadurch ſie kommen in Unfall,
Waßer getrunken für den Wein,
Daß ihrer viel geſtorben ſeyn.
Was denkt ihr doch, ihr Fürſten gutt,
Bekriegt ihr nicht ewer eigen Blutt,
Und wendet für des Reiches Acht,
Und ſchendet ewer eigen Macht,
Verlaßt das arme Niederlandt,
Damit der Bapſt ſein Spott und Schand
Zu üben hat in ſeinem Sinn,
Bedenkts, was iſt doch ewer Gewinn?
Sein dieß die Türken, die ihr wollt
Erwürgen, durch des Reiches Sold?
Muß darum auch der Zoll am Rhein
Geſteygert und gemehret ſeyn?
Viel meynen, daß des Türken Steur
Soll ſeyn ein newes Fegefeur.
Iſt Grumbach nicht ein alter Mann
Der für Alter kaum gehen kann:
Wenn ihr nun lange führet Krieg,
Was Ehr bringt euch dann ſolcher Sieg?
Er begeret doch nur Raſt und Friedt,
Warzu ſoll denn dieſer elend Streit?
Soll Grumbach ſeine Gütter lahn
Den Pfaffen, und ſelbſt betteln gahn?
Weh euch, ihr falſchen Zungen zwar,
Die ihr jetzt bringet in die Haar

Die blutsverwandten Fürsten gut,
Und stürzet so unschuldig Blutt!
Die armen Bauern müssen dran,
In schanzen sich erschiessen lahn,
Ihr freßt und sauffet bey dem Feur,
Gedenket nit, daß Christus theur
Das Menschlich Blut erlöset hat,
Weh euch, der großen Missethat!
Der Arme seufzt, und spricht Ach, Ach!
Und häuffet über euch Gottes Rach.

O Kayser Maximilian,
Gott zier dein Kayserliche Kron,
Der Bapst stecket voll giftig List,
Des Reiches Fried zuwider ist:
Durch Einigkeit der Fürsten Macht
Zunimbt, solches der Bapst betracht,
Hierauf ist er beflißen gar,
Daß er euch nur bringt in die Haar,
Vermalmet so eur Bein und Mark,
Daß ihr ihm werdet nit zu stark,
Läst sich anbetten, wie ein Gott,
Tritt euch mit Füssen, wie ein Krott.
Viel Kayser hat er abgesetzt,
Die Türken wider sie gehetzt.
Da du empfiengst die güldene Cron,
Hast du das Evangelion
Zu schützen vielen zugesagt.
Denk ob es Gott auch wohl behagt,
Wenn jetzt die Hur von Babylon
Befürdert werd durch deine Cron.
Der Höchste sitzt in seinem Thron,
Und hat vorlängst gezehlet schon
Die Tag und Stund des Scepters dein,
Die Zeit die ist hier kurz und klein.
Grumbach ein treuer Diener war
Dem Carolo, wie offenbar:
Der von Wirtzburg keiner Parthey
In Treuwen ist gestanden bey.
Dein Vater auch erlaubet hat
Johann Friedrich mit reiffen Rath,
Den von Grumbach zu geben Schutz:
Darum hat er mit keinem Trutz

Veracht dein kayſerliche Cron,
Des merk, o Maximilian.
So haſt du auch gelaſſen zu
Johan Friedrichen, daß er in Ruh
Den von Grumbach behalten hat:
Wenn du ſolchs ein Miſſethat
Erkennen wiltt, bin ich zu ſchlecht,
Und kan es preyſen nit für Recht.
Ein Fuchs hie muß begraben ſeyn,
Des fürchten beyde groß und kleyn,
Viel ſorgen, daß Grumbach allein
In dieſem Kriege ſey ein Schein,
O Kayſer Maximilian,
Niemand Gott widerſtreben kan.
Die Augſpurgiſch Confeßion
Geſtellet hat der Melanthon,
Derſelbig hat bekennet frey,
Im Nachtmal heut welche Parthey
Die Wahrheit baß verſtanden hat,
Eh denn er ſeinen Geiſt aufgab.
So man jetzt ſagt die Wahrheit frey
So iſt es eitel Schwermerey.
Jetzt unter der Confeßion
Viel Lugen ſeyn bedecket ſchon.
Das heilig Evangelion
Das iſt die beſt Confeßion.
Kayſer Carolus, der gütig war,
Vom Bapſt ward verführet gar,
Der machet ihm ein groß Ungunſt,
Dieweil er durch des Bapſtes Kunſt
Zertrennet hat der Chriſten Bundt,
Gott und ſeinem Worte widerſtund,
Verhert das Teutſche Land ſogar,
Dem er mit Eyd verbunden war,
Da er ſich ruſtet zu der Wehr,
Und ihm kein Fürſt getrauet mehr.
Erſtlich der Römiſch Böſewicht
Auflöſet alle Eidespflicht,
Ein Fürſt wider den andern ficht,
Groß Jammer da ward zugericht,
Daß in dem ganzen Teutſchen Landt
Geſchah ſchrecklicher Mord und Brandt,
Die Reichſtedt kamen umb groß Geltt,

Die Fürsten fing man in dem Feldt
Durch listige Betriegerey,
Der Landgraff gut kam auch herbey,
Die Festung brach man ab zu hand,
Das Geschütz ward geführet aus dem Land,
Das Interim das falsch Gedicht
Wollt Magdeburg bewilligen nicht,
Der Bapst erfand ein solchen Rath,
Daß Magdeburg die schöne Statt
Von ihren Freunden belagert ward,
Umbringet und geengstet hart.
Was hat Carolus gewonnen dar,
Da er wieder bekrieget war,
Da Magdeburg kam in Vertag,
Sag, wer war der da unten lag?
Da Moritz stolzlich gewinnt die Clauß,
Die gefangenen Fürsten bringt zu hauß,
Da Carolus thet passiren lahn
Die Augspurgisch Confeßion,
Was gab ihm doch der Bapst für Lohn,
Da er lang hett das Best gethan?
Sein eigen Reich bekrieget sehr,
Dadurch geschendt sein eigen Ehr,
Da er unglückhaftig von Metz
Mit Spott abzogen ist zuletz,
Gab ihm der Bapst nicht solchen Rath,
Daß er den Scepter von ihm that,
Hieß ihn ein Kappen ziehen an,
Als hette er ganz Uebel gethan,
Daß er die Fürsten geben frey,
Und nit mit grosser Tyranney
Das Bapstthumb aufgerichtet gar,
Durch tausend Mord und manch Gefahr.
Solchs wollstu, Maximilian,
Bitt ich in Gnaden auch verstahn,
Die all zu Gnaden nehmen an,
Die deiner Kayserlichen Cron
Ein Fußfall thun demüthiglich,
Dein Augen zeigen gnädiglich,
Gedenk, daß Gott der Höchst allein
Dir auch vergibt die Sünde dein.

Churfürst Auguste, denk daran,
Ein Beyspiel dich erinnern kan.

Albertus das Marggräfisch Blutt,
Dazu Moritz dein Bruder gutt,
Zusammen waren gehetzet auch,
Von Buchsen ward ein großer Rauch,
Das Fürstlich und das Adel Blutt,
Noch heut das Erdreich ferben thut.
Wär dir jetzt treuw dein Prädicant,
Spräch er, es wär ein grosse Schand,
Daß du so alt jetzt worden bist,
Und nicht merkest der Pfaffen List.
Denn Grumbachs unverdiente Acht,
Hastu erstlich selber veracht,
Dem Grumbach Dienst gebotten an,
Ihn gehalten für ein frommen Man.
Auch hat Staupitz, der Diener dein,
Grumbach zugeführt zwey Fähnelein
Sehr starker wohlgerüster Knecht,
Da er mit gutem Fug und Recht
Wirtzburg die weitberümbte Stadt
On blutig Schwerd erobert hat.
So sagt dir auch dein Conscienz
Ohn Zweifel ein sehr gut Sentenz,
Daß der alt Churfürst mit seiner That
Noch Chur, noch Ehr verwirket hat.
Die Rede flihet auch mancherley,
Daß Moritz durch Verrätherey
Die Chur bekommen, und mit Fug
Johann Friedrich dieselbig trug.
Hat dir Gott günnet nun die Ehr,
So sollt du prangen nit zu sehr,
Vertilgen nit dein eignes Blutt,
Von dem du hast dein Ehr und Gut.
Es ist doch ja der Vetter dein,
Den du und noch ein Pfaff allein,
Um seine Treuw und milde That
Umbringest mit deim eignen Schadt.
Kein Chronik solches preysen wirdt,
Darzu kein frommer Seelenhirt.
Denk, daß du auch bist Staub und Erd,
Dein Leben hie nicht ewig werdt.
Wiltu gehalten seyn vor keck,
So zihe hin, und gewin Siget,
Welches der Türk genommen ein,

Dardurch wird auch der Name dein
Berühmet ſeyn und weit bekandt,
Im Teutſchen und im Welſchen Landt.
Das Reich zwingt mich, iſt deine Sag.
Du haſt aber eine ſtrenge Klag
Zu Augsburg im vergangnen Jahr
Herfür gebracht, iſt offenbahr.
Der falſchen Urgicht Inſtrument
Haſtu geſandt in Pergament
Dem Kayſer, und noch andern mehr,
Dein Freund hierdurch geſchendet ſehr.
Auch auff eines Menſchen Mund allein
Muß Grumbach überzeugt ſeyn.
Der von Wirtzburg und von Braunſchweig
Mit dir, ſeyn nicht das ganze Reich.
Ein Pfaff die Acht hat impetrirt,
Und wer dieſelbig exequirt,
Der ſchendet ſeine eigen Ehr,
Hofirt den Pfaffen allzuſehr.
Hettſtu Grumbach nit klaget an,
Wer hingelegt der alte Span,
Auch ausgeſühnet wer die Acht,
Die jetzund böſen Handel macht.

Wilhelme, denk an Bruder dein,
Denn wenn der wird verdorben ſeyn,
Was wird doch endlich ſeyn dein Lohn?
Wirſt du nicht haben Spott und Hohn?
Dein Herz wird ſich bekümmern ſehr,
Daß du nit ſolchs betrachtet ehr.
Was hat dein Bruder dir gethan,
Daß du mit Pfaffen ſpanneſt an,
Verderbſt dein eigen Gut und Landt?
Bedenk die Brüderiſche Bandt.

Pfalzgraf am Rhein, die Töchter dein
Jetzunder ſehr betrübet ſeyn.
Zwo Schweſtern, die zween Brüder han,
Ach Gott in großer Trauwer ſtahn.
Der Mutter muß ſolchs ſeyn ein Pein,
Dem Vater auch gewiß nicht kleyn.
Der Teufel hetts auch gern gemacht,
Daß man dich in des Reiches Acht

Gethan hett, ist ihm herzlich leydt
Daß dir geworden gut Bescheydt.
Wie gern wollt er dich fressen gar,
Mit Leib, mit Seel, mit Haut, mit Haar.

Joachime, deine Fürbitt,
Von Brandenburg, hat geholffen nit.
O Brandenburgisch Edelleut,
Ewer Frombheit wird gefordert heut.
Des frommen Casimiri Knecht,
Welcher doch hat gut Fug und Recht,
Der vierzig Jahr sein Diener war,
Wird geengstet von der Pfaffen Schaar.
Marggraff Albrecht, den guten Heldt,
Da Moritz durch ein Kugel gefellt,
Hat Grumbach nit verlassen thun,
Darum wird er gehasset nun.

Churfürst von Maynz, ein alt Geschicht
Wirt geben dir ein guten Bericht.
Als Dieterich auch Bischoff war
Zu Maynz, den Bapst strafft offenbahr,
Daß er nur sucht der Teutschen Geltt,
Wend vor, der Türk der leg im Feldt,
Drumb Maynz die weitberühmbte Statt,
Ein andrer Pfaff anzündet hat,
Und da ihm geöffnet war die Pfort,
Viel Bürger jämmerlich ermordt,
Die andern hat er trieben auß,
Die Statt plündert von Hauß zu Hauß.
Noch ward da nit erkannt die Acht.
Dasselbig, bitt ich, wol betracht.
Churfürst zu Maynz, wollst werden gleich
Den frommen Bischoff Dietereich.

Churfürst von Cöllen, denk daran,
Wie dein Vetter, Bischoff Herman,
Von Pfaffen abgesetzet war,
All seiner Ehr beraubet gar:
Noch ist ihm solchs ein grosse Ehr,
Welche wird sterben nimmermehr.
An dich ist nun mein christlich Bitt,
Dein frommen Vetter schende nit.

Churfürst von Trier, dich hat dahin
Der Todt, welcher dein groß Gewinn,
Dein Seele jetzt bewahret Gott,
Errettet sie aus aller Noth.
Dein Lieb zu der Geometrey,
Dein Landtafel wird melden frey.
Gott geb, daß der Nachfolger dein,
Ein frommer Bischoff müsse seyn.

Landgraf Philip, manchs graues Haar
Hat dir gemacht der Pfaffen Schaar.
Fürwahr wenn du der Pfaffen Rott
Jetzt machen würdest gar zu Spott,
Wird preisen dich nach deinem Todt
Ein jedermann, und loben Gott.
Ein schelmisch Pfaff verkehret einig
Veränderts n und macht ewig.
Wenn solch ehrlose Verrätherey
Soll ungerochen bleiben frey,
Wird sich gewiß an fürstlichen Blutt
Vergreiffen oft der viereckt Hut.

Hertzog von Wirtenberg und Teck,
Für deine Thür ein Riegel steck.
Wenn Gotha wird geschleiffet seyn,
Und Philippus gelassen ein,
So steht in Gefahr der Nachpaur dein,
Ich meyn den Pfaltzgraff an den Rhein.
Solchs laß dir seyn ein treuwen Rath,
Merk zeitlich drauf, und nit zu spat.

Sibylla, die fromb Herzogin
Von Clev, ja war die Schwester dein,
O Prinz von Clev, die hat geporn
Johan Friedrich, der jetzt den Zorn
Der Pfaffen tragen muß allein,
Die Sach laß dir befohlen seyn.
Die Noth ist jetzt vorhanden hart,
Nit einer auf den andern wart.

Euch Reichstätt, bitt ich, thut gemach,
Bedenket vor gar wol die Sach,
Des Geldes habt ihr nit zu viel,
Verschütt es nit zu diesem Spiel.

Ihr von Wirtzburg, denkt wol daran,
Was Spiel ihr habt gefangen an.
Ihr habt gebrochen Brief und Eydt,
Gestifftet Jammer und groß Leydt,
Geistliche Leute wollt ihr seyn,
Darumb folgt auch der Lehre fein
Geistlicher Schrift, und merket wol,
Wie jedermann vergeben soll
Seim Nechsten alle seine Schuld,
Daß ihr behaltet Gottes Huld.
Grumbach ist euwer Lehenman,
Hat ewern Stifft viel Treuw gethan,
Weil er euch treuwlich dienet hat
Mit seiner Ritterlichen That,
Ob er gleich irgends Unrecht than,
So will er sich doch weisen lahn,
Horatio ein Missethat
Vergeben ward ohn allen Schad
Der Rechten, weil er Ritterlich
Wider die Feinde gehalten sich.

O Kayser Maximilian,
Bitt wolleſt die Sach recht verstahn.
Fürwahr die Festung Grimmenstein
Ist deiner Hoheit viel zu kleyn,
Kein Ehr kan bringen dir der Krieg,
Ob gleich in deiner Hand der Sieg.
Wiltu, daß deine guldne Kron
Ein ewig Rhum und Lob soll han,
So rech den Grafen von Serein,
Nit unterdruck die Diener dein,
Die dir mit Leib und auch mit Blutt
Zu dienen geneigt, auch all ihr Gutt
Zu streken han gebotten ahn
Für deine kayserliche Kron.
Verhör gnugsam beyde Parthey,
Laß alle Stände richten frey,
Churfürstliche Bitte nicht veracht,
Von den du hast die hohe Macht.
Johann Friedrich, dein Diener gut,
Zum Rechten sich erbitten thut.
Nichts anders von dem Römschen Hirt
In diesem Krieg gesuchet wirdt,

Denn daß das Sächsisch Blutt geschendt,
Und er mocht waschen seine Händt
Wol in der Niederländer Blutt,
Darnach ihn hefftig durften thut.
Ich bin ein geringes Vögelein,
Mein Gesang ist kurz, mein Zeit ist klein,
Nembt diese Melodey vor gut,
Der liebe Gott euch all behut.

Die drey Abschriften, aus welchen ich dieses mittheile, sind völlig übereinstimmend; ausser den zufälligen Verschiedenheiten der Orthographie, indem jeder Kopist der seinigen gefolgt, und einigen andern Kleinigkeiten, die den Bau des Verses betreffen. In diesen habe ich mich bald an die eine, bald an die andere gehalten; weil auf genauere Uebereinstimmung hier nichts ankömmt.

Hinter der einen Abschrift folgen noch etwa ein Hundert gereimte Zeilen, mit der Ueberschrift: Wie es mit Gotha ergangen ist. Aber sie enthalten nichts, was nicht schon bekannt wäre: und sind von dem Verfasser der Nachtigall gewiß nicht.

Hinter der andern Abschrift stehet noch ein Verzeichniß des Vorraths, welcher auf dem Schlosse Grimmenstein bey der Einnahme gefunden worden; desgleichen ein Lied, von D. Joh. Major. Jenes ist noch viel unglaublicher, als das ähnliche, welches beym Rudolphi vorkömmt: und man kann leicht ermessen, was man mit diesem vorgeblichen ungeheuren Vorrathe hat sagen wollen. Das Lied von D. Major ist überschrieben, In D. Pol. Leyserum, und fängt an:

O Nachtigall, du und dein Gesang
Seit über die Vögel alle:
Gott hat dir geben ein hellen Klang,
Zu loben ihn mit Schalle u. s. w.

Allein man würde sich sehr irren, wenn man diese Nachtigall für die unsrige halten wollte. Es ist eine ganz andere; und der Abschreiber hätte sie nicht mit in dieses Gebauer sperren sollen. Die Händel, die Johann Major mit Polyc. Leysern zu Wittenberg hatte, sind bekannt; und dahin gehöret dieses Lied. Major verstehet unter seiner Nachtigall vielleicht den Melanchthon; wie dieses der Abschreiber durch die am Rande beygefügte Buchstaben f. φ. μ. anzeigen wollen: vielleicht aber auch einen andern von Melanchthons Geist und Denkungsart, weil

Melanchthon selbst längst todt war; vielleicht auch gar sich selbst. Diese Nachtigall preiset er, in Entgegensetzung eines leidigen Guckucks,

Der leydige Guckug fleugt umher
Und guckt in alle Winkel,

womit er den umherreisenden D. Jacob Andreä ansticht; und in Entgegensetzung eines Finken,

Fürwahr der Fink ist Geyers Art,
Fromb Vöglein wil er fressen,

womit er seinen eignen Widersacher und Verfolger, benannten Leyser, meynet. Diesem Finken prophezeyet er, daß er doch noch endlich werde im Hanff behangen bleiben, und schließt:

Und der, der dieses Liedlein sang,
Der hat ir mehr gesungen,
Er ist ein Schwan, du hörsts am Klang,
Du hettst in gern verdrungen.
Noch leit er nicht, er lebt und singt,
Er will sein Feder spitzen,
Für Freund[1] in im sein Herz auffspringt,
An dir sich zu ernützen.
Er will dir schreiben an dein Grab,
Welchs dann seyn wird ein Dohne:
Hie zappelt der vermessne Schwab,
Und hat ein Strick zu Lohne,
Für sein Blutdurst, Betrug und Tandt,
Er hat darnach gerungen,
Die Nachtigall hat noch iren Standt,
Sie bleibt wohl unverdrungen.

Das ganze Lied ist nicht schlecht, und kann zu der Zeit gefallen haben, als man die Personen vor sich hatte, auf die es anspielte. Es muß gegen 1586 gemacht seyn.

Zwanzig Jahre vorher, würde Major unsrer Nachtigall ein ganz anderes Lied gesungen haben. Denn damals zog er mit seiner lateinischen Poesie gegen Grumbachen sehr bitter zu Felde; ohne Zweifel, sich bey dem Churfürsten Augustus damit einzuschmeicheln, der eben im Begriff war, mit andern Waffen gegen ihn loszubrechen.

[1] [wohl nur verdruckt für] Freud

Ich habe dieſes zuerſt aus einem ungedruckten lateiniſchen Gedichte gelernet, welches ſich unter den Manuſcripten unſerer Bibliothek befindet, und den Titel führet: Spongia ad tollendas virulentas criminationes, quibus deformare conatur nomen et famam magnanimi Herois *Wilhelmi a Grumbach*, *Johannes Major*, Poeta maledicus; Incerti cujusdam. Ich will nicht ſagen, daß dieſer Schwamm alle Flecken von Grumbachs gutem Namen abwiſcht: aber doch gewiß manche; wenn es ſchon nur diejenigen wären, welche ſich auch ohne Schwamm abblaſen laſſen.

Ich füge noch Eines hinzu. Ich darf kühnlich ſagen, daß faſt alle Geſchichtſchreiber, in Erzählung der Grumbachſchen Händel, dem Hubertus Languetus blindlings folgen. Aber Hubertus Languetus war ein vertrauter Diener des Churfürſten Auguſtus; welcher leider in dieſer Sache, Parthey und Richter ſpielte. Noch mehr: ich weiß, daß die Urſache, warum Auguſtus den Languetus an den König von Frankreich abſchickte, vornehmlich Grumbach war. Die Inſtruction, welche der Churfürſt ſeinem Geſandten ertheilte, iſt abſchriftlich in unſrer Bibliothek; und würde kein unebener Zuſatz zu den Epistolis secretis Huberti Langueti ſeyn, die Ludewig herausgegeben. Denn die erſten dieſer geheimen Briefe, ſind von dieſer nehmlichen Geſandſchaft vom Languetus an ſeinen Herrn erlaſſen.

V.

Paulus Silentiarius
auf die Pythiſchen Bäder.

Ich ward durch einen Freund veranlaſſet, einen griechiſchen Codex von Vorübungen und Reden des Libanius, in die Hand zu nehmen. Er gehöret unter die Gudiſchen Manuſcripte, und ſtehet in dem gedruckten Verzeichniſſe derſelben, welches der übrigen Bibliothek dieſes Gelehrten beygefüget worden (*), auf der 538ten Seite, Nummer 59. Er heißt allda Codex membranaceus, perantiquus, opti-

(*) Bibliotheca *Marq. Gudii*, Kilonii 1706.

maeque notae. Allein er ist weder membranaceus noch perantiquus; ob schon das dritte ihm beygelegte Prädicat dem ohngeachtet wahr ist, wie es sich hoffentlich einmal anderswo zeigen wird.

Nach gedachtem gedruckten Verzeichnisse sowohl, als nach unserm geschriebenen, soll dieser Codex weiter nichts als Vorübungen und Reden des Libanius enthalten. Bey dem Umblättern ward ich aber gewahr, daß er noch verschiedene andere Dinge enthält, unter welchen mir die Gemälde des Philostratus, Stellen aus dem Antoninus und eine ziemliche Anzahl Epigramme, sofort in die Augen fielen, die alle von der nehmlichen Hand, welche den Libanius geschrieben hat, zum Theil ohne alle Aufschrift, beygefüget worden.

Dieser letztern, der Epigrammen, erinnerte ich mich wieder, als mir vor einiger Zeit die Nachricht ward, daß ein Gelehrter zu Strasburg eine neue Ausgabe der Anthologie besorge; und ich glaubte, eine müßige Stunde nicht besser anwenden zu können, als wenn ich nachsähe, ob ich etwas darunter fände, welches bey dieser Gelegenheit mitgetheilet zu werden verdiene.

Itzt will ich anfangen, von meinen Bemerkungen Rechenschaft zu geben. Denn ich glaube doch, daß meine Neugierde nicht so ganz vergebens gewesen. Aber ich fange von etwas an, welches zur Anthologie gewissermassen gehöret, und auch nicht gehöret. —

Mitten unter den Epigrammen nehmlich, die ich bis dahin noch alle in der Anthologie des Planudes gefunden hatte, aus welcher sie, nicht ohne Ordnung und Wahl, sondern gänzlich nach der Folge der Bücher und Kapitel, ich dürfte wohl sagen, mit Geschmack ausgezogen sind; — mitten unter ihnen, stieß ich auf eines von den Stücken, welche sich nicht in den sieben Büchern, in welche Planudes seine Sammlung getheilet, sondern in dem Anhange derselben finden, mit welchem Aldus Manutius die Anthologie zu vermehren angefangen. Nehmlich auf *ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμὰ, ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.*

Nun ist nicht unbekannt, daß dieses Gedicht des Paulus Silentiarius auf die Pythischen Bäder, ganz sonderbare Schicksale gehabt hat. Dieses, sage ich, ist nicht unbekannt; die Sache überhaupt genommen. In seinem völligen Zusammenhange aber dürften es auch wohl Gelehrte nicht wissen, die mit der griechischen Litteratur sonst

noch so bekannt sind; indem es sehr schwer ist, alle dazu erforderliche Hülfsmittel bey der Hand zu haben. Und nur weil ich glaube, daß ich gegenwärtig deren mehrere vor mir habe, als vielleicht noch jemand gehabt, halte ich es der Mühe werth, eine umständliche Nachricht davon zu ertheilen.

Aldus, wie gesagt, war es, der hinter eine von seinen Ausgaben der Anthologie, das Gedicht des Paulus Silentiarius zuerst drucken ließ. In welcher derselben zuerst, kann ich mit Gewißheit nicht angeben. Clericus sagt, in der von 1519:(*) allein von dieſem Jahre giebt es keine. Ich würde geneigt seyn zu glauben, daß es nicht eher, als in der von 1521 geschehen sey; weil auf dem Titel derselben ausdrücklich gemeldet wird, daß dieses Griechische Florilegium nun erst castigatius, multisque adauctum adjectis epigrammatibus erscheine. Doch ein anderweitiger Umstand (und zwar dieser, daß 1519 das Gedicht des Paulus dem Aldus bereits anderswo nachgedruckt worden) beweiset, daß es sich wenigstens schon in seiner Ausgabe der Anthologie von 1517 müsse befunden haben; wo es nicht gar bereits in der ersten von 1503 erschienen war. Dem sey indeß, wie ihm wolle: die Hauptsache kömmt auf die Art und Weise an, wie es Aldus zuerst drucken lassen; und diese ist zuverlässig so gewesen, wie ich sie in der Ausgabe von 1521 vor mir sehe. Da nehmlich die Zeilen desselben das Anakreontische Sylbenmaaß haben, und folglich nur sehr kurz sind: so ließ er es, zu Ersparung des Raumes, in gespaltenen Columnen, zwey Zeilen neben einander, abdrucken; und zwar solchergestalt, daß in der ersten Spalte alle ungerade, in der andern Spalte hingegen alle gerade Zeilen zu stehen kamen, und man daher nicht Spalte nach Spalte, sondern beyde Spalten queer durch, in jeder eine Zeile um die andere, lesen sollte und mußte.

So natürlich nun dieses war, besonders da keine Linie die Spalten trennte; so ganz wenig Griechisch man auch nur wissen durfte, um sich in der Ordnung nicht zu irren: so allgemein war dennoch der Anstoß, den man in allen andern Druckereyen, welche die Anthologie nach dem Aldus lieferten, daran nahm. Die Erben des Philipp Junta waren die ersten, die in ihrer Ausgabe von 1519, den lächerlichsten Fehler begingen, der nur immer daraus entstehen konnte.

(*) Biblioth. choisie, Tom. VII. p. 207.

Denn da sie sich einbildeten, daß man eine ganze Spalte nach der andern lesen müsse, und wirklich lasen; dabey aber nicht genau eben so viele Zeilen auf eine Seite brachten, als bey dem Aldus waren: so kann man sich leicht vorstellen, welcher vortreffliche Wirrwarr in dem Ganzen daraus entstehen mußte. Ohngefehr eben derselbe entstand, als hierauf Badius, in seiner Anthologie von 1531, in dem nehmlichen Wahne, das Gedicht auf ungespaltenen Seiten, es sey nun nach einer Aldinischen, oder der Juntaschen Ausgabe, abdrucken ließ. Ja endlich ging es in der Druckerey des Henricus Stephanus selbst nicht besser, dessen Ausgabe der Anthologie von 1566 in diesem Punkte zu keinem geringern Schandflecke versehen war.

Daß er gleichwohl, dieser Schandfleck, an allen den drey gedachten Ausgaben, eine geraume Zeit ungerüget blieb, kam wohl vornehmlich daher, daß das Gedicht selbst, als die Geburt eines spätern Griechen, von den Gelehrten wenig gelesen ward, und die es noch etwa lasen, ohne Zweifel am liebsten eine Aldinische Ausgabe zur Hand nahmen, deren vierte 1551 erschienen war. Dieses muß wenigstens der Fall des Claudius Ancantherus gewesen seyn, welcher 1586 zu Venedig Pauli Silentiarii Hemiambia dimetra catalectica, in Thermas Pythias, latine facta Epico carmine, drucken ließ. Denn ob er schon den Griechischen Text nicht beygefüget: so erhellet doch aus seiner Uebersetzung, daß er den richtigen, welches damals noch der einzige Aldinische war, vor sich gehabt, indem er es wohl hätte sollen bleiben lassen, in einem von den versetzten überall den wahren Zusammenhang zu finden. Ja diese versetzten Texte müssen ihm gänzlich unbekannt gewesen seyn, weil er ihrer weder in der Vorrede noch in den Anmerkungen, die er seiner Uebersetzung beygefügt, gedenket, welches er wohl sonst schwerlich zu Anpreisung seiner Arbeit dürfte unterlassen haben.

Nur erst 1591 bezeigte Bonaventura Vulcanius, daß er auf das Uebel, wenigstens bey dem Stephanus, gestossen; und half ihm ab. Er ließ nehmlich das ganze Gedicht, nachdem er es in Ordnung gebracht, aufs neue drucken, und eignete es dem Stephanus selbst zu, der ihn eben mit seiner Musa Principum monitrice beschenkt hatte. Mitto tibi *ἀντίδωρον*, schrieb er seinem Freunde, Pauli Silentiarii carmen, quod in Anthologia Epigrammatum Graecorum

pessime ab aliquo typographiae tuae *ἐκισκόπῳ* habitum, (neque enim adeo crassum *ἁμάρτημα* in religiosam tuam diligentiam cadere potest) a me restitutum, et brevibus aliquot notis Emanuelis, nisi fallor, Chrysolorae illustratum, tuo nomini inscripsi. Aus dieſen Worten erhellet zweyerley. Vors erſte, daß Vulcanius nicht gewußt, daß auch noch andere Ausgaben in gleicher Verdammniß ſich befinden. Zweytens, daß er auch wohl kaum die Quelle des Uebels gekannt; weil er ſonſt ſich allein die wiederhergeſtellte Ordnung ſchwerlich dürfte zugeſchrieben haben.

Einige Jahre darauf, trat Fr. Morell in die Fußtapfen des Vulcanius. Ob wiſſentlich, oder nur zufälliger Weiſe, kann ich nicht ſagen; weil ich ſeine Arbeit bloß aus dem Mättaire und Fabricius kenne. *Fredericus Morellus,* ſagt der letztere, ordini genuino restitutum poëma edidit separatim, eodemque carminis genere reddidit, Paris. 1598. 8. folio, ut solet, fugitivo(*). Die Bibliothek hat verſchiedene von ſolchen flüchtigen Blättern des Morell: aber dieſes gerade nicht.

Und nun, wird man ſagen, war denn auch wohl der Nachläßigkeit unwiſſender Correctoren genugſam abgeholfen, und allen weitern Irrungen ſattſam vorgebauet. So ſollte man freylich denken. Doch wie manches arbeiteten die Gelehrten damals ſchlechterdings vergebens, als ihnen noch eine Gemächlichkeit abging, deren Wohlthat itziger Zeit, wegen einiger zufälligen ſchlimmen Folgen, von vielen ſchon wieder verkannt wird.

Denn als die Wechelſchen Erben 1600 ihre Ausgabe der Anthologie, die brauchbarſte unſtreitig, die wir noch bis itzt haben, veranſtalten lieſſen, ſo war es für den Gelehrten, der ſie beſorgte, gerade als ob niemals ein Vulcanius und Morellus in der Welt geweſen wären; wenigſtens, als ob ſie nie in dem Felde gearbeitet hätten, das er ſich neu anzubauen gebrauchen ließ. Er gab das Gedicht des Paulus Silentiarius vollkommen in der Unordnung wieder abzudrucken, wie er es bey dem Stephanus gefunden hatte; ohne ſich im geringſten zu bekümmern, ob es einen Verſtand gäbe, oder nicht. — Doch, um was bekümmert ſich ein Herausgeber,

(*) Bibl. Gr. Libr. III. c. 28. p. 723.[1]

[1] p. 327. [1773]

der dem Buchhändler ſeine Dienſte vermiethet, ohne ſich zu nennen? Weit befremdender iſt das, was nun folgt.

Nach funfzig Jahren ohngefehr, war das, was Vulcanius und Morellus für das Gedicht des Paulus Silentiarius gethan hatten, ſo völlig vergeſſen; war was Morellus ins beſondere dafür gethan hatte, ſelbſt in Frankreich ſo völlig vergeſſen: daß zwey der größten franzöſiſchen Gelehrten das nehmliche Gedicht noch für ein wahres Räthſel anſahen, deſſen Auflöſung der eine nur eben zu errathen wagte. Bochart und Huet waren dieſe Männer; deren letzter die Sache ſo gar für werth hielt, ſie, als keine von den geringſten ſeiner litterariſchen Thaten, der eignen Lebensbeſchreibung einzuverleiben.

Ich muß die ganze Stelle aus ſeinem Commentario de rebus ad se pertinentibus anführen.(*) Per illud tempus, das iſt, gegen 1654, schedulam misit ad me Bochartus, qua rogabat, si mihi esset ad manum Anthologiae exemplar aliquod, in quo reperiretur carmen Pauli Silentiarii de Thermis Pythicis, id ad se mitterem, deque illo carmine quid sentirem, ac praesertim quid esse putarem *Περσικὴν πιττάκην*, cujus illic fit mentio: se quidem pro *πιττάκη*, quae vox ignorabilis esset, legendum censere *πακτικὴ*. Mihi certe visa est primo conspectu maxima inesse carmini huic rerum omnium perturbatio; neque ullum inde excipi posse sensum speravi. Nec aliter censuit Bochartus; cui tamen re attentius deinde explorata significavi deprehendisse me, exceptos fuisse carminis hujus versiculos ex veteri codice, in quo propter brevitatem ita essent descripti, ut in singulis pagellis binas constituerent columnas; sed eo ordine, ut inter legendum primo prioris columnae versui primus alterius columnae versus esset subnectendus; secundo prioris secundus alterius; et sic porro in consequentibus; at aliter factum ab incauto et imperito Librario, qui nulla habita sensuum ratione, totam priorem descripsit columnam, et totam deinde alteram, atque idem peccatum esse in sequentibus pagellis; unde enata esset ista versuum et sensuum confusio, quae facile sanari posset, si restituto legitimo ordine suas sedes singula repeterent: in vocabulo autem *πιττάκη* nihil mutandum; nomen quippe id esse regionis Psittacenes, quae et

(*) Libr. III. p. 144.

Pittace, et Sittace, et Psittace dicebatur. Eben dieses, wenn ich nicht irre, oder doch ungefehr eben dieses, wiederhohlte Huetius in seinen Anmerkungen über die Anthologie, die ich gegenwärtig nicht nachsehen kann. Und was soll man dazu sagen? Ich komme auf meine obige Anmerkung zurück: wären zu der Zeit des Vulcanius und Morellus schon gelehrte Anzeigen und Tagebücher im Gebrauche gewesen, so wären ihre Sachen, so klein sie waren, ohnstreitig bekannter geworden, und länger bekannt geblieben. So aber wurden sie gedruckt, und kamen aus den Läden, um in den Bibliotheken vergraben zu werden; und niemand konnte sie anders, als durch den eignen Gebrauch, kennen lernen. Dergleichen kann itziger Zeit schwerlich mehr auch dem mittelmäßigsten Gelehrten begegnen, was hier einem Bochart und Huet begegnete.

Ja eben dieses muß vorher auch dem Grotius begegnet seyn. Auch Grotius muß sich in das verschobene Gedicht nicht zu finden gewußt haben; auch ihm muß die Arbeit des Vulcanius und Morellus nie zu Gesichte gekommen seyn: denn er hatte in seinem Exemplare der Anthologie das mißgehandelte Gedicht nicht allein unübersetzt gelassen; sondern gar, es gänzlich durchstrichen.

Dieses lerne ich vom Clericus, der 1705 vorhatte, die Anthologie mit der Uebersetzung des Grotius drucken zu lassen, und eben so wenig das Verdienst des Vulcanius und Morellus um das Gedicht des Paulus Silentiarius kannte. Denn er war gänzlich der Meynung, daß man die Entdeckung von Versetzung desselben in des Stephanus und andern Ausgaben, lediglich dem Huetius zu verdanken habe(*).

Daß dieses nicht sey, hat nun freylich schon Fabricius angemerkt, dessen unbegreiflichem Fleisse weder die zwey ältern eigentlichen Wiederhersteller(**), noch die noch ältere Metaphrasis, wie er sie blos nennet(***), entgangen waren. Sie waren ihm nicht entgangen, sage ich, nach ihren Titeln nicht: ob sie ihm aber selbst vorgekommen, daran muß ich mit Grunde zweifeln. Doch nehme ich den Morellus aus; von dem ich nicht urtheilen kann, weil ich ihn selbst nicht ge-

(*) Bibl. chois. T. VII. p. 209.

(**) Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 723.[1]

(***) Ibid. Lib. V. cap. 5. seu Vol. VI. p. 280.

[1] p. 699. [1773]

sehen. Von den andern beiden sind seine Nachrichten nicht so genau, als er sie sonst wohl zu ertheilen pflegt, so oft er mit seinen eigenen Augen sehen können.

Von dem einen sagt er nehmlich: de Pauli Carmine *in Thermas Pythias* iam addere liceat, quod idem prodiit Venetiis cum Metaphrasi latina *Claudii Acantheri* a. 1586. Der Mann heißt nicht Acantherus, sondern Ancantherus: ein sonst überall sehr unbekannter Mann, von dem ich weiter nichts zu sagen weiß, als daß er zu Padua gelebt, ein Medicus gewesen, und mit unserm Paulus Melissus gute Freundschaft gehalten; wie ich aus einigen von den Gedichten sehe, die er seinem Werke beygefügt. Auch dürfte man aus dem blossen Worte Metaphrasis nicht so leicht abnehmen, daß es eine poetische Uebersetzung in Hexametern ist; so getreu und wörtlich, als eine dergleichen Uebersetzung ohngefehr seyn kann. Sie bestehet indeß doch nur aus 170 Zeilen, da das Original deren 190 hat, die aber freylich weit kürzer sind. Endlich sollte man aus den Worten des Fabricius schliessen, daß Ancantherus auch den Griechischen Text mit abdrucken lassen. Doch dieses ist nicht geschehen: wohl aber hat er nicht ganz unnütze Anmerkungen, die mehrentheils die Sachen, und nur einigemal die Worte betreffen, hinzugethan; und dann, ausser schon erwähnten Gedichten, noch eine Dissertation de Thermis.

Von dem andern, dem Vulcanius, sagt Fabricius gleichfalls nicht ganz richtig: Silentiarii Poemation nitori suo restitutum Graece subjecit Gregorii Cyprii encomio maris Lugd. Bat. 1591. 8. Es ist zwar wahr, daß beide diese Stücke hinter einander stehen: aber das erste ist kein Anhang von dem zweyten; sondern beide sind Anhänge von einem dritten, nehmlich von dem Aristoteles de Mundo, wie ihn Vulcanius im gedachten Jahre in der Plantinschen Officin drucken lassen.

Wenn nun aus diesem allen mehr als zur Gnüge erhellet, daß die Hülfsmittel, deren ein neuer Herausgeber der Anthologie zu dem Gedichte des Paulus Silentiarius bedürfte, sehr selten und sehr zerstreuet sind; in unserer Bibliothek aber, wie gesagt, mehrere vielleicht davon vorräthig, als sonst irgendwo: so sollte ich meynen, daß es schon daher nicht überflüßig seyn dürfte, wenn ich mit Zuziehung

derselben, aus dem Eingangs gedachten Manuscripte, das ganze Gedicht hier wieder abdrucken liesse; mit Anhängung der noch nie gedruckten Scholien, die sich dabey befinden, von was für einem Werthe diese nun auch immer seyn mögen.

Ich habe aber noch eine andere Ursache hierzu, welche unsere Bibliothek, oder die Gudischen Manuscripte, die man gegenwärtig in unserer Bibliothek sucht, besonders angehet. Nehmlich diese, daß Fabricius an dem obgedachten Orte, wo er den Ancantherus nachhohlet, auch noch diesen Zusatz macht: quod in Codice MS. Mediceo scamn. LV. num. 7. *cujus apographum fuit inter libros Gudianos,* inscriptio carminis auctorem innuit non Paulum qui imperante Iustiniano vixit, sed alterum longe juniorem Paulum Silentiarium clarum temporibus Constantini Porphyrogeniti. Ich will von dieser Meynung, den Verfasser betreffend, am Ende reden; und hier nur so viel anzeigen, daß sich besagte Abschrift unter unsern Gudischen Manuscripten nicht findet, auch nicht einmal in dem gedruckten Verzeichnisse derselben aufgeführet ist. Ein Abgang, der einem Gelehrten in Deutschland, welcher auf die Nachweisung des Fabricius gerechnet hätte, nicht angenehm zu vernehmen seyn dürfte! Und diesen allenfalls deßwegen schadlos zu halten, sey es mir um so viel mehr erlaubt, meinem Einfalle zu folgen.

Ich denke auch, daß es so ziemlich eine volle Schadloshaltung seyn soll. Denn allem Ansehen nach, ist unser Manuscript wenigstens eben so gut, als das zu Florenz, von welchem die Abschrift des Gudius genommen war, und welches wir nun aus dem Bandinius näher kennen, in dessen Catalogo Codicum Graecorum Bibliothecae Laurentianae, Tom. II. p. 256. es noch unter eben der vom Fabricius bemerkten Nummer vorkömmt. Es heißt daselbst Codex Graecus chartaceus MS. in 4. min. Saec. XV. charactere ut plurimum minuto et evanido. Hiergegen nun unser Manuscript gehalten, so ist es von dem nehmlichen Formate, aber von durchaus gleicher, nicht allzu kleiner, leserlichen Schrift. Auch ist es zuverlässig älter; denn es ist aus dem vierzehnten Jahrhunderte, wie solches nicht allein der Augenschein glauben läßt, sondern auch die Jahrzahl 1364 bezeugt, die eine neuere Hand auf den Schnitt geschrieben, und die sich irgendwo in dem Codex selbst finden muß, wo ich sie aber noch nicht

entdecken können. Etwas besonders ist hierbey noch dieses, daß in dem Florentinischen Manuscripte sich unser Gedicht gleichfalls, nicht allein unter Epigrammen aus der Anthologie des Planudes, sondern auch in Gesellschaft eben derselben Stellen des Antoninus findet, in deren ich es hier erblicke. Verschiedne von diesen Stellen hält Bandinius noch für unedirt, wenigstens hat er sie in seiner Ausgabe des Antoninus nicht gefunden. Ich verspare die genauere Anzeige hiervon, auf einandermal; und merke von unserm Gedichte nur noch weiter an, daß auch die Scholien desselben, welche das Florentinische Manuscript hat, aus dem Anfange zu urtheilen, den Bandinius davon anführt, die nehmlichen sind, welche in unserm vorkommen. Sie sind, ein Paar Stellen ausgenommen, von ganz und gar keinem Belange. Da sie indeß auch noch in zwey bis drey andern Florentinischen Handschriften anzutreffen (*), woraus man auf ihre Wichtigkeit schliessen könnte, so würde man mir es vielleicht verdenken, wenn ich sie vernachlässigen wollte. Dergleichen Dinge muß man manchmal mit drucken lassen, um zu zeigen, daß sie ohne Schaden hätten ungedruckt bleiben können.

Es folgen nun also, erst das Gedicht, hierauf die Scholien, und dann einige Anmerkungen, die sich größtentheils auf die angenommenen Lesarten des Textes beziehen werden.

ΠΑΥΛΟΥ ΣΙΛΕΝΤΙΑΡΙΟΥ
εἰς τὰ ἐν πυθίοις
θερμὰ

ἡμιάμβια δίμετρα καταληκτικά.

ΒΟΥΛΕΙ μαθεῖν, ἄνθρωπε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα,
Πῶς καὶ πόθεν νοσοῦσι
Φανὲν πρόκειται πᾶσιν
Ἀνάργυρον δώρημα,
Καὶ προσφιλὲς γάννυσμα;
Ἔγωγε τοῦτο δείξω,
Ἐγὼ φέρων διδάξω,
Ὅσον σοφοὶ νοοῦσιν,
Ὅσον φύσις παιδεύει,

(*) Welche Bandinius T. II. p. 390. p. 464. und T. III. p. 110. anführt.

Καὶ πεῖρα συνδικάζει.
Πρόσχες · φράσων γὰρ ἥκω.
Ἔνερθε γῆς σήραγγας
Εἶναι ξενὰς νοοῦσιν,
Ὕδωρ ἐκεῖθεν ἔνθεν
Ἀντιτρέχον πιλεῖσθαι,
Πιλούμενον δὲ, θέρμην
Οὐ τὴν τυχοῦσαν πάσχειν.
Ἄλλοι λέγουσι τοῦτο ·
Μέταλλά που θειώδη
Γῆς ἐν μυχοῖς ὑπάρχειν.
Τὸ γειτονοῦν οὖν νᾶμα,
Θέρμης τυχὸν βιαίας
Κάτω μένειν οὐκ ἴσχον,
Ἄνω τρέχει τῷ πλήθει.
Ποῖον δέχῃ; τὸ πρῶτον;
Ἀλλ' οὐ δέδεγμαι τοῦτο.
Τῷ δευτέρῳ σύμφημι.
Ὀδμὴ γὰρ ἔσιν, οἶδας,
Μυδῶσα, δυσπνοοῦσα,
Τρανόν τε μαρτυροῦσα.
Οὕτως προῆλθε πᾶσι
Τὸ θερμόβλυσον ῥεῖθρον,
Ἱπποκράτης ἄψυχος,
Τέχνης ἄνευ Γαληνὸς.
Πίσις δὲ τούτου, νῆσος
Τὸ πῦρ ἄνω φυσῶσα,
Πολλῷ βρέμον σὺν ἤχῳ,
Πολλῇ τε σὺν κινήσει.
Οἶδεν φέρειν τοιαῦτα
Τιτανία Μηδίας,
Καὶ περσικὴ Πιττάκη
Καὶ Λυδία, πλουτοῦσα
Μεταλλόχρυσον γαῖαν.
Ἡρακλέων ςηλῶν δὲ
Πόῤῥω, πέφυκε πλεῖςα.
Ἐν δ' αὖγε Πιθηκούσαις
Καὶ Λιπάρᾳ τῇ νήσῳ,
Ἀφεγγὲς ἐςὶν ἄσθμα,
Ὃ νυκτί περ παμφαῖνον,
Πέμπει λίθους θειώδεις,
Πολυψόφους, βροντώδεις,
Ὄψει τὸ πᾶν δηλοῦντας.

Ἔξι δὲ μικρὰ ταῦτα
Πρὸς ἄλλα κρείττω μείζω.
Πηγὴ τελεῖ γὰρ λήθην·
Ἄλλη μέθην ποιεῖ δὲ·
Ἄλλη δ' ἔλαιον βλύζει·
Ἄλλη γάλα προτείνει.
Καί που τροχάζει νᾶμα,
Πτηνῶν ἄκος νοσούντων.
Καί που ποθοῦσιν οἶνον,
Μίσητρόν ἐστιν ὕδωρ.
Καί που μέσον θαλάσσης
Πίδαξ ἀναῤῥοιβδεῖται.
Καὶ χασμάτων ἐκπνεῖται
Προλεκτικόν που πνεῦμα.
Ἄσφαλτον ἄλλη γῆ δὲ,
Πῶς ἐξάγει· τί τοῦτο;
Ὦ θαυμάτων τὸ θαῦμα.
Πηγὴ ψόγῳ θολοῦται,
Αἰνουμένη δὲ λάμπει.
Ἄλλοι λέγουσιν ἄλλην
Κρυπτοὺς δόλους ἐλέγχειν.
Ἄλλην καθαρτικὴν δὲ
Χυμῶν μόνων θρυλλοῦσιν.
Ἄλλην δέμας κρατύνειν
Χαῦνον διϊσεροῦσιν.
Ὕδωρ πικρὸν τελεῖ δὲ
Φῶς ἡλίου καυσῶδες,
Ὃ νὺξ γλυκαίνειν οἶδεν
Εἰς ἡδύληπτον ἕλξιν.
Ὅλβος δὲ πηγῆς ἐσὶ,
Φύσιν κάτω τὴν κούφην,
Ὁλκὴν δὲ τὴν βαρεῖαν
Ἄνω φέρων τὴν ἄχνην.
Ἄλλος δὲ ῥοῦς μικρός σοι,
Ὃς σωμάτων τὰς θλάσεις,
Ὀσῶν τε τὰς κατάξεις
Σφίγγει, τρέφει, πιαίνει.
Θέλεις προσοίσω πλείω;
Ἔστιν λέγουσι νᾶμα,
Ὅπερ βαλὼν εἰς ἄγγος,
Εἰ νυξὶν αἰθριάζοις,
Κρυσαλλόπηκτον εὕροις.
Ἔστιν λέγουσιν ἄλλο,

Ἐξ οὗ πιεῖν προκύψας,
Δῦνον βλέπει σε φεῦγον
Γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις.
Ἔσιν δὲ ῥοῦς, ὦ θαῦμα,
Ὃς εἰ δεδέξεταί τι,
Λίθον τελεῖ τὸ πρᾶγμα,
Ἐν ἡμέραις οὐ πλείσαις.
Ἄλλην λέγουσι κρήνην,
Βραχὺ βρύουσαν ὕδωρ,
Ἥτις παρόντος ὄχλου
Πλείω δίδωσι ῥεῖθρα.
Ἄλλην δέ που πιοῦνται,
Ἢ χείματος παρόντος
Ἄνικμός ἐξι πᾶσα,
Προχεῖ θέρους δὲ νᾶμα·
Ἄλλην ἀκούεις πάντως
Ὕδωρ φέρειν νιτρῶδες,
Ὡς ῥυμμάτων μὴ δεῖσθαι
Λελουμένους ἐκεῖθι.
Θερμὰ προχεῖ δὲ λίμνη,
Ὡς μὴ πίνεσθαι ζώοις·
Ὄζει γὰρ ὥς τι πῦον,
Ἢ σῆψις ἄλλης ὕλης.
Ἐκεῖ λέγουσιν εἶναι
Πολλὰς φυτῶν αἰγείρους
Ἠλεκτρον ἐξαγούσας,
Τὸ χρυσόμορφον εἶδος.
Τίκτει δὲ τοῦτο πρῶτον,
Ὡς δάκρυον γλοιῶδες,
Ἔπειτα δὲ πετροῦται.
Ὦ τοῦ ξένου μετάλλου.
Δεῦρο φράσω καὶ τἄλλα.
Φέρει τόπος τις λίμνην
Μικρὰν, λίαν κυκλώδη,
Πρὸς ἣν θέλων λουθῆναι,
Πεπλησμένην εὑρήσεις,
Ἕως δὲ πεντήκοντα
Λελουμένους καθαίρει.
Εἰ δ' αὖ τις αὐτῇ πλείους
Ἄνδρας φέρει λουθῆναι,
Ἔξω τρέχουσα ῥίπτει
Τοὺς ἀκρίτως τρυφῶντας.
Πέτρας καπνὸς δ' ἐξέρπει,

Κρύπτον ἔσω τὸ καῖον,
Ὅπερ σαφῶς ἀνάψεις
Ἔλαιον εἴπερ ζαξεις.
Ἄλλη δέ τις βραχεῖα
Πῦρ ἐξέθαλψε πέτρα.
Εἰς ἣν ἔλαιον ῥαίνων
Πάντως σβέσεις τὸ φαῖνον.
Δέλτοι φέρουσιν ἄλλην,
Ὥρᾳ θέρους βαθείᾳ,
Πῦρ ἐξ ὀπῆς ἀνίσχειν,
Χειμῶνος ὕδωρ ῥεῖν δέ.
Λίθους ἔχει δὲ ῥεῖθρον
Ἅπτοντας αἰεὶ δᾷδας,
Οὓς ῥιπίδι ψυχάζων,
Τὸν φλογμὸν ἐκπραΰνεις.
Εἰ δ' αἷμα ῥαίνων σπείσεις,
Τὸ πῦρ πλέον τυφοῦται.
Ἄλλης ὀπῆς ὠθεῖται
Ὕδωρ τε καὶ πῦρ μίγδην,
Καὶ τὴν φίλεχθρον μίξιν
Τετρακτύος πιζοῦται.
Οὕτω φύσεις ἀπείρους
Ὁ δεσπότης ἁπάντων
Κτίζων, ἄγων, ἰθύνων,
Κιρνῶν, πλέκων, ὡς οἶδε,
Πρὸς θαῦμα καὶ λατρείαν
Φύσεις σαφῶς ἐγείρει.
Τοῦτον κάλει θεόν σου,
Τοῦτον φρεσὶ φαντάζου,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
Εἰ μὴ θέλεις γε πταίειν.
Ἄγνωσόν ἐξι πνεῦμα,
Ἀῤῥητόν ἐξι πρᾶγμα,
Ἄληκτόν ἐξι θαῦμα,
Ἀναρχοφωτόμυζον,
Ἀῤῥητολεπτόπνευζον,
Κόσμους φέρων καὶ βίους,
Ἐν πανσόφῳ χωρίῳ,
Ἐν ἐνδίκῳ προνοίᾳ.
Οὕτως τὰ μὲν κατεῖδον,
Τὰ δ' αὖ βίβλοι βοῶσιν,
Τὰ δ' αὖ ξυνῆξε πεῖρα.
Καὶ πίζις ἐζὶ πάντως

Τὰ ὀῆλα τῶν ἀόήλων,
Τὰ μικρὰ τῶν μεγίζων.
Τούτων σκοπῶν τὸ θαῦμα,
Οἶδα πλέον ποθήσεις,
Τὴν τρισσόφωτον φαῦσιν·
Ποθῶν δὲ, καὶ ζητήσεις·
Ζητῶν δὲ, καὶ θεώσεις
Μετουσίᾳ τὸ κρεῖττον.

ΣΧΟΛΙΑ.

2. Ἄτεχνον τὸ μὴ μετὰ τέχνης καὶ ἐνεργείας τινὸς γινόμενον καθ' ὃ λέγεται ἐνταῦθα· ᾧ ἐναντίον τὸ τεχνητόν. ἄτεχνον καὶ ὃ εἰργάσατο μέν τις, οὐ μὴν ἐντέχνως. ᾧ ἐναντίον τὸ ἔντεχνον. ἄτεχνος καὶ ὁ μὴ εἰδὼς τέχνην, ἢ ὁ εἰδὼς μὲν, οὐ μὴν καλῶς· ᾧ ἐναντίον ὁ τεχνικός. καὶ ἄτεχνος ζωὴ παρὰ τῷ θεολόγῳ Γρηγορίῳ ἡ χωρὶς τεχνῶν συνισαμένη.

12. Τὸ πρόσχες διὰ δύο σσ ὤφειλε γράφεσθαι. ἐπεὶ δὲ κακόφωνον ἐγίνετο οὕτως, ἀποβάλλει τὸ ἓν σ. καὶ τὸ πρόσχημα διὰ ταῦτα ἀποβάλλει τὸ σ, ἀπὸ τῆς προς προθέσεως καὶ τοῦ σχῆμα συντιθέμενον, καὶ ὅσα τοιαῦτα.

13. Ὃ παρὰ τοῖς κοινοῖς κάτωθεν, τοῦτο παρὰ τοῖς ποιηταῖς ἔνερθεν· δηλοῖ γὰρ κίνησιν ἀπὸ τῶν κάτω· ὡς ἐν τῷ, ὁ δ' ἀντιγέγωνεν ἔνερθεν, ἤγουν κάτω· ἐνταῦθα δὲ ἀντὶ τοῦ κάτω κεῖται καὶ ὑπὸ τὴν ἐπιφάνειαν.

49. Ἄσθμα ἡ ἀναπνοὴ· ἀὴρ οὗτος ὃν ἀναπνέομεν. ἄνεμος ἀήτης ποιητικῶς· καὶ αὖρα, ἀὴρ κινηθείς. διαφέρουσι δὲ ἀλλήλων, τῷ τὴν μὲν αὖραν ἐπὶ τῶν ἐξ ὑγροῦ ἐκπνοῶν τάττεσθαι· τὸν δὲ ἄνεμον, ἐπὶ τῶν ἐν ἀέρι πνευμάτων· τὰ πνεύματα δὲ καὶ τοὺς ἀήτας ἐπὶ παντὸς ἀέρος κινηθέντος.

50. Νυκτὶ παμφαῖνον, ἤγουν κατὰ τὴν νύκτα· παμφαῖνον δὲ, ἤγουν λάμπον. Τὸ παν δὲ ἐν αὐτῷ ἐπίτασιν δηλοῖ τῆς λαμπρότητος.

63. Μίσητρον τὸ μῖσος ἐμποιοῦν· φίλτρον δὲ τὸ φιλίαν ἐμποιοῦν. κατὰ ταῦτα λέγεται καὶ θέλγητρον τὸ ἐμποιοῦν τέρψιν· καὶ φόβητρον τὸ ἐμποιοῦν φόβον καὶ ἕτερα.

76. Χυμοὶ τὰ ἐν τοῖς ζώοις ςοιχεῖα· ἤγουν τὸ αἷμα, τὸ φλέγμα καὶ τὰ λοιπά· ἀφ' οὗ εὔχυμος τροφὴ ἡ εἰς καθαροὺς χυμοὺς μεταβαλλομένη, καὶ κακόχυμος τὸ ἐναντίον· καὶ χύσις, ἀφ' οὗ ἔκχυσις, σύγχυσις, πρόχυσις, καὶ ὑπέρχυσις, ψιλά. Χοῖρος δὲ καὶ χοιρίδιον, καὶ χοιὰκ ὁ δεκέμβριος παρ' αἰγυπτίοις, καὶ χοιράδες πέτραι περὶ τὸν ἑλλήσποντον, ἃς ἐμυθεύοντο συνερχεσθαι ἀλλήλαις καὶ εἴργειν τὰς ναῦς εἰσιέναι εἰς τὸν εὔξεινον πόντον, δίφθογγα.

76. Θρυλλοῦσιν ἀντὶ τοῦ ᾄδουσιν, ἤγουν φημίζουσι· τὸ γὰρ ᾄδειν ἐνίοτε μὲν τὸ ψάλλειν δηλοῖ· ἐνίοτε δὲ τὸ φημίζειν· οὐδέποτε δὲ τὸ ἁπλῶς λέγειν.

81. 125. Γλυκὺς καὶ ὅσα ἀπ' αὐτοῦ, γλυκίων, γλυκύτερος, γλυκύτατος· γλυκαίνω καὶ γλυκασμὸς· γλυκέρα ἑταῖρά τις· γλυκέριος, ὄνομα κύριον, ψιλά. γλοιῶδες δὲ ἐπὶ τῶν παχέων ὑγρῶν καὶ κολλητικῶν, δίφθογγα.

85. *Ὁλκὴ ὁ ϛαθμὸς· ἀπὸ τοῦ ϛαθμοῦ δὲ βαρύϛαθμον τὸ βαρεῖαν ὁλκὴν ἔχον.*

90. *Σφίγγω· σφιγξ ἐπὶ θηλυκοῦ· ἦν δὲ αὕτη κατὰ τὸν τῶν ἑλλήνων μῦθον, τερατῶδες ζῶον ἀνθρωπόμορφον· σφιττὸς δῆμος ἐν ἀθήναις· καὶ σφίσιν ἀντὶ τοῦ αὐτοῖς ἢ αὐταῖς, ἐπὶ τῆς πρωτοτύπου ἀντωνυμίας, ῑ. Σφὴξ δὲ ἐπὶ ἀρσενικοῦ ζωῦφιόν τι μελίττῃ ἐμφερὲς· καὶ σφηκία ἡ συνθήκη τοῦ μέλιττος τῶν σφηκῶν· καὶ σφηκῶ τὸ δεσμεύω· καὶ σφηκία καὶ σφηκώδης, ὁ τὰ ἐπὶ τὴν ὀσφὺν λεπτός· καὶ σφῆσι ταῖς ἰδίαις· ἡ εὐθεῖα ἡ σφὴ καὶ σφὴν σφηνὸς· καὶ ἐσφηνωμένον δέρμα τὸ πεπυκνωμένον· καὶ σφηκίσκος τὸ εἰς ὀξὺ ἐξεσμένον ξύλον, η̄. Σφεῖς δὲ ἀντὶ τοῦ αὐτοὶ ἐπὶ τῆς εὐθείας τῶν πληθυντικῶν τῆς πρωτοτύπου ἀντωνυμίας, καὶ σφείων ἐπὶ γενικῆς ποιητικῶς ἀντὶ τοῦ σφῶν, ἀπὸ τοῦ σφέων κατὰ πλεονασμὸν τοῦ ῑ, ὀιφθογγον.*

95. *Κρύσαλλος τὸ πεπηγμένον ὕδωρ ὑπὸ ψύχους· κρύος τὸ ψύχος· κρυμὸς τὸ αὐτό· κρυερὸς ὁ ψυχρὸς· κρύπτω, κρυπτὸν τὸ κεκρυμμένον, κρυφίως, κρύφα ἀντὶ τοῦ κρυφίως, καὶ κρύβδην τὸ αὐτὸ, ψιλά. κροῖσος δὲ κύριον, ὃς ἦν βασιλεὺς τῶν λυδῶν, ὀιφθογγον.*

65. 114. *Ῥύσις ἡ χύσις· καὶ ῥύαξ ῥύακος, τὸ κοινῶς ῥυάκιον· καὶ ῥυμὸς ὁ τοῦ ἀρότρου ὃς καὶ ἰσοβοεὺς λέγεται, καὶ ὁ τῆς ἁμάξης, ἤγουν τὸ ἐπὶ τὸν ζυγὸν τεῖνον· καὶ ῥυτῆρες αἱ ἡνίαι, ἤγουν ἱμάντες τοῦ χαλινοῦ· καὶ ῥύομαι τὸ λυτροῦμαι, ἀφ' οὗ ῥύσιον τὸ λυτήριον· καὶ ῥύσσα τὰ μὴ τεταμένον ἔχοντα τὸ δέρμα καὶ λεῖον, ἀλλὰ τραχὺ καὶ ἀπολελυμένον δι' ἔνδειαν σαρκῶν, ὡς πτύχας ποιεῖν, οἷον τὸ τῶν γεγηρακότων καὶ τῶν μεμαρασμένων καρπῶν· καὶ ῥύγχος ἐπὶ κυνὸς ὅπερ ἐπὶ τῶν ὀρνέων ῥάμφος, ἤγουν τὸ ἄκρον τῆς ῥινὸς τοῦ κυνὸς· καὶ ῥύπτω τὸ καθαίρω, ἀφ' οὗ ῥύμματα τὰ καθάρματα· καὶ ῥύμη ὁ ϛενωπὸς· καὶ ῥυπόω ῥυπῶ, καὶ ῥυπὸς καὶ ἐῤῥυπωμένα ἱμάτια, καὶ ἕτερα διὰ τοῦ ῡ ψιλοῦ γραφ. ῥοιὰ δὲ ὁ καρπὸς τῆς κοινῶς ῥοϊδέας, ἧς τὸ δένδρον ῥόα· καὶ ῥοῖζος ὁ ἦχος τοῦ πυρός, καὶ ῥοιζηδὸν τὸ μετὰ ῥοίζου· καὶ ῥοιβδεῖν καὶ ἀναῤῥοιβδεῖν τὸ μετὰ ἤχου ἀναπέμπειν τι, διφθόγγως.*

120. *Ἐκάβη, ἑκάτη δαιμόνιόν τι, ἕκτωρ, ἑκεῖ, ἑκὼν, ἑκυρὸς ὁ πενθερὸς, ἕκηλος ὁ ἥσυχος, καὶ ἑκὰς ἀντὶ τοῦ μακρὰν, ἀφ' οὗ τὸ ἀνέκαθεν ἀντὶ τοῦ ἄνωθεν, καὶ ἑκηβόλος ἀπόλλων ὁ τοξικὸς καὶ μακρόθεν πέμπων τὰ βέλη, καὶ ἑκάεργος, καὶ ἑκατηβόλος ὁ αὐτὸς καὶ ἑκατηβελέτης, καὶ ἑκάτερος, καὶ ἕκαϛος, καὶ ἑκαϛαχοῦ ἐπιῤῥήμα ἀντὶ τοῦ ἐν ἑκάϛῳ μέρει, καὶ ἑκατὸν καὶ ἕκτρωμα τὸ ἀμβλωθὲν βρέφος, καὶ ἑκμαγεῖον ἐπὶ τῶν κηρῶν τῶν τυπουμένων τῷ δακτυλίῳ, καὶ ἀποματτομένων τὸν ἐν αὐτῷ χαρακτῆρα, καὶ ἀπὸ τούτου ἐπὶ πάντων φυλαττόντων ἀπαράλλακτον εἰκόνα τοῦ ἀρχετύπου, καὶ ἑκμάσσω τὸ ἀποσπογγίζω, ψιλά. Αἶκνον δὲ τὸ δεῖπνον, καὶ αἰκάλλω τὸ θέλγω καὶ ἀπατῶ, ἀφ' οὗ αἰκάλη ἡ ἀπάτη, καὶ αἶκα ἀντὶ τοῦ ἐὰν δωρικῶς, ἀπὸ τοῦ εῑ συνδέσμου καὶ τοῦ κεν̄, οὗτοι γὰρ τρέπουσι τὸ ε̄ εἰς αῑ, ὀιφθογγα.*

121. *Αἴγειρος· καὶ αἰγευὺς ἥρως παρ' ἀθηναίοις· καὶ αἰγεῖον ἠρῶον αὐτοῦ ἐν ἀθήναις· καὶ αἰγηῖς ἀπὸ τούτου φυλὴ ἐν ἀθήναις, ὅθεν οἱ φυλέται αἰγεῖδαι· καὶ αἰγανέα τὸ ἀκόντιον· καὶ αἶγες· καὶ αἰγὶς, αἰγίδος, τὸ δέρμα τῆς ἀμαλθείας, ὃ φασὶ σείων ὁ ζεὺς φοβερὸς ἐγίνετο· καὶ αἰγιαλία δῆμος ἐν*

ἀθήναις δθεν ὁ δημόσης αἰγιαλεὺς, δίφθογγα. Ἐγὼ δὲ ἀντωνυμία καὶ ἐγείρω· καὶ ἐγγύη καὶ ἐγγυῶμαι, ἀφ' οὗ φερέγγυος ὁ ἀξιόχρεως, καὶ ὑπέγγυον τὸ ὑπόχρεων, ψιλά.

127. *Τὸ ω̄ μετὰ κλητικῆς, οὐδέποτε ὀξύνεται· εἰ γὰρ καὶ ἔκπληξιν ὁ λόγος ἔχει καὶ θαῦμα· οἷον ὦ ἡράκλεις, ὦ θαῦμα θαυμάτων· οὐ μόνον γὰρ τὸ ω̄ ἐν τούτοις ἐμφαίνει τὴν ἔκπληξιν καὶ τὸ θαῦμα, ἀλλὰ μετὰ τῶν κλητικῶν· ὅτε δὲ ἐπάγεται γενικῇ, ἐξ ἀνάγκης ὀξύνεται· τότε γὰρ πάντως ἡ σχετλιάζικόν ἐςιν· οἷον ὦ τῆς ἐμῆς ἀθλιότητος· ἢ θαυμαςικὸν, οἷον ὦ τοῦ ξένου μετάλλου, διὸ καὶ τὴν γενικὴν ἔχει ἐπαγομένην.*

149. *Τὸ ἀνίσχειν ἐπὶ τῆς ἀνατολῆς λέγεται τοῦ ἡλίου, καὶ ἐπὶ τῆς ἀναβλαςήσεως τῶν βοτανῶν, καὶ ἀπὸ τούτου καὶ ἐπ' ἄλλων. ἀνέχω δὲ τὰς χεῖρας ἐπὶ εὐχῆς καὶ ἀνέχω τὸ βαςάζω.*

Anmerkungen.

Da ich in dem Texte des Gedichts vornehmlich unſerm Manuſcripte, aber doch nicht in allen und jeden Stücken, gefolgt bin: ſo muß ich hier anzeigen, wie und warum ich entweder dabey geblieben, oder davon abgegangen. Zugleich wird dieſes der Ort ſeyn, wo ich die Gloſſen einſchieben kann, welche Vulcanius aus ſeinem Manuſcripte mitgetheilet, und die er, wie wir geſehen, von dem Chryſoloras zu ſeyn vermuthete. Sie ſind zu dem Verſtändniſſe des Gedichts mehr werth, als die ganzen vorſtehenden Scholien. Von den Noten des Ancantherus will ich nur das mitnehmen, was er, zur Erklärung des Wortverſtandes, etwa beſonders aus ſeinem Manuſcripte beygebracht hat. Wo er ſich in die Sache einläßt, und entweder die wunderbaren Eigenſchaften der von dem Dichter angeführten Quellen und Gewäſſer zu erklären ſucht, oder die ähnlichen Nachrichten anderer Schriftſteller anführet, will ich ihm nicht folgen. Doch kann ich, in Anſehung des letztern Punkts, nicht unangemerkt laſſen, daß ihm gerade diejenige Schrift, aus welcher Paulus Silentiarius das Meiſte entlehnet, nicht beygefallen. Ich meyne den Ariſtoteles *περὶ θαυμασίων ἀκουσμάτων*; ob er ſchon auf andere Werke des Ariſtoteles ſich häufig beziehet. Ich werde einige Stellen daraus beybringen müſſen.

Z. 5. *Ἀνάργυρον*] Aldus lieſet *αὐτάργυρον*; und Vulcanius *ἀντάργυρον*: Stephanus aber, wie unſer Manuſcript, *ἀνάργυρον*: und dieſes iſt das erſte Merkmahl, woraus erhellet, daß Stephanus einem andern Texte gefolgt iſt, als dem Aldiniſchen, aus

welchem die Versetzung des Gedichts entstanden; und diese Versetzung also, in seiner Druckerey vielmehr vorgefunden, als gemacht worden. Daß *ἀνάργυρον* den besten Sinn hier giebt, ist klar. Auch fand es Ancantherus in seinem Manuscripte. In manuscripto, cuius copiam mihi fecit Sodalitas canonicorum Lateranensium D. Ioannis cognomento Viridarii, optime de me meisque studiis promerita, legitur, *ἀνάργυρον δώρημα*: quod est, gratuitum munus, et hanc lectionem ut veram sum amplexus et secutus. In simili re Claudianus idem concepit ubi de Aponensibus aquis: ***praesens numen, inempta salus.***

Z. 6. *γάννυσμα*] Aldus, Stephanus, Vulcanius schreiben alle *γάνυσμα*. Mit einem doppelten *ν* aber schreibet es unser Manuscript, und so wird das Verbum *γάννυσθαι* auch beym Pollux geschrieben, welchem indeß das Wort selbst gleichsam zum Trotze gemacht zu seyn scheinet. Denn wenn ich ihn recht verstehe, so sagt er ausdrücklich, daß von *γάννυσθαι*, so wie von einigen andern Zeitwörtern dieser Bedeutung, kein Substantivum Statt habe: *θάλλειν, τέρπεσθαι, ἀπολαύειν, γεγηθέναι, τούτου δὲ τὸ πρᾶγμα οὐκ ἔχιν, ὥσπερ οὐδὲ τοῦ γάννυσθαι.* (Lib. III, §. 97.)

Z. 7. *Ἔγωγε*] Vulcanius hat blos *ἐγὼ*; durch einen Druckfehler.

Z. 19. 20. u. 21 fehlen in unserm Manuscripte gänzlich. Ich habe sie aus den gedruckten Texten hinzugefüget, weil sie schlechterdings nothwendig sind, wie aus der 26sten Zeile erhellet, wo der Dichter zweyer Meynungen gedenket, deren letztere er seines Theils vorziehe. Warum aber gerade drey Zeilen in unserm Manuscripte fehlen, ist dieses die Ursache, weil das ganze Gedicht in drey queerüber zu lesenden Columnen geschrieben ist.

Z. 26. *Ποῖον δέχῃ;*] Der Deutlichkeit wegen, mache ich auch hier ein Fragezeichen, ob es schon weder die gedruckten Ausgaben, noch das Manuscript für nöthig geachtet.

Z. 33. *θερμόβλυζον*] So lesen Aldus, Vulcanius und das Manuscript. Stephanus aber lieset *θερμόβλυζρον*. Und dieses nicht sowohl, meyne ich, durch einen blossen Schreibfehler, oder Druckfehler, als vielmehr durch die fehlerhafte Einschiebung des *ρ*, welche die gemeine Aussprache in mehr solchen Wörtern machte, und die Phrynichus in *παλαιζρικὸς*, anstatt *παλαιζικὸς*, tadelt.

Z. 34. *ἄψυχος*] *τὸ θερμὸν λέγει Ἱπποκράτης ἄψυχος.* Vulc.

Z. 35. *τέχνης ἄνευ*] *καὶ Γαληνὸς χωρὶς τέχνης· ἐπεὶ ἄψυχον ὂν καὶ ἄτεχνον ἰάσεις*[1] *ποιεῖ, ὥσπερ ὁ Ἱπποκράτης.* Vulcan.

Z. ebend. *νῆσος*] Ancantherus verſtehet unter dieſer Inſel vornehmlich und eigentlich, Sicilien.

Z. 40. *Οἶδεν*] *τουτέστι, εἴωθε.* Vulc. Für das darauf folgende *φέρειν*, lieſet das Manuſcript fälſchlich *φέρει*.

Z. 41. *Τιτανία Μηδίας*] So leſen, mit unſerm Manuſcripte, Aldus, Ancantherus, und Vulcanius. Nur daß der letztere in ſeiner Handſchrift die Lesart *Μηδείας*, an den Rand geſchrieben fand, welcher auch Stephanus, aber aus einer andern Quelle, gefolgt iſt. Jenes iſt unſtreitig das rechte: denn Medea hat hier nichts zu thun; ob ich ſchon weiß, daß Colchis, das Vaterland der Medea, bey dem Flaccus (Lib. V. v. 464.) Titania tellus genennet wird, und auch bey dem Apollonius (Lib. IV. v. 131.) der Name *Τιτηνὶς* vorkömmt, den man im Fall der Noth hierherziehen könnte, wenn es ſchlechterdings *Μηδείας* heiſſen müßte. Aber unſer Dichter meinet Medien, wie aus der Stelle des Ariſtoteles klar iſt, die ich in der folgenden Anmerkung anführen muß. *Τιτανία* wird auch geweiß eben der Ort ſeyn ſollen, welchen Ariſtoteles *Ἀτιτανία* nennet, und der an den Apolloniatiſchen Grenzen lag. Die Gegend Apolloniatis aber rechnet Ptolemäus zu Aſſyrien; und weder bey ihm, noch ſonſt bey einem alten Erdbeſchreiber, kömmt dieſes *Τιτανία*, oder *Ἀτιτανία* vor, von welchem Ariſtoteles meldet, daß in daſiger Gegend ein Felſen ſey, deſſen verborgenes Feuer ausbreche, ſobald man Oel darauf ſchütte. *Φασὶ δὲ καὶ περὶ Ἀτιτανίαν, πρὸς τοῖς ὁρίοις τῆς Ἀπολλωνιάτιδος εἶναί τινα πέτραν, ἐξ ἧς τὸ μὲν ἀνιὸν πῦρ οὐ φανερόν ἐστιν·*[2] *ἐπειδὰν δὲ ἔλαιον ἐπιχυθῇ ἐπ' αὐτὴν, ἐκφλογοῦται.* Der lateiniſche Ueberſetzer des Buches des Ariſtoteles *περὶ θαυ. Ἀκουσ.* woraus dieſe Stelle iſt, hat für gut befunden, *πρὸς τοῖς ὁρίοις* hier durch juxta colles Apolloniatidis zu überſetzen. Uebrigens könnte es leicht ſeyn, daß unſers Silentiarius *Τιτανία* richtiger wäre, als des Ariſtoteles *Ἀτιτανία*; indem der Ort vielleicht von den Titanen ſeinen Namen bekommen, deren Wohnungen man unter dergleichen feuerreichen Gegenden zu ſeyn geglaubt.

[1] *χάσεις* [1773] [2] *φανερὸν ἐστὶν·* [1773]

Z. 42. *περσικὴ Πιττάκη*] Dieses ist die Stelle, über welche Bochart insbesondere den Huetius zu Rathe zog. Huetius hatte Recht, daß sie nicht geändert zu werden braucht, und daß *Πιττάκη* hier nichts anders ist, als die Gegend *Σιττακηνὴ*, oder *Ψιττακινὴ*, welche Ptolemäus gleichfalls noch zu Assyrien rechnet; andere aber zu Persien. Der Beweis hiervon ist der Ort des Aristoteles, welchen Paulus ausgeschrieben: *Ἔχει δὲ καὶ ἐν Μηδίᾳ καὶ ἐν Ψιττακίνῃ τῆς Περσίδος πυρὰ καιόμενα, τὰ μὲν ἐν Μηδίᾳ, ὀλίγον, τὰ δὲ ἐν Ψιττακίνῃ, πολὺ, καὶ καθαρὸν τῇ φλογί.*

Z. 43. *Λυδία*] Auch dieses sagt der Dichter nach dem Aristoteles: *Λέγεται δὲ καὶ περὶ Λυδίαν ἀναφέρεσθαι πῦρ πάμπληθες, καὶ καίεσθαι ἐφ' ἡμέρας ἑπτά.* Aber ich bin sehr geneigt zu glauben, daß es dem ohngeachtet falsch ist, und daß für *Λυδίαν* bey dem Aristoteles *Λυκίαν* gelesen werden müsse. Denn in Lydien findet man, so viel ich weiß, keiner feuerspeyenden Berge gedacht: wohl aber in Lycien, wo der Berg Chimära und das Hephästion bekannt ist.

Z. 44. *μεταλλόχρυσον*] id est, *μέταλλον χρυσοῦν ἔχουσαν.* Vulc. In der Aldinischen Ausgabe befindet sich nach *πλουτοῦσα* ein Komma, welches den Verstand sehr verdirbt. Es muß *πλουτ.* vermittelst des unterverstandenen *κατὰ*, mit dem folgenden *μεταλλ. γαι.* verbunden werden: „reich an goldhaltiger Erde".

Z. 45. *Ἡρακλέων κ. τ. λ.*] Ebenfalls nach dem Aristoteles: *Λέγεται δὲ καὶ τὰ ἔξω ςηλῶν Ἡρακλείων καίεσθαι, τὰ μὲν, διὰ παντὸς· τὰ δὲ, νύκτωρ μόνον, ὡς Ἄννωνος περίπλους ἱςορεῖ.* Namentlich erzählt Hanno jenes von der Gegend der Thymiamaten, und dieses von dem Berge Theon Ochema. Daß wegen dieser nehmlichen Citation des Hanno, Dodwell dem Aristoteles den Tractat *περὶ θαυμ. ἀκουσ.* wo nicht gänzlich, doch zum Theile, abspricht, ist bekannt.

Z. 47. *Πιθηκούσαις*] Aristoteles setzt diese Insel mit Lipara nicht völlig in gleichen Fall, wie hier geschieht. Denn er giebt ihr keine wirklich ausbrechende Flamme,

Z. 48. *Λιπάρᾳ*] wie der Insel Lipara. *Καὶ τὸ ἐν τῇ Λιπάρᾳ*, sagt er, in Fortsetzung der nächst vorhergehenden Stelle, *οὐ μὴν ἡμέρας, ἀλλὰ νυκτὸς μόνον. Εἶναι δὲ καὶ ἐν Πιθηκούσαις φασὶ πυρῶδες μὲν καὶ θερμὸν ἐκτόπως, οὐ μὴν καιόμενον.*

Z. 48. *Ἀφεγγὲς ἄσθμα*] *σκοτεινὸν ἀναφύσημα.* Vulc.

Ἄσθμα heiſſet hier nicht die Luft, welche ausgeſtoſſen wird, nicht die Ausſtoſſung derſelben; ſondern der Schlund, wodurch ſie ausgeſtoſſen wird. Und ſonach, glaube ich, hätte es der Scholiaſt auch lieber durch ἀναφύσησις, als durch ἀναφύσημα erklären ſollen. Denn auch ἀναφύσημα heißt nicht die Kluft, aus welcher der unterirdiſche Wind bricht, ſondern dieſer Wind ſelbſt. Ἀναφύσημα δὲ γῆς, πνεῦμα ἄνω φερόμενον κατὰ τὴν ἐκ βύθου τινὸς ἢ ῥήγματος ἀνάδοσιν: ſagt Ariſtoteles περὶ κόσμου. Oder wie es Apuleius ausdrücket: Anaphysemata Graeci vocant eos spiritus, qui de fundo vel hiatibus terrae explosi, ad superna maris solent devenire.

Z. 51. θειώδεις] id est, θείου μετέχοντας. Vulc.

Z. 52. πολυψόφους, βροντώδεις] id est, πολυήχους βροντὰς ἀφιέντας. Vulc.

Z. 56. τελεῖ λήθην] ποιεῖ ἀπώλειαν μνήμης. Vulc.

Z. 57. μέθην] Wenn es ſeyn müßte, ſo lieſſe ſich dieſes μέθην nicht übel in μνήμην verwandeln, und mit geringer Verſetzung der ganze Vers leſen: Ἄλλη δὲ ποιεῖ μνήμην. Wenigſtens dürfte man auf das vorhergehende λήθην eher μνήμην als μέθην erwarten; beſonders wenn man ſich der Stelle des Plinius erinnerte: In Boeotia duo sunt fontes, quorum alter memoriam, alter oblivionem affert, inde nominibus inuentis. (Lib. XXXI,[1] c. 2.) Doch auch μέθην hat alles Recht hier zu ſtehen, indem ebenfalls Plinius, ſo wie mehrere, berauſchender Quellen gedenken.

Z. 60. που] που τοπικόν. τροχάζει] τρέχει. Vulc.

Z. 61. πτηνῶν ἄκος] γραφ. πτηνὸν ἄκος, hoc est, ταχεῖα θεραπεία. Vulc. Doch dieſe Lesart iſt nichts: ob ſie gleich auch unſer Manuſcript hat, indem ſowohl der Vers, als der Verſtand πτηνῶν, das iſt, ὀρνέων, erfodern. Der Dichter dachte vielleicht an jenes ὕδατος συζρεμμάτιον in Sicilien, εἰς ὃ τὰ πεπνιγμένα τῶν ὀρνέων καὶ τῶν λοιπῶν ζώων, ὅταν ἀποβαφῇ, πάλιν ἀναβιοῖ; wie Ariſtoteles ſagt.

Z. 63. μίσητρον] id est, μίσος ἐμποιοῦν. Vulc. Eben dieſe Erklärung giebt auch unſer Scholiaſt, und beſtätiget ſie aus der Analogie; welche Stelle ohne Zweifel noch das Beſte in ihm iſt. Denn, allen von ihm angeführten ähnlichen Worten ungeachtet, dürfte mancher Gelehrte das μίσητρον doch mißverſtanden haben. Wenigſtens

[1] Lib. XXX, [1773]

sehe ich, daß dieses Gruter n widerfahren, welcher in seinem Exemplare der Anthologie für *μίσητρον* an den Rand geschrieben hatte *μισγητὸν*; es sey nun aus dem Heidelbergischen Manuscripte, welches er verglich, oder aus blosser Vermuthung. Ich habe seine sämtlichen Randglossen aus der gütigen Mittheilung des Herrn Reiske. Was Gruter sonst noch unserm Gedichte beygeschrieben, ist eben so unstatthaft; ohne Zweifel, weil er es bey dem Stephanus, dessen Ausgabe er brauchte, in der Versetzung nicht verstand, und also auf gutes Glück nur rathen mußte.

Z. 64. *μέσον θαλάσσης*] malim *μέσης*, Vulc. Dieses, dünkt mich, ist noch etwas mehr gesagt, als Ancantherus zu verstehen scheint, wenn er es nur von süssen Quellen, nahe an dem Meere, nimmt, dergleichen er die zu Venedig anführt. Venetiis nemo nescit ad aestuaria in littore S. Nicolai esse puteum aquae dulcis, unde nautae profecturi commeatum parant. Den eigentlichern Sinn druckt Plinius aus: Vaporant (aquae calidae) et in mari ipso, quae Licinii Crassi fuere: mediosque inter fluctus existit aliquid valetudini salutare. (Lib. XXXI,[1] c. 2.)

Z. 65. *πίδαξ ἀναβροιβδεῖται*] *τουτέστι, πηγὴ σὺν ἤχῳ ἀντέρχεται.* Vulc. In unserm Manuscripte ist *πιδαξ* ein Properispomenon; und so hätte ich es nur immer mögen drucken lassen, da das *ι* der ersten Sylbe von Natur lang ist.

Z. 67. *προλεκτικὸν*] id est, *προφητικόν.* Vul.

Z. 71. *ψόγῳ θολοῦται*] *θολοῦται* lieset unser Manuscript; und so las auch das Manuscript des Ancantherus: in optimo Codice calamo exarato scriptum fuit *θολοῦται*, non *δολοῦται*, quae macula haesit hactenus in omnibus impressis. Auch sogar Vulcanius ließ noch *δολοῦται* drucken, ob er schon in seinem Manuscripte die Lesart *ψόφῳ θολοῦται* fand. *Ψόφῳ* ist falsch; es muß *ψόγῳ* heissen, wie aus dem entgegengesetzten *αἰνουμένη* des folgenden Verses zu schliessen. Aber *θολοῦται* ist recht, wie aus der nehmlichen Entgegensetzung des *λάμπει* erhellet. Indeß dürfte freylich wohl das ganze Wunder nicht anders Statt gefunden haben, als wenn der *ψόγος* mit *ψόφῳ* geschehen. Und so läge in der falschen Lesart wenigstens die Erklärung des Wunders.

[1] Lib. XXX, [1773]

Z. 72. *αἰνουμένη*] *τουτέστι, ἐπαινουμένη.* Vulc.

Z. 75. *καθαρτικήν*] id est, *καθάρσεων ποιητικήν.* Vul.

Z. 77. 78. Diese zwey Zeilen hat unser Manuscript mehr, als alle gedruckte Ausgaben. Nur Vulcanius fand sie ebenfalls in seinem Manuscripte, und theilte sie daraus nicht in dem Texte, sondern unter den Scholien mit. Ich habe mir kein Bedenken gemacht, sie in jenen[1] aufzunehmen. Ancantherus muß sie in seinem Manuscripte nicht gefunden haben, weil in seiner Uebersetzung keine Spur davon erscheinet, auch er ihrer in den Anmerkungen nicht gedenkt. (Es ist hier noch eben Zeit, einen Druckerfehler in meinem eigenen Texte zu corrigiren: *διϊξεροῦσιν* muß heissen *διϊξοροῦσιν.*)

Z. 77. *κρατύνειν*] *ἰσχυρὸν ποιεῖν.* Vulc.

Z. 78. *χαῦνον*] *παραλελυμένον· ἤτοι ἐκλελυμένον, ἐναντίον τῷ συνεσηκότι καὶ συνεσφιγμένῳ.* Vulc. Aber Vulcanius accentuirt falsch *χαυνόν.*

Z. 83—86. Den Sinn dieser Zeilen hat man leicht weg. Der Dichter will nehmlich sagen, daß es eine Quelle gebe, in welcher alle leichte Körper zu Boden fallen, und alle schwere oben auf schwimmen. Allein wie *τὴν κούφην,* wenn es zu *τὴν ἄχνην* gehören soll, soweit davon getrennet worden; oder was *τὴν ἄχνην* wenn *τὴν κούφην* zu *φύσιν* gehören soll, hintennach für sich allein sagen könne: das kann ich auf keine Weise absehen. Wenn es der Vers erlaubte, würde ich *ἄχνην* an die Stelle des *φύσιν,* und *φύσιν* an die Stelle des *ἄχνην* setzen; so daß *τὴν φύσιν* so viel wäre, als *κατὰ τὴν φύσιν*; das ist, „eine Quelle, die ihrer Natur nach" u. s. w. Doch da *φύσιν* da nicht wohl stehen kann, wo ich es hinsetzen wollte: so denke ich, ist der Sache nicht anders zu helfen, als wenn man unter *φύσιν τὴν κούφην* jeden leichten Körper verstehet, *τὴν ἄχνην* aber in *ὡς ἄχνην* verwandelt, und es mit *ὀλκὴν τὴν βαρεῖαν* mit den schweren Körpern verbindet, die in diesem Wunderbrunnen, wie Spreu, oben auf schwimmen. — Was den Brunnen selbst anbelangt, der besagte doppelte Eigenschaften zugleich habe, so dürfte er wol nirgends, als in der Einbildung des Dichters zu finden gewesen seyn; indem alle die alten Schriftsteller, bey welchen er vorkommen könnte, und die sich doch auch kein Gewissen machen, ein unglaubliches Ding mehr hinzuschreiben, davon schweigen.

[1] in jene [1773]

Eine Quelle, oder ſonſt ein Waſſer, das entweder die eine oder die andere Eigenſchaft allein hat, iſt etwas anders: und Ancantherus hat ſehr weislich gethan, daß er ſich in ſeinen Erklärungen auch nur hierauf eingelaſſen, und ſich ſtillſchweigend ſtellt, als ob der Dichter auch nicht im geringſten mehr ſagen wollen.

Z. 84. *κούφην*] Unſer Manuſcript lieſet *κρύφην*; ohne allen Verſtand.

Z. 85. *ὁλκὴν*] *ὁλκὴ, ὁ ϛαθμὸς.* Vulc.

Z. 87. *μικρός σοι*] *ἐϛὶ δηλονότι.* Vulc.

Z. 94. *εἰ νυξὶν*] Vulcanius lieſet in ſeinem Texte vollkommen eben ſo. Aber in den Scholien lieſet er *ἐν νυξὶν*, und erkläret es durch *ἐν ἀσκέπτῳ τόπῳ*. Ich verſtehe dieſes nicht, und glaube, daß es nicht *ἐν ἀσκέπτῳ* ſondern *ἀσκέπῳ τόπῳ*, nicht an einem ungeſehenen Orte, ſondern an einem unbedeckten Orte heiſſen, und alſo das *αἰθριάζοις* erklären ſollen.

Z. ebend. *αἰθριάζοις*] Unſer Manuſcript lieſet falſch *αἰθριάλοις.*

Z. 97. *προκύψας*] *ἢ πρὸς*[1] *ἐνταῦθα τὴν εἰς τὸ ἔμπροσθεν ὁρμὴν ὁηλοῖ.* Vul.

Z. 98. *Δῦνον βλέπει σε*] So leſen die gedruckten Ausgaben alle, und auch unſer Manuſcript; deswegen ich nichts ändern wollen. Indeß iſt gewiß, daß *βλέπει* nicht Statt haben kann. In dem Gruterſchen Exemplare war dafür an den Rand geſchrieben *λείπει.* Doch ich meyne, daß es einer ſo ſtarken Aenderung nicht einmal bedarf, und daß aller Anſtoß gehoben iſt, wenn man nur *βλέπεις* anſtatt *βλέπει* lieſet. Der Dichter will nehmlich ſagen: wenn du dich nach ihm niederbückeſt, *ὁῦνον βλέπεις*, ſo ſieheſt du daß es ſich zurückgezogen, *σε φεῦγον γῆς μητρὸς ὡς ἐν κόλποις* und dich gleichſam in den Schoos der Mutter Erde fliehet. Es war natürlich, daß auch Ancantherus hier anſtieß. Aber er ſuchte ſich auf eine andere Art zu helfen, die ich mit ſeinen eigenen Worten anführen will, um dem Leſer die Wahl zu laſſen. Codex graecus impressus corruptus, ubi *σε* scriptum est, quod sententiam perspicue corrumpit: meo periculo legatur *ἑ* id est illum, aut se; vt sit sensus: ex quo fonte quisquis pronus biberit aspiciat se ab illo sub terras fugiente deseri.

Z. 104. *Ἄλλην λέγουσι, κ. τ. λ.*] Dieſe Quelle war in Si-

[1] [wohl nur verdruckt für] *πρὸ*

cilien, auf dem Wege nach Syracus. Es ſind faſt die Worte des Ariſtoteles: *ἐπὶ τῆς ὁδοῦ τῆς εἰς Συρακούσας κρήνη ἐστὶν ἐν λειμῶνι*[1] *οὔτε μεγάλη, οὔτε ὕδωρ ἔχουσα πολύ· συναπαντήσαντος δὲ εἰς τὸν τόπον ὄχλου πολλοῦ, παρέσχεν ὕδωρ ἄφθονον.*

Z. 108. *πιςοῦνται*] *βεβαιοῦνται.* Vulc. Ariſtoteles ſagt das nehmliche von allen Brunnen zu Mythepolis an dem Aſcaniſchen See. *Περὶ τὴν Ἀσκανίαν λίμνην Μυθήπολίς ἐστι, κώμη ἀπέχουσα Κίου ὡς ςαδίους ἑκατὸν εἴκοσι· ἐν ᾗ τοῦ χειμῶνος ἀναξηραίνεται πάντα τὰ φρέατα, ὥςε μὴ ἐνδέχεσθαι βάψαι τὸ ἀγγεῖον· τοῦ δὲ θέρους πληροῦται ἕως τοῦ ςόματος.* Dieſe Stelle des Ariſtoteles iſt in der lateiniſchen Ueberſetzung in der Ausgabe des du Vall ganz übergangen worden. Auch hätte Mythepolis ob es ſchon nur ein Flecken, doch in Anſehung ſeiner ziemlich beſtimmten Lage, und angeführten phyſiſchen Merkwürdigkeit wegen, im Cellarius eine Stelle verdient.

Z. 109. *χείματος*] *χειμῶνος* Vulc.

Z. 112. *Ἄλλην ἀκούεις κ. τ. λ.*] Das nehmliche, vollkommen mit den nehmlichen Worten ſagt Ariſtoteles von dem Aſcaniſchen See. *Ἐν τῇ Ἀσκανίᾳ λίμνῃ οὕτω νιτρώδες ἐστὶ τὸ ὕδωρ, ὥςε τὰ ἱμάτια οὐδενὸς ἑτέρου ῥύμματος προσδεῖσθαι.*

Z. 117. *πίνεσθαι*] Unſer Manuſcript lieſt *πιαίνεσθαι*; aber wider das Metrum, wenn es auch ſchon noch einen Sinn hätte. Die Nachricht ſelbſt von dieſem warmen und ſtinkenden See, iſt abermals aus dem Ariſtoteles. Er ſoll an dem Eridanus gelegen haben, an deſſen Ausflüſſe die Elektriſchen Inſeln von den Griechen zu ſeyn vermeynet wurden. Wenn aber der ganze See nicht mehr Grund hat, als dieſe Elektriſchen Inſeln in dieſer Gegend: ſo verlohnt es ſich nicht der Mühe, ſich noch auf dem Erdboden nach ihm umzuſehen. *Ἔτι δὲ λίμνη ἔοικε πλησίον τοῦ ποταμοῦ, ὕδωρ ἔχουσα θερμὸν· ὀσμὴ δ' ἀπ' αὐτῆς βαρεῖα, καὶ χαλεπὸν ἀποπνεῖ· καὶ οὔτε ζῶον οὐδὲν πίνει ἐξ αὐτῆς, οὔτε ὄρνεον ὑπερίπταται, ἀλλὰ πίπτει καὶ ἀποθνήσκει.*

Z. 120. *Ἐκεῖ*] daſelbſt: nehmlich um beſagten See; alſo nicht einmal auf den Inſeln ſelbſt waren die Bäume, welche das Elektrum fallen lieſſen. Und eben ſo war es auch dem Ariſtoteles geſagt worden:

[1] *λιμῶνι* [verdruckt 1773]

εἶναι δ' ἐν αὐτῇ αἰγείρους πολλὰς, ἐξ ὧν ἐκπίπτει τὸ καλούμενον ἤλεκτρον. Οἱ δὲ λέγουσιν ὅμοιον εἶναι κόμμι, διὰ τὸ ἀποσκληρύνεσθαι ὡσανεὶ λίθον.

Z. 121. *φυτῶν*] Was dieſes Wort hier ſagen ſoll, und was *φυτῶν αἰγείρους* mehr oder anders bedeuten kann, als das bloſſe *αἰγείρους*, bekenne ich nicht einzuſehen.

Z. 127. *Ὦ τοῦ ξένου μετάλλου*] „O des ſonderbaren Metalles!" Dieſes macht einen ſo guten natürlichen Sinn, daß ich gar nicht begreifen kann, warum in dem Gruteriſchen Exemplare für *ὦ τοῦ* beygeſchrieben worden *ὠχροῦ*. Daß das Beywort blaß dem Bernſteine zukömmt, macht es nicht aus. Vielmehr werde ich dadurch in meiner obigen Vermuthung, was es überhaupt mit dieſen Randgloſſen für eine Bewandtniß gehabt, beſtärkt.

Z. 129. *φέρει τόπος κ. τ. λ.*] Auch von hier bis zu Z. 38. iſt der beſte Commentar die Stelle des Ariſtoteles: *Φησὶν εἶναι ὁ Πολύκριτος ὁ τὰ Σικελικὰ γεγραφὼς ἐν ἔπεσιν, ἔν τινι τόπῳ τῆς μεσογείου, λίμνιόν τι ἔχον ὅσον ἀσπίδος τὸ περίμετρον· τοῦτο δ' ἔχειν ὕδωρ διαυγὲς μὲν, μικρῷ δὲ θολερώτερον. Εἰς τοῦτ' οὖν ἐάν τις εἰσβῇ, λούσασθαι χρείαν ἔχων, αὔξεσθαι εἰς εὖρος· ἐὰν δὲ καὶ δεύτερος, μᾶλλον πλατύνεσθαι· τὸ δὲ πέρας ἕως εἰς πεντήκοντα ἀνδρῶν ὑποδοχὴν μεῖζον γενόμενον διευρύνεσθαι. Ἐπειδὰν δὲ τοῦτον τὸν ἀριθμὸν λάβῃ, ἐκ βάθους πάλιν ἀνοιδοῦν ἐκβάλλειν μετέωρα τὰ σώματα τῶν λουομένων ἔξω ἐπὶ τὸ ἔδαφος.*

Z. 132. *πεπλησμένην*] *γεγεμισμένην*. Vulc.

Z. 138. *ἀκρίτως*] *ἀδιακρίτως*. Vulc.

Z. 140. *Κρύπτον ἔσω τὸ καῖον*] Dieſes iſt genau die Lesart unſers Manuſcripts; aber ſchwerlich die wahre. Aldus lieſet, mit Verſtümmelung des Verſes, *Κρύπτων τὸ καῖον*. Eben ſo hat auch Vulcanius abdrucken laſſen; der jedoch in den Scholien hinzufügt: *γρ. κρυπτὸν ἔχων τὸ καῖον, τουτέσι, τὴν καυσικὴν δύναμιν.* Und dieſe Lesart des Vulcanius hat auch Stephanus; zwar nicht aus dem Vulcanius, ſondern entweder aus der Ausgabe des Badius, oder der Juntaſchen. Doch da *ἔχων* ſich nicht anders, als auf *καπνὸς* beziehen könnte, welches mir nicht ſo recht ſchicklich ſcheinet: ſo habe ich dafür unſer *ἔσω* vorgezogen. Wenn indeß dieſe Beziehung

doch Statt haben könnte, und sich von dem Rauche allerdings sagen liesse, daß er das Feuer verberge, ob es schon eigentlich der Fels ist, der es verbirgt: so könnte eben so gut das ohnedem in das Metrum passendere κρύπτων beybehalten, und der ganze Vers gelesen werden, Κρύπτων ἔσω τὸ καῖον.

Z. 141. σαφῶς] id est φανερῶς. Vulc.

Z. 142. Ἔλαιον εἶπερ ϛάξεις] So lesen die gedruckten Ausgaben alle; und so lieset auch unser Manuscript: nur daß dieses anstatt ϛάξεις, ϛάζεις hat; welches wegen des vorhergehenden ἀνάψεις nicht so gut ist. Sonst bringt Vulcanius in den Scholien, aus einer alten Abschrift (ich weiß nicht, ob aus der selbst, die er vor sich hatte, oder aus einer andern, die in der seinigen nur angeführt wurde) eine Lesart bey, die wegen ihrer Leichtigkeit den Vorzug verdienen würde, wenn das Metrum sie nicht verweigerte. Γραφ. ἐκ παλαιοῦ ἀντιγράφου· ἔλαιον ὑπερϛάξας.

Z. 144. ἐξέθαλψε] ἀνῆψε. Vulc.

Z. 146. πάντως] ἐκ παντός. Vulc.

Z. 147. Δέλτοι] βίβλοι. Vulc.

Z. ebend. ἄλλην] πέτραν. Vulc.

Z. 152. Ἅπτοντας αἰεὶ ὀᾳδας] Diese Zeile ist weder ganz so, wie sie unser Manuscript lieset, noch ganz so, wie sie die gedruckten Ausgaben lesen. Ich habe aus beiden eine dritte Lesart zusammengesetzt, die mich die nächste zu seyn bedünkte. Aldus hat: ἅπτοντας αἰείδαμας; Vulcanius, ἅπτοντες αἰείδαμας: aber das zweyte Wort, ist kein Wort. Dieser bringt also in den Scholien, als eine Lesart seines Manuscripts, dafür bey: ὡσεὶ ὀᾳδας; und diese Lesart fand sich vor ihm, auch schon von dem Stephanus, und wie mir daher wahrscheinlich, auch von andern Ausgaben angenommen. Daß es mit dem ὀᾳδας darinn seine Richtigkeit hat, ist wohl unstreitig. Nur möchte ich für ὡσεὶ dem ungeachtet lieber lesen αἰεὶ; wenn es auch nur wäre, um von der alten Lesart, die auch unser Manuscript hat, noch so viel als möglich zu retten. Dem Sinne nach, dürfte beides nicht weit auseinander seyn.

Z. 153. ῥιπίδι] Ῥιπὶς, τὸ πλατὺ πλέγμα, ὃ ϛρεφόμενον κινεῖ τὸν ἀέρα. Vulc.

Z. 156. τυφοῦται] τουτέϛι, ἀγριοῦται. Vulc.

V. 157. *Ἄλλης ὀπῆς*] *ἀπὸ ἄλλης ὀπῆς.* Vulc.

V. 158. *μίγδην*] ist die Lesart unsers Manuscripts, wofür die gedruckten Ausgaben alle *σμίγδην* lesen. Nur Vulcanius setzt in den Scholien dabey: *ἴσως, μίγδην.* Als ob es so ganz etwas ungewöhnliches wäre.

V. 160. *Τετρακτύος πιζοῦται*] *τουτέσι, τὴν τῶν τεττάρων στοιχείων μίξιν βεβαιοῖ.* Vulc.

V. 164. *Κιρνῶν*] Aldus lieset *κρινῶν* und Vulcanius *κρίνων*; beide falsch. Was vollends der muß gedacht haben, der in dem Gruterschen Exemplare *κυρνῶν ἢ κρηνῶν* dafür an den Rand geschrieben, kann ich nicht begreifen. *Κιρνῶν*, vermischend, welches unser Manuscript und Stephanus haben, ist das wahre, und kann sich hier insbesondere auf die Quelle beziehen, in der gleichsam Feuer und Wasser vermischt waren.

V. 166. *ἐγείρει*] *διανιζᾷ.*[1] Vulc.

V. 167. *κάλει*] *ὀνόμαζε.* Vulc.

V. 168. *φαντάζου*] *λογίζου.* Vulc.

V. 174. *Ἀναρχοφωτόμυσον*] *τουτέσι, ἄναρχον φῶς γινωσκόμενον.* Vulc. Und zwar ein heimliches, unzugängliches Licht, um auch das *μύσον* auszudrücken.

V. 175. *Ἀῤῥητολεπτόπνευσον*] *τουτέσιν, ἀῤῥήτως καὶ λεπτῶς ἐκπνεόμενον.* Vulc.

V. 176. *Κόσμους*] *τοὺς ἀνθρώπους δοκεῖ λέγειν κόσμους, τοὺς πληροῦντας τὸν κόσμον.* Vulc.

V. ebend. *φέρον*] *διεξάγον.* Vulc.

V. 177. *Ἐν πανσόφῳ χωρίῳ*] *ἐν τῷ κόσμῳ.* Vulc.

V. 178. *ἐνδίκῳ*] *δικαίᾳ.* Vulc.

V. 182. *πίστις*] *πίζωσις, βεβαίωσις.* Vulc.

V. 187. *τρισσόφωτον φαῦσιν*] *τουτέσιν τὴν ἁγίαν τριάδα.* Vulc.

V. 189. *θεώσεις*] Unser Manuscript lieset nicht so gut *θεάσεις.*

V. 190. *Μετουσίᾳ*] *μεταλήψει.* Vulc. Ohnstreitig sind beide Worte in dem kirchlichen Sinne hier zu nehmen, und die *μετάληψις εὐχαριστίας* zu verstehen; wovon Beyspiele beym Suicerus.

V. ebend. *τὸ κρεῖττον*] *ἤτοι, τὴν ψυχήν.* Vulc. Eben so,

[1] *διανιζᾶ.* [1773]

wie die untern Seelenkräfte, oder der Körper, τὸ χεῖρον τῶν παρ' ἡμῖν bey den alten Philosophen heissen.

Scholien. Ueber den Werth derselben, habe ich mich bereits erkläret. Sie sind völlig so abgedruckt, wie ich sie gefunden; einige offenbare Schreibfehler ausgenommen. So hieß es z. E. in der Scholie zur 63sten Zeile: θέλγητρον τὸ ἐμποιοῦν τρέψιν, anstatt τέρψιν. Was mir sonst zweifelhaft war, (z. E. das σφηκία ἡ συνθήκη τοῦ μέλιττος τῶν σφηκῶν, bey der 90sten Zeile, wo ohnstreitig das τοῦ μέλιττος, welches nicht einmal recht geschrieben ist, ganz ausgestrichen werden müßte) habe ich gelassen, wie es war. Was ich nicht verstehe, verstehen andere. Selbst auf Treue und Glauben der blossen Wörterbücher, habe ich nichts ändern wollen. Sonst hätte ich, bey der 120sten Zeile das αἴκνον τὸ δεῖπνον, vielleicht noch am ersten in αἴκλον verändern können und dürfen. So unbedeutend nun aber auch der ganze Wust ist: so habe ich doch gefunden, daß er dem ohngeachtet mit zu den Quellen gehört hat, die Phavorinus zu seinem Lexiko gebraucht. Denn die ganze Anmerkung von ὦ und ὤ, findet sich von Wort zu Wort bereits bey diesem. Daß aber nicht beide hier einen Dritten ausgeschrieben haben, ist daher klar, weil Phavorinus das ähnliche Exempel, ὦ τοῦ ξένου μετάλλου welches aus unserm Gedichte genommen ist, anführet. Die Anmerkung selbst ist sonst fein genug; und wird nicht immer so beobachtet, wie sie sollte. Selbst Vulcanius hat in beiden Fällen nur immer ὦ drucken lassen.

Ich komme nunmehr auf den Punkt, dessen ich oben erwähnet, und der den eigentlichen Verfasser des Gedichts betrift. Da aber der Vorwurf, den er sich darinn gewählt, vielleicht einiges Licht auf ihn werfen dürfte: so wird es nicht undienlich seyn, erst von diesem zu handeln.

Also: auf die Pythischen Bäder; εἰς τὰ ἐν Πυθίοις θερμά. Das ist: auf die Bäder in der Gegend, welche Πύθια[1] hieß. — Wo war diese Gegend? In welchem Lande? in welchem Theil der Welt lagen folglich diese Bäder? Man wird sich vergebens in den neuern Schriftstellern von der alten Geographie, darnach um-

[1] Πυθία [verdruckt 1773]

sehen. Der fleißigste und vollständigste derselben, Cellarius, weiß von keiner Gegend Pythia, von keinen darnach benannten Bädern. Es wäre also zu verwundern, wenn im Strabo, Ptolemäus, Stephanus, und den übrigen alten Erdbeschreibern etwas von ihnen vorkäme. Eben so wenig findet sich von ihnen die geringste Spur, in den neuerern Compilationen von Mineralischen Wassern und Bädern; dergleichen das sonst sehr weitläuftige Werk des Andr. Baccius de Thermis ist. Dem ohngeachtet sollte man aber freylich wohl von den Herausgebern des Gedichts, wenn auch nicht von denen, die es nur beyläufig in den verschiednen Ausgaben der Anthologie abdrucken lassen, doch wenigstens von denen, die es geflissendlich besonders bekannt gemacht haben, erwarten, daß sie einen so wichtigen Umstand nicht ganz mit Stillschweigen übergehen würden. Wie es nun Morellus gehalten, kann ich aus mehrberührter Ursache nicht wissen. Vulcanius wenigstens sagt keine Sylbe davon; und so ist es noch der einzige Ancantherus, der sich darüber auslassen zu müssen geglaubt. Er sagt nehmlich gleich zu Anfange seiner Anmerkungen: Titulus hujus poematii, *Thermae Pythiae*, ut quae essent in urbe Pytho Apollini sacra, ut refert Stephanus in Epitome de urbibus. —

Aber so wissen wir es ja auf einmal, was wir wissen wollen; und noch dazu aus eben dem Stephanus, von dem ich vorher sagte, daß er keiner Pythischen Bäder gedenke. Doch Ancantherus hat sich die Sache ein wenig zu leicht gemacht, indem er bey der ersten der besten Stadt stehen geblieben, von der sich die Benennung ableiten läßt. Zudem ist es nicht wahr, daß Stephanus das sagt, was er ihn sagen läßt. Stephanus sagt blos, daß die Stadt Pytho, das ist, mit dem bekanntern Namen, die Stadt Delphi, dem Apollo heilig sey: von Bädern aber in oder um diesem Pytho, sagt er nichts. Folglich ist auch das ganze Vorgeben des Ancantherus, auf Nichts gegründet.

Es bleibt dabey, daß weder Stephanus, noch vor dem Stephanus sonst ein alter Erdbeschreiber, der Pythischen Bäder erwähnet: und das Natürlichste, was hieraus zu schliessen, dürfte wohl dieses seyn, daß diese Bäder erst nach ihnen bekannt geworden, und man daher sich allenfalls bey den spätern Schriftstellern der Byzantinischen Geschichte des nähern erkundigen müsse. Und so ist es auch. Pro-

copius iſt derjenige, der uns in ſeinem Buche, worinn er die Gebäude erzählet, welche der Kayſer Juſtinianus durch ſein ganzes Reich theils neu errichten, theils wieder herſtellen laſſen, eine ſo ziemlich hinlängliche Nachricht von unſern Bädern ertheilet. Denn dieſer Kayſer war es eben, der ſie durch ſeinen Bau noch berühmter machte, als ſie, wegen ihrer natürlichen Kräfte, ſeit einiger Zeit bereits waren. Hier iſt die ganze Stelle: *Πηγαὶ δὲ θερμῶν φύσει ἐν Βιθυνοῖς ὑδάτων ἀναβλυζάνουσιν ἐν χώρῳ, ὅνπερ ἐπονομάζουσι Πύθια. Ταύτας ἔχουσιν παρὰ ψυχὴν ἄλλοι τε πολλοὶ καὶ διαφερόντως Βυζάντιοι, ἄλλως τε ὅσοις νοσώδεσι συμβαίνει εἶναι. Ἔνθα δὴ πολυτέλειαν ἐπιδέδεικται βασιλεῖ πρέπουσαν. Βασίλειά τε γὰρ ᾠκοδομήσατο οὐ πρότερον ὄντα, καὶ λουτρῶνα ἐν δημοσίῳ τῶν ἐκεῖ φυομένων θερμῶν ὑδάτων πεποίηται. Πηγὰς δὲ ποτίμων ὑδάτων ὡς ἑκάστῳ ἀποβλυζούσας ἐς τόνδε τὸν χῶρον ὀχεταγωγίᾳ διακομίσας, τὸν πρότερον ἐνταῦθα ἐπιχωριάζοντα περιεῖλεν αὐχμόν. Ἀλλὰ καὶ*[1] *τοῦ ἀρχαγγέλου τὸ τέμενος, καὶ τὸ τῶν νοσούντων ἀναπαυσήριον, μείζω τε καὶ καταπολὺ ἐπιφανέστερον κατεσήσατο.* (*) In Aſien alſo, nicht in Europa lagen unſere Bäder: in Bithynien, nicht in Phocis lag Pythia; eine Gegend, nicht eine Stadt. Dieſe Bäder wurden von den Byzantinern häufig beſucht; der Geſundheit und des bloſſen Vergnügens wegen. Sie hatten bereits die nothwendigſten Gebäude, ein Krankenhaus und einen Tempel; als Juſtinianus dieſe nicht allein erweitern und verſchönern, ſondern auch für ſich einen eigenen prächtigen Pallaſt daſelbſt erbauen ließ. Novum palatium condidit, ſagt der lateiniſche Ueberſetzer Matretus: nicht ſo recht wohl. Denn „einen neuen Pallaſt bauen," giebt zu verſtehen, daß ſchon ein Pallaſt da geweſen, welches aber Procopius ausdrücklich verneinet: *βασίλεια οὐ πρότερον ὄντα.* Juſtinianus war der erſte Kayſer, der um auf längere Zeit die Vorzüge des Ortes genieſſen zu können, ſeinen eigenen Pallaſt daſelbſt hatte. Auſſer dieſem ließ er auch ein öffentliches Badehaus bauen, und trinkbares Waſſer aus der Ferne herbey leiten, an welchem die Gegend zeither groſſen Mangel gehabt hatte.

(*) Lib. V. cap. 3. p. 98. Edit. *Maltret.*

[1] *Ἀλλὰ δὲ* [1773]

Und nun, da wir diese Verdienste des Justinianus um diese Bäder kennen: was folget daraus wahrscheinlicher Weise in Ansehung des Verfassers unsers Gedichts? Alle Handschriften nennen ihn Paulus Silentiarius. Man kannte aber bereits einen Mann dieses Namens und dieses Titels, der ebenfalls ein Dichter war, aus verschiedenen in der Anthologie von ihm aufbehaltenen Stücken. Warum also ohne Noth die Wesen vermehren? Warum soll nicht eben der Paulus Silentiarius, der die Epigramme in der Anthologie gemacht hat, auch unser Gedicht gemacht haben? Von diesem aber ist ausgemacht, daß er erster Geheimschreiber bey dem Kayser Justinianus gewesen: und was ist in unserm Gedichte, warum es nicht ein Geheimschreiber des nehmlichen Kayserś könnte gemacht haben? So schloß man; und ließ sich um den eigentlichen Vorwurf dieses Gedichts unbekümmert. Und nun, da wir den genauer kennen; da wir wissen, daß er Bäder betrift, welche eben der Kayser so sehr verschönert hatte, bey welchem jener Paulus die Stelle eines Silentiarius bekleidete: sollten wir anders schliessen? sollten wir nicht um so viel mehr ein Gedicht auf diese Bäder, eben demselben Paulus beylegen? Hiezu kömmt noch, daß er einen andern Bau seines Kayserś ebenfalls besungen: nehmlich der St. Sophien Kirche in der Hauptstadt, welche Justinianus, nach dem Tode seiner Gemahlin Theodora, vollenden ließ. Wenn Paulus dieses einer Kirche gethan: warum hätte er es nicht auch Bädern thun können, die gewissermaassen das Werk seines Kayserś noch mehr waren, als jene?

Ich frage, warum nicht? Oder, was ist denn nun der mächtige Grund, der uns bewegen soll, den Verfasser unsers Gedichts für einen ganz andern und weit jüngern Paulus Silentiarius zu halten, als für den, der unter dem Justinianus gelebt, und sich durch so ähnliche Arbeiten bekannt gemacht hat? Kein andrer als dieser: weil in einer Handschrift der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz, sich dieses unser Gedicht an den Kayser Constantinus Porphyrogennetus gerichtet findet, der mehr als vierhundert Jahre nach dem Justinianus regierte. *Πρὸς τὸν βασιλέα κύριον Κωνσαντῖνον τὸν Πορφυρογέννητον*, heißt es da nicht allein in der Aufschrift: sondern eine Anrede an diesen Kayser ist sogar dem Gedichte selbst eingeschaltet; indem die drey ersten Zeilen, welche sonst überall blos heissen,

Βούλει μαθεῖν, ἄνθρωπε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα,

allbort ſo lauten,

Βούλει μαθεῖν, Αὔγουϛε
Κωνϛαντῖνε κράτιϛε,
Θερμῶν ἄτεχνον ῥεῦμα.

Dieſes berichtet, wie wir geſehen, Fabricius aus der Abſchrift, welche Gudius von jenem Florentiniſchen Manuſcripte genommen hatte: dieſes beſtärkt Bandini, wo er in dem angezogenen Werke dieſes Manuſcript ſelbſt beſchreibt.

Aber ich kann es ſchwer begreiffen, wie dieſer letztre, was jener nur blos hiſtoriſch beybringt, für eine ganz ausgemachte Sache hat annehmen können. Citat hoc jambicum carmen, ſchreibt er, ex nostro Codice *Fabricius B. G. Vol. VI. p. 280.* ubi recte admonet, Paulum hunc nostrum longe diversum esse ab alio Paulo, qui Iustiniani Imperatoris Silentiariorum, sive Secretariorum primicerius fuit. Wie geſagt: das giebt Fabricius nicht für ſeine Meynung; er erzehlt blos, daß es in der Florentiniſchen Handſchrift vorgegeben werde. Freylich wundert mich, daß, wenn Fabricius jemals das Gedicht ſelbſt geleſen, er ſich entbrechen können, dieſem Vorgeben nicht geradezu zu widerſprechen. Es iſt ſo ungegründet, oder gründet ſich höchſtens auf eine ſo augenſcheinliche Verfälſchung, als nur immer ein nichtiges Vorgeben von der Welt. Der Beweiſe hiervon ſind mehrere, als eine ſolche Kleinigkeit bedarf. Denn vors erſte: der Zuſatz, worauf es hier ankömmt, findet ſich ſonſt nirgends als in dieſem einzigen Manuſcripte. Er findet ſich nicht in den drey übrigen Manuſcripten, welche in eben der Bibliothek von dem nehmlichen Gedichte aufbehalten werden; er hat ſich in keinem von den Manuſcripten gefunden, welche Aldus, Ancantherus, Stephanus, Vulcanius, Morellus, alle die ungenannten Herausgeber der Anthologie, gebraucht haben; er findet ſich eben ſo wenig in unſerm Manuſcripte. Was kann nun ein einziges gegen ſo viele? Denn vors zweyte: jener Zuſatz, jene Anrede an den Kayſer Conſtantinus, ſind in allen dieſen Manuſcripten nicht blos weggelaſſen, ſondern ſie haben anſtatt jener Anrede etwas, welches nur allein da ſtehen kann. Der Ton, auf den das ganze Gedicht geſtimmt iſt, iſt gegen die Anrede an

einen Kayser. „Du willst lernen, großmächtiger Kayser — Nun so „gieb Acht — So meyneſt du? aber ſo meyne ich. — Thu alſo das — „Unterlaß alſo jenes.“ — Wer hat jemals mit einem Kayſer ſo geſprochen? Und mit was für einem Kayſer hätte der Dichter ſo geſprochen? Gerade mit dem gelehrteſten von allen Griechiſchen Kayſern. Gegen ihn, gegen den Kayſer Conſtantinus Porphyrogennetus, hätte ein unbekannter Versmann ſich mit ſolchen Armſeligkeiten ein ſolches Anſehen geben dürfen? Kaum waren ſie noch gut genug, dem erſten dem beſten guten Freunde vorgeleyert zu werden, den man ſo unwiſſend annehmen kann, als man will. *Ἄνθρωπε* alſo, ſicherlich *ἄνθρωπε* war die Anrede, und nicht *Ἄθγουσε Κωνσαντῖνε κράτισε.* Denn vors dritte: wie deutlich verräth nicht auch ſchon das bloſſe *Κωνσαντῖνε* die Interpolation des unwiſſenden Abſchreibers? So viel Freyheiten ſich nehmlich auch Paulus, in Anſehung der Proſodie, durch das ganze Gedicht erlaubt hat: ſo iſt ihm doch nirgends ein ſo barbariſcher Vers entfahren, als dieſer *Κωνσαντῖνε κράτισε.* Die dritte Sylbe iſt bey ihm nie lang, wie ſie es doch hier ſeyn würde: und er wußte es zu gut, daß mit dieſer keine Licenz gelte, wenn ſeine Jamben wirklich noch Jamben bleiben ſollten. Er iſt alſo offenbar eingeſchoben, dieſer Vers; und zu einer Zeit eingeſchoben, als man die ſogenannten politiſchen Verſe machte, und die Sylben nicht mehr maaß, ſondern blos zählte. Dieſer einzige Vers mag aus den Zeiten des Conſtantinus Porphyrogennetus ſeyn: aber das Uebrige iſt es gewiß nicht. Soll ich noch ein Viertes hinzuſetzen? So wenig, oder ſo nichts auch, in dem ganzen Gedichte vorkömmt, was eine offenbare Beziehung auf die Zeit hätte, in welcher es geſchrieben worden: ſo finde ich doch ein Paar Zeilen, welche wenigſtens anzeigen, daß es nach dem achten Jahrhunderte wohl nicht geſchrieben worden. Der Dichter kömmt endlich auf Gott, der alle die angeführten Wunder in der phyſikaliſchen Welt ſchaffe; und ſagt:

Τοῦτον κάλει θεόν σου,
Τοῦτον φρεσὶ φαντάζου,
Μηδὲν τυπῶν πρὸς εἶδος,
Εἰ μὴ θέλεις γε παίειν.

„Mache dir ja nicht irgend ein ſinnliches Bild von ihm, wenn „du nicht ſtraucheln willſt.“ Ich meine, dieſes dürfte ſchwerlich nach

787 geschrieben seyn, als auf der Kirchenversammlung zu Nicäa die Verehrung der Bilder auf immer in der Griechischen Kirche eingeführt wurde. Weit eher dürfte es hingegen auf die Zeiten des Justinianus passen, als zu welchen sich der Bilderdienst allmälig einzuschleichen anfieng, aber noch bey vielen viel Widerspruch fand.

Indeß möchte ich auf den letztern Grund auch nicht zu sehr trauen; indem, so viel ich weiß, es bey den Griechen doch noch immer unerlaubt blieb, das eigentliche göttliche Wesen auf irgend eine Weise bildlich vorzustellen, und bey dem Dichter doch wohl nur von diesem die Rede ist. Genug daß die übrigen Gründe hinlänglich stark sind, den einmal bekannten Paulus Silentiarius in dem Besitze unsers Gedichts zu erhalten; ohne daß wir nöthig haben, uns einen zweyten dieses Namens aufdringen zu lassen. Wahr ist es, daß die Epigrammen, welche in der Anthologie von ihm vorkommen, ein wenig aus andern Augen sehen: doch da diese fast lauter verliebte Kleinigkeiten sind, so entsprang die ganze Verschiedenheit, die man zwischen ihnen, und den ihm streitig gemachten Jamben bemerken könnte, wohl nohtwendig aus der Verschiedenheit des Innhalts. Ob er sich in dem Gedichte auf die Kirche der heil. Sophie, besonders in den demselben vorgeschickten Jamben, ähnlicher ist, kann ich nicht sagen, weil die einzige Ausgabe dieses Gedichts, (vom Du Fresne, hinter dem Cinnamus) in unserer Bibliothek mangelt, und ich es sonst nie gelesen habe.

Nach allen diesen Erörterungen fiel mir noch bey, den Pythischen Bädern in den neuern Zeiten nachzuspüren. Daß sie, noch spät nach dem Justinianus, von den Kayserm besucht worden, sehe ich aus den Nachrichten, welche Constantinus Porphyrogennetus seinem Sohne Romanus, wegen der Kayserlichen Jacht (wenn ich anders *δρομώνιον* so übersetzen darf) ertheilet. (*) Er sagt ihm, daß Leo der Weise, welcher 886 zur Regierung kam, sich zuerst einer solchen Jacht bedienet, wenn er eine von seinen weitern Reisen thun wollen: *οἷον εἰς Νικομήδειαν, εἰς τὸν Ὄλυμπον, εἰς τὰ Πύθια.*[1] Wenn wir nun annehmen dürfen, daß Constantinus diese Orte nach ihrer weiteren und weitesten Entfernung von Constantinopel angegeben: so folget

(*) *Banduri* Imperium Orient. T. I. p. 113.

[1] *τὰ Πυθία.* [1773]

daraus, daß die Gegend Pythia von dort aus jenseit des Olympus gelegen. Hierherum suchte ich also unsere Bäder bey den neuesten und besten Reisebeschreibern, welche Natolien durchzogen. Beym Pocock, und andern, wo ich sie am liebsten gefunden hätte, fand ich sie nicht. Pocock hat zwar den Olympus besucht, und gedenket sehr schöner warmen Bäder, die an dem Fusse desselben, gegen Bursa zu, liegen. (*) Doch dieses sind die *Θερμὰ τῆς Προύσης*, die warmen Bäder zu Prusa, welche an der angezogenen Stelle des Constantinus ausdrücklich von den Pythischen Bädern unterschieden werden. Um den Olympus herum, ist Pocock nicht gekommen; wohl aber Paul Lucas. So berüchtigt dieser nun sonst, wegen seiner Leichtgläubigkeit, ist: so ziemlich kann man ihm doch trauen, wenn es auf das Terrain ankömmt. Was er also von den warmen Bädern bey Eskicher sagt, welchen Ort er auf seiner letzten Reise besuchte, verdienet allen Glauben (**). Und eben diese Bäder zu Eskicher, glaube ich gewiß, sind unsere Pythischen. Denn nicht allein ihre Lage trift mit jener, aus den Worten des Constantinus angegebenen, völlig überein; sondern auch was Lucas sonst von ihnen sagt, ist völlig von der Beschaffenheit, daß es mich in meiner Meynung bestärkt. Eskicher, sagt er, est pleine de belles Fontaines: toutes sont d'eau chaude; et l'on n'en boiroit point d'autre, si l'on n'avoit soin d'en faire refroidir. Was heißt das anders, als daß sonst kein trinkbares Wasser in dasiger Gegend zu finden? Ein Fehler, den nach dem Prokopius, wie wir gesehen, auch Pythia vor dem Justinianus hatte; und der nohtwendig wieder eintreten müssen, wenn man die Wasserleitung verfallen lassen, durch welche dieser Kayser ihm abhelfen ließ. Il y a aussi, fährt Lucas fort, cinq bains de ces eaux, dont un paroit assez antique; c'est un fort beau Dôme soutenu par de belles colomnes de jaspe et bâti de Marbre depuis les fondements. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieses das nehmliche öffentliche Bad, welches eben dieser Kayser, wie Prokopius meldet, erbauen lassen. Die prächtigen Rudera[1] eines sehr grossen Gebäudes aber, nebst einer Kirche

(*) Reisebes. deut. Uebers. Theil III. Seite 177.

(**) Voyage fait par Ordre du Roi. Tom. I. p. 103.[a] Amst. 1714.

[1] Ruder [verdruckt 1773] [a] [wohl nur verschrieben für] p. 130. [so wenigstens in der mir allein zugänglichen Pariser Ausgabe von 1712]

und eines Kirchhofes, welche Lucas anderthalb Französische Meilen von Eskicher sahe, sind ohne Zweifel der kayserliche Pallast selbst, der in einiger Entfernung von den Bädern gestanden, und die vom Prokopius besagte Kirche zum Erztengel gewesen. Von den Inscriptionen, die Lucas auf den Grabmählern des Kirchhofs fand, hat er sogar sieben abgeschrieben und mitgetheilet. Allein man weiß schon wie unbrauchbar die Inscriptionen des Lucas überhaupt sind; und diese sieben, wenn man sie ja noch etwas kann besagen lassen, besagen wenigstens nichts, was hier zur Sache gehört.

VI.

Vermeinte *ANEKΔOTA* des Antoninus in der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz.

Ich überlege, daß einige von meinen Lesern glauben dürften, nicht zeitig genug erfahren zu können, was es mit den obgedachten Stellen des Antoninus(*) für eine Bewandtniß habe, von welchen Bandini vorgiebt, daß sie noch ungedruckt, und in einigen Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Florenz zu finden wären. Die Sache läßt sich, an und für sich, gar wohl denken. Denn das Buch des Antoninus bestehet aus lauter einzeln, nur wenig zusammenhangenden Betrachtungen, von welchen sich in den Handschriften, aus denen die bisherigen Ausgaben besorgt worden, gar wohl einige könnten verlohren haben. Wenn sich diese nun sonst wo wiederfänden; gesetzt auch, nur in einem Auszuge des Ganzen, nach welchem man ihnen ihre angebohrnen Stellen in diesem Ganzen nicht anweisen könnte: so wären es doch noch immer so viele kostbare Perlen, die sich mehr durch ihren eignen Werth, als durch die Ordnung, in welcher sie aufgereihet sind, empfehlen. — Ich will also die versprochne genauere Anzeige, gleich itzt beyfügen.

Herr Bandini, wie bekannt, ist Vorsteher genannter Bibliothek, die sonst den Namen der Medicea oder Laurentiana führet;

(*) Seite 149.[1]

[1] [Seite 425 in dieser Ausgabe]

und hat die Griechiſchen Handſchriften derſelben in drey Folianten beſchrieben, wovon der erſte im Jahre 64, und der dritte im Jahre 70, ans Licht getreten. Wie viele Mühe ihm dieſes Werk müſſe gekoſtet haben; wie vielen Dank ihm die Gelehrten dafür ſchuldig ſind: das alles verſteht ſich von ſelbſt. Einem Bibliothekar insbeſondere, welcher Griechiſche Handſchriften unter ſeinem Beſchluſſe hat, und ſie nicht blos, wie der Hund das Heu, bewahren will, iſt es faſt unentbehrlich. Ich wenigſtens, für mein Theil, bekenne mit Vergnügen, daß es mir die erſprießlichſten Dienſte von der Welt thut. Und nur aus Erkenntlichkeit für dieſe Dienſte, will ich es hier wagen, mich dem Herrn Bandini wiederum durch eine kleine Auskunft gefällig zu machen.

Herr Bandini alſo fand in einer von den Handſchriften, welche das Gedicht des Paulus Silentiarius enthalten, auch Auszüge aus den zwölf Büchern des Antoninus *καθ' ἑαυτόν*. Ebendieſelben Auszüge, nur nicht immer in der nehmlichen Vollſtändigkeit, fand er noch in drey andern Handſchriften; und hielt es um ſo viel mehr der Mühe werth, bey Beſchreibung der erſtern, ſie nach allen vieren genau anzuzeigen, da er einige Stücke oder Paragraphen darunter zu bemerken glaubte, welche er in der gedruckten Ausgabe des Gataker, der beſten, die wir von dem Antoninus haben, alles Fleiſſes ohngeachtet, nicht auffinden können. Es iſt unumgänglich, die ganze Stelle, aus dem zweyten Tome ſeines Werks, herzuſetzen. — Nehmlich Cod. VII. Plut. LV. enthält zum

XIV. p. 265. *Marci Antonini ex libris XII. de rebus suis Excerpta Capita.* Haec cum in quatuor huius Bibliothecae Codicibus, quoad nobis hactenus innotuit, occurrant, in aliis plura, in aliis vero pauciora; placuit heic omnium, quotquot in ipsis habentur, initia proferre, et quidem eodem ordine, quo inibi jacent, servato. Praeterea quum prae manibus haberemus huius operis editionem Graec. Latin. Cantabrig. MDCLII. 4. non omisimus eorum singula diligenter in ipsa pervestigare, ut quaenam ex iis essent edita, quae vero secus, lectoribus innueremus. En igitur ipsorum series:

I. Inc. *Ἴδιον ἀνθρώπου.* Ex Libro VII. §. 22.

II. *Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους, σοφοὺς τὰ οὐράνια, κ. λ.* Non invenimus in dicta edit. quod idem monitum volumus intelligi, ubi nulla editionis citatio fiat.

III. *Φοβεῖταί τις μεταβολήν;* Libr. VII. §. 18.
IV. *Τὴν ὕαιναν τῇ τις μὲν ἄῤῥενα.*
V. *Ἵππος ἐῤῥιμμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐσιν.*
VI. *Μὴ αἰσχύνου βοηθούμενος.* Libr. VII. §. 7.
VII. *Ἀτυχὴς ἐγὼ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη;*
VIII. *Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες ἐμπέσωσιν.*
IX. *Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ.*
X. *Κύων δὲ θαλαττία τεκοῦσα.*
XI. *Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν.*
XII. *Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος τῶν τοῖς ἕλεσι, κ. λ.*
XIII. *Χελιδὼν δὲ ἄρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίσης.*
XIV. *Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον ἔμπαλίν φασι.*
XV. *Ὁποῖόν ἐσι τὸ λεγόμενον.* Lib. V. §. 8.[1]
XVI. *Ὅταν ἁλοητὸς ᾖ, καὶ σρέφονται.*
XVII. *Οὐδὲν οὐδενί.* Lib. V. §. 18.[1]
XVIII. *Τὸ ἡγεμονικόν.* Lib. V. §. 26.[2]
XIX. *Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας.*
XX. *Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλους.*
XXI. *Οἷον δὴ τὸ φαντασίᾳ.* Lib. VI. §. 13. Desinit in verbis: *τότε μάλισα καταγοητεύει.*
XXII. *Ἀνάνηφε καὶ ἀνακαλοῦ σεαυτόν.* Lib. VI. §. 31.
XXIII. *Ἀριζοτέλης λέγει τὸν ὑπὸ ὕδρου πληγέντα.*
XXIV. *Σπῖνοι δὲ ἄρα σοφώτεροι.*
XXV. *Οἷς συγκεκλήρωσαι*[3] *πράγμασι.* Des. *κατὰ νοῦν τὰ ἑαυτοῦ.* Lib. VI.[4] §. 39. et 40.
XXVI. *Καλεῖταί τις Διομήδεια νῆσος.*
XXVII. *Ὅπου ἔργον ἐπιτελεῖσθαι.* Lib. VII. §. 53.
XXVIII. *Συνεχῶς ἐφιζάναι.* Lib. VII. §. 62.
XXIX. *Πᾶσα ψυχὴ φησιν.* Lib. VII. §. 63.
XXX. *Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας σιτεῖται.*
XXXI. *Πόθεν ἴσμεν, εἰ μὴ τηλαυγής.* Lib. VII. §. 66.
XXXII. *Οἱ θεοὶ ἀθάνατοι.* Lib. VII. §. 70.
XXXIII. *Γελοῖόν ἐσιν.* Lib. VII. §. 71.
XXXIV. *Μέμνησο, ὅτι ὥσπερ αἰσχρόν.* Lib. VIII. §. 15.
XXXV. *Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι, κ. λ.*

[1] §. 7. [1773] [2] §. 28. [1773] [3] *συγκεκλήρωσαν* [1773] [4] Lib. IX. [1773]

XXXVI. *Τιμωροῦσιν ἀλλήλοις, ὡς ἄνθρωποι, κ. λ.*
XXXVII. *Εἴ ποτε εἶδες.* Lib. VIII. §. 34.
XXXVIII. *Μέμνησο, ὅτι ἀκαταμάχητον.* Lib. VIII. §. 48.[1]
XXXVIIII. *Μηκέτι μόνον.* Lib. VIII. §. 54.
XL. *Λέγουσι τὸν θῶα τὸ*[2] *ζῶον.*
XLI. *Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ σωφρονεῖν ἰχθύες.*
XLII. *Ὁ ἥλιος κατακεχύσθαι.* Lib. VIII. §. 57.
XLIII. *Τῷ ἐμῷ προαιρετικῷ.* Lib. VIII. §. 56.
XLIV. *Ὁ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις γινόμενος.*
XLV. *Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις.*
XLVI. *Ὁ ἀδικῶν ἀσεβεῖ.* Lib. IX. §. 1. Desinit autem in verbis, *δῆλον ὡς ἀσεβεῖ.*
XLVII. *Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν διαγνοίη.*
XLVIII. *Ἤτοι οὐδὲν δύνανται.* Lib. IX.[3] §. 40.
XLIX. *Τέσσαρας μάλιςα.* Lib. XI. §. 19.[4]
L. *Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος.*
LI. *Ὅτάν τινος ἀναισχυντίᾳ.* Lib. IX. §. 42.
LII. *Φαντάζου πάντα.* Lib. X. §. 28.
LIII. *Κατὰ μέρος ἐφ' ἑκάςου.* Lib. X. §. 29.
LIV. *Μηδενὶ ἐξέςω εἰπεῖν.* Lib. X. §. 32.
LV. *Τῷ δεδηγμένῳ ὑπὸ τῶν ἀληθῶν.* Lib. X. §. 34.
LVI. *Τὸν ὑγιαίνοντα ὀφθαλμόν.* Lib. X. §. 35.
LVII. *Καταφιλοῦντα τὸ παιδίον.* Des. *τὸ νῦν μὴ ὄν.* Lib. XI. §. 34. et 35.
LVIII. *Ὁ θεὸς πάντα τὰ ἡγεμονικὰ.* Lib. XII. §. 2.[5]
LIX. *Οἱ ἐνιςάμενοι προϊόντι.* Lib. XI. §. 9.
LX. *Ὧι μὴ εἷς καὶ ὁ αὐτός ἐςι.* Lib. XI.[3] §. 21.
LXI. *Πολλάκις ἐθαύμασα, πῶς ἑαυτόν, κ. λ.* Lib. XII. §. 4. Desinit autem in verbis, *ἢ τὴν τῶν ἄλλων.*
LXII. *Ἤτοι ἀνάγκη εἱμαρμένης.* Des. *ἀποσβήσεται.* Lib. XII. §. 14. et 15.
LXIII. *Πρὸς θανάτου καταφρόνησιν.* Lib. XII. §. 34.

Ex recensitis igitur sexaginta tribus capitibus, Codex VII. Plut. LV. quem modo recensemus, habet tantummodo quinquaginta integra, et duo mutila; nimirum incipiunt a primo usque

[1] §. 84. [1773] [2] *τὸν* [1773] [3] Lib. X. [1773] [4] §. 41. [1773] [5] §. 12. [1773]

ad vigesimum inclusive. Vigesimum primum caret fine, ac trigesimum initio, unius fortasse, aut alterius folii iactura inter p. 266. et 267. qua reliqua etiam, quae vigesimum primum inter et trigesimum iacent, periere. Desinit autem in sexagesimo.

Codex XVII. Plut. LIX. et Codex XIII. Plutei LXXIV. habent tantum triginta novem, nimirum I. III. VI. VII. XV. XXXVII. XVII. XVIII. XXI. XXII. XXV. XXVII. XXVIII. XXIX. XXXI. XXXII. XXXIII. XXXIV. XXXV. XXXVIII. XXXIX. XLII. XLIII. XLVI. XLVIII. IL. et LI. cum reliquis usque ad finem.

Codex denique XLIV. Plut. LIX. praeter prima quatuor Capita, reliqua omnia exhibet, incipiens a quinto, et desinens in sexagesimo tertio. Horum vero Capitum inscriptio in primis tribus Codicibus eadem est, nimirum *Μάρκου Ἀντωνίνου ἐκ τῶν καθ' ἑαυτόν*. Finalis vero in primo Codice est: *ὁμοῦ κεφάλαια ξ'*. In secundo: *τέλος τῶν φιλοσόφων τοῦ Ἀντωνίνου Μάρκου*. In tertio: *Τέλος*. In quarto denique neque in principio, neque in fine vllum auctoris nomen.

Wer kann dieſes leſen, der den Antoninus kennet, und für Begierde nicht brennen? So manches von dieſem Manne noch ungedruckt, aus deſſen Munde kein Wort auf die Erde hätte fallen müſſen? der vollends keine Sylbe ſollte geſchrieben haben, die noch itzt mit Motte und Moder kämpfte? Auch ſind das, wahrlich, nicht blos leidige Fragmente, wie man ſie aus den Anführungen eines Grammatikers zuſammenſtoppelt. Es müſſen anſehnliche Stellen ſeyn, wenn man ſie nach denen ſchätzen darf, die in den gedruckten Ausgaben davon vorkommen. Ja, da ſie, der Zahl nach, faſt die Hälfte ausmachen; indem ihrer alle zuſammen drey und ſechzig, der vom Bandini unnachgewieſnen aber ſechs und zwanzig ſind: ſo müſſen dieſe ſechs und zwanzig faſt ſo viel betragen, als wenigſtens das kürzeſte von den zwölf Büchern, woraus das ganze Werk beſtehet. Nehmlich: Nummer II. IV. V. VII. VIII. IX. X. XI. XII. XIII. XIV. XVI. XIX. XX. XXIII. XXIV. XXVI. XXX. XXXV. XXXVI. XL. XLI. XLIV. XLV. XLVII. und L. Lauter noch ungedruckte Paragraphen des Antoninus!

Iſt es möglich? — Und Herr Bandini konnte ſich begnügen laſſen, uns dieſen Schatz blos anzuzeigen? Was hinderte ihn, die

Welt nicht gleich in den Besitz desselben zu setzen? Er hat so manche *Ἀνέκδοτα* seinem Verzeichnisse einverleibet, wovon viele schwerlich eine einzige Sentenz des Antoninus werth sind: und warum denn nun nicht auch diese?

Doch ehe man sich weiter den Kopf über diese Frage zerbricht, und ehe noch gar ein ehrlicher Deutscher nach Italien schreibt, und es sich Höflichkeit und Geld kosten läßt, eine Abschrift von den vortrefflichen Dingen zu erhalten, nach welchen man uns ehrlichen Transalpinern den Mund so wäßrig zu machen weiß; so will ich, was ich schon zu verstehen gegeben, hier förmlichst anzuzeigen nicht ermangeln.

Nehmlich: daß in diesem Punkte unsere Augusta der Medicea nichts nachgiebt, indem sie nicht allein ebendieselben schon gedruckten, sondern auch ebendieselben noch ungedruckten Paragraphen des Antoninus, in einer Handschrift besitzet, die aller Wahrscheinlichkeit nach das Original jener vier Florentinischen gewesen. Denn die Florentinischen insgesammt sind verstümmelt, und was Bandini aus ihnen allen zusammensetzen müssen, das enthält unsere Eine Handschrift in der besten Vollständigkeit und Ordnung; ja vollkommen in der nehmlichen Ordnung, als sich aus Zusammenhaltung jener viere ergeben. Und, wie gesagt, es ist eben dieselbe, die ich in dem vorigen hinlänglich beschrieben, und in der, nach den Gemälden des Philostratus, alles das, unter der Aufschrift *Μάρκου Ἀντωνίνου*[1] *ἐκ τῶν καθ' αὐτὸν*, folget.

Damit ich aber auch diese meine Anzeige augenscheinlich bestätige: so will ich sofort, was Bandini unterlassen, nachhohlen, und seine Anfangsworte der noch ungedruckten Paragraphen, aus unserer Handschrift ausfüllen. Ich fange also bey Nummer II. an, und will von da zu allen den übrigen, wenn Gott will, fortgehen, die er in der gedruckten Ausgabe des Antoninus nicht nachgewiesen hat.

II.

Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους σοφοὺς τὰ οὐράνια ᾄδουσι οἱ συγγραφεῖς. μύρμηκες δὲ οὔτε εἰς οὐρανὸν ἀναβλέποντες, οὐδὲ τὰς τοῦ μηνὸς ἡμέρας ἐπὶ δακτύλων ἀριθμεῖν ἔχοντες, ὅμως δῶρον ἐκ

[1] *Ἀντωνίνου* [1778]

φύσεως εἰλήχασι παράδοξον· τῇ γὰρ ἡμέρᾳ τοῦ μηνὸς τῇ νέᾳ, εἴσω τῆς ἑαυτῶν ζέγης οἰκουροῦσι, τὴν ὀπὴν οὐχ ὑπερβαίνοντες, ἀλλὰ ἀτρεμοῦντες.

IV.

Τὴν ϝαιναν τῆτες(*) μὲν ἄῤῥενα εἰ θεάσαιο, τὴν αὐτὴν εἰς νέωτα ὄψει θῆλυν· εἰ δὲ θῆλυν νῦν, μετὰ ταῦτα ἄῤῥενα· κοινωνοῦσί τε ἀφροδίτης ἑκατέρας· γαμοῦσί τε καὶ γαμοῦνται ἀνὰ ἔτος πᾶν· ἀμείβουσαι τὸ γένος· οὐκοῦν τὸν καινέα καὶ τὸν τειρεσίαν, ἀρχαίους ἀπέδειξε τὸ ζῶον τοῦτο οὐκ ὄμποις[1] ἀλλὰ τοῖς ἔργοις αὐτοῖς.

V.

Ἵππος ἐῤῥιμμένος, σφηκῶν γένεσίς ἐσιν· ὁ μὲν γὰρ ὑποσήπεται· ἐκ δὲ τοῦ μυελοῦ ἐκπέτονται οἱ θῆρες οὗτοι· ὠκίζου ζώου πτηνὰ ἔκγονα τοῦ ἵππου οἱ σφῆκες.

VII.

Ἀτυχὴς ἐγὼ ὅτι τοῦτό μοι συνέβη; οὐμενοῦν· ἀλλ' εὐτυχὴς ἐγὼ· ὅτι τοῦτο[2] μοι συμβεβηκότος, ἄλυπος διατελῶ· οὐθ' ὑπὸ τοῦ παρόντος θρανύμενος, οὔτε τὸ ἐπιὸν φοβούμενος, συμβῆναι μὲν γὰρ τὸ τοιοῦτο παντὶ ἐδύνατο, ἄλυπος δὲ οὐ πᾶς ἐπὶ τούτῳ ἂν διετέλεσε· διατὶ[3] οὖν ἐκεῖνο μᾶλλον ἀτύχημα· ἢ τοῦτο ἐντύχημα· λέγεις δὲ ὅλως ἀτύχημα ἀνθρώπου ὃ οὐκ ἔξιν ἀπότευγμα τῆς φύσεως τοῦ ἀνθρώπου; ἀπότευγμα δὲ τῆς φύσεως τοῦ ἀνθρώπου εἶναι δοκεῖ σοι, ὃ μὴ παρὰ τὸ βούλημα τῆς φύσεως αὐτοῦ ἐξί; τί οὖν τὸ βούλημα μεμάθηκας· μήτι οὖν τὸ συμβεβηκὸς τοῦτο κολύεισε[4] δίκαιον εἶναι· μεγαλόψυχον· σώφρονα· ἔμφρονα· ἀψευδῆ· αἰδήμονα· ἐλευθέριον· τ' ἄλλα ὥνπερ ὄντων ἡ φύσις τοῦ ἀνθρώπου ἀπέχει τὰ ἴδια.

VIII.

Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες ἐμπέσωσι ἀνανεῦσαι καὶ ἀνελθεῖν οὐ δυνάμενοι, τὰς ἀλλήλων οὐρὰς ἐνδακόντες, εἶτα ἑφελκουσι· τὸν δεύτερον ὁ πρῶτος· καὶ ὁ δεύτερος τὸν τρίτον· οὕτω μὲν οὖν δὴ καὶ τοῖς ἀλλήλοις συμμαχεῖν καὶ ἐπικουρεῖν ἡ σοφωτάτη φύσις ἐξεπαίδευσεν.

IX.

Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ, καὶ γὰρ ἡ ζώων ἐςὶ θρασυτάτη· ἀλλὰ γοῦν οὔτε ἀνέχει οὔτε νηκτικὴ ἐςι· καὶ διὰ ταῦτα ἀποπνίγεται. εἰ δὲ αὐτῆς ἐξέλοις τὸν νεκρὸν καὶ τέφραν ἐμπάσαις καὶ καταθήσεις ἐν ἡλίου αὐγῇ, ἀναβιώσεις τὴν μυῖαν.

Doch wahrlich, der Spaß iſt weder des Papiers, noch der Mühe werth, die er mich koſtet. Hier will ich einhalten: denn ich hätte ſchon

(*) Für τῆτες, ſo viel als heuer, in dieſem Jahre, hat Bandini unrichtig τῇ τις geleſen.

[1] [wohl nur verſchrieben für] οὐ κόμποις [2] [vielleicht nur verdruckt für] τούτου [3] [wohl nur verdruckt für] διατί [4] [vielleicht nur verdruckt für] κωλύει σε [oder für] κωλύσειε

gleich bey der erſten Probe einhalten können. — Was wären das? Stellen des Antoninus? Ich will Nummer VII. ausnehmen: was iſt in allen den andern, was ſie dieſes Namens nur im geringſten würdig machte? Daß die Ameiſen ſich auf den erſten Tag eines jeden Monats verſtehen, ohne die Tage an den Fingern zählen zu können; daß die Hyäne ein Jahr ums andere, Männchen und Weibchen iſt; daß Weſpen aus dem Marke eines faulenden Pferdes empor fliegen; daß die Mäuſe, wenn ſie in den Keſſel gefallen, einander an den Schwänzen heraushelfen; daß ertrunkene Fliegen unter Aſche wieder lebendig werden: vortrefliche Siebenſachen! Um die ſollte ſich Antoninus bekümmert haben? die ſollte er gewürdiget haben, niederzuſchreiben? Wer kennet ſeine Betrachtungen auch nur vom Hörenſagen, und ſtehet einen Augenblick an, auf das zuverſichtlichſte zu entſcheiden, daß dieſe Brocken unmöglich jemals darinn geſtanden haben können? Ja, wer hat ſich in Griechiſchen Büchern noch ſo wenig umgeſehen, und weiß nicht ſogleich, wo ſie her ſind? oder vermuthet es wenigſtens nicht ſogleich, wo ſie her ſeyn könnten? Allem Anſehen nach; aus dem Aelianus, von der Natur der Thiere.

Und daher ſind ſie denn auch wirklich: die angeführten fünfe ſowohl, als die übrigen alle, die Hr. Bandini ſonach freylich nicht in dem Antoninus finden konnte. Hier iſt die Nachweiſung derſelben:

II. *Βαβυλωνίους τε καὶ Χαλδαίους.* *Aelianus* Lib. I. c. 22.
IV. *Τὴν ὕαιναν τῆτες μὲν ἄῤῥενα.* *Ael.* Lib. I. c. 25.
V. *Ἵππος ἐῤῥιμμένος σφηκῶν γεν.* *Ael.* Lib. I. c. 28.
VII. *Ἀτυχὴς ἐγὼ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη; κ. λ.*
VIII. *Εἰς τοὺς ψυκτῆρας ὅταν οἱ μῦες.* *Ael.* L. V. c. 22.
IX. *Μυῖα ἐμπεσοῦσα εἰς ὕδωρ.* *Ael.* Lib. II. c. 29.
X. *Κύων δὲ θαλαττία τεκοῦσα.* *Ael.* Lib. I. c. 17.
XI. *Τὴν σηπίαν ὅταν μέλλωσιν αἱρεῖν.* *Ael.* Lib. I. c. 34.
XII. *Ὁ ἰχθὺς ὁ κέφαλος.* *Ael.* Lib. I. c. 3.
XIII. *Χελιδὼν δὲ ἅρα τῆς ὥρας τῆς ἀρίστης.* *Ael.* Lib. I. c. 52.
XIV. *Ὁ μέροψ τὸ ὄρνεον.* *Ael.* Lib. I. c. 49.
XVI. *Ὅταν ἀλογητὸς ᾖ.* *Ael.* Lib. IV. c. 25.
XIX. *Οἱ ἵπποι τὰς κάτω βλεφαρίδας.* *Ael.* L. IV.[1] c. 50.
XX. *Ἡ πάρδαλις πέντε ἔχει δακτύλους.* *Ael.* Lib. IV. c. 49.

L. I. [1773]

XXIII. *Ἀριστοτέλης λέγει τὸν ὑφ' ὕδρου. Ael.* L. IV. c. 57.
XXIV. *Σπῖνοι δὲ ἄρα σοφώτεροι. Ael.* Lib. IV. c. 60.
XXVI. *Καλεῖταί τις Διομήδεια νῆσος. Ael.* Lib. I. c. 1.
XXX. *Ὁ σκάρος πόας μὲν θαλαττίας. Ael.* Lib. I. c. 2.
XXXV. *Οὐδενὶ μεμπτέον· εἰ μὲν γὰρ δύνασαι· κ. λ.*
XXXVI. *Τιμωροῦσι ἀλλήλοις, ὡς ἄνθρωποι. Ael.* Lib. I. c. 4.
XL. *Λέγουσι τὸν θῶα τὸ ζῶον. Ael.* Lib. I. c. 7. 8.
XLI. *Ἦσαν δὲ ἄρα καὶ σωφρονεῖν ἰχθύες. Ael.* Lib. I. c. 13.
XLIV. *Ὁ κηφὴν ὁ ἐν μελίτταις. Ael.* Lib. I. c. 9.
XLV. *Εἰσὶ δέ τινες καὶ ἐν ταῖς μελίτταις. Ael.* Lib. I. c. 10.
XLVII. *Μελιττῶν δὲ ἡλικίαν. Ael.* Lib. I. c. 11.
L. *Πατὴρ δὲ ἐν ἰχθύσιν ὁ γλαῦκος. Ael.* L. I. c. 16.[1]

Ich bin weit entfernt, die geringſte nachtheilige Anmerkung über ein ſo ſonderbares Quidproquo eines ſo gelehrten Mannes zu machen. Ein Litterator, der ſeine Gedanken unter tauſend und tauſend Scharteken von Büchern und Handſchriften vertheilen muß, kann gar leicht, für lauter Gelehrſamkeit, ſeiner klaßiſchen Lektüre vergeſſen.

Nur zwey Nummern ſind in meiner Nachweiſung noch ausgefallen, die, ſobald ich ſie in der Handſchrift geleſen hatte, ich mir gleich nicht einkommen ließ, in dem Aelianus zu ſuchen. Nehmlich Nummer VII und Nummer XXXV. Dieſe gehören allerdings dem Antoninus: nur Schade, daß ſie aber auch ſchon gedruckt ſind; und zwar in dem Werke des Antoninus ſelbſt. Hr. Bandini hat in der Eil nur immer die Anfangsworte der Paragraphen deſſelben geleſen; und mehr nicht. Wenn er nur ein wenig weiter geleſen hätte, ſo würde er Nummer VII. welches ſich anfängt: *Ἀτυχὴς ἐγὼ, ὅτι τοῦτό μοι συνέβη*, im 49ſten Paragraphen des vierten Buchs; und Nummer XXXV. *Οὐδενὶ μεμπτέον*, im 17ten Paragraphen des achten Buches, gar wohl gefunden haben.

Ob ſonſt dieſes ganze Mengſel von ſo heterogenen Auszügen aus dem Antoninus und Aelianus, in unſerm Manuſcripte etwas zu Berichtigung des einen oder des andern beytragen könne: mag man aus der angeführten Probe ſchlieſſen, in der ich mich genau an daſſelbe gehalten habe, ohne das geringſte nach den gedruckten Lesarten zu ändern.

[1] c. 26. [1773]

VII.

Leibnitz von den ewigen Strafen.

Ich sehe, daß gegenwärtig bey unsern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenstrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch so werden, daß er endlich entschieden und beygelegt heissen könnte! Denn das ist ohne Zweifel bey dergleichen Streitigkeiten das Traurigste, daß sie gemeiniglich nichts erstreiten, und sich zwanzig oder funfzig Jahre später, der erste der beste Zelote oder Vernünftler berechtiget glaubt, die Sache ganz wieder von vorne anzufangen.

Einem solchen Schwätzer nicht gleich zu werden, ist es höchst nöthig, vorher die Geschichte der streitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu studieren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger seinen Faden fallen lassen, kann man durch Aufhebung derselben, und durch Vergleichung ihrer verschiedenen Richtungen, den entweder verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuschlagen hoffen. Wenn gar unter diesen Vorgängern sich Leibnitze befinden: was kann schlechterdings lehrreicher seyn, als sich in die geringsten Fußtapfen derselben zu stellen, und von da aus um sich zu schauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des grossen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir gienge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht besser, als mit Mosheims Worten angeben zu können; besonders da diese Worte selbst, dabey gelegentlich eine litterarische Erläuterung und Bestätigung erhalten können.

Als Mosheim 1725 seine hierhergehörige Schrift, hinter dem ersten Theile seiner heiligen Reden, herausgab, schickte er folgende Erklärung darüber voraus. „Die beygefügten Gedanken von der Lehre „derer, die den Strafen der Hölle ein Ziel setzen, sind von mir ge„fodert worden. Andere haben weitläuftiger und gelehrter von dieser „Sache geschrieben. Und ich kanns daher wohl leiden, wenn man „glaubt, meine Arbeit sey unnöthig. Die unschuldige Uebereilung von „einigen meiner Freunde, die gegen mein Wissen dieselbe wollen drucken „lassen, und zwar nicht ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich ihr „Vorhaben erfahren, ihnen zu versprechen, daß ich selbst den Druck

„besorgen würde. Ich vollziehe jetzund meine Zusage. Und was ist „denn hierin strafwürdiges? Oder würde ich nicht, wenn ich meine „Zusage nicht gehalten, eben so sehr gesündiget haben, als da ich dieselbe „vollziehe? Es ist endlich besser, einige Bogen zu viel, als zu wenig, „von dergleichen Dingen der Welt zu liefern. Und je mehr Einfluß „diese Lehre in gewisse Wahrheiten des Glaubens hat, die den Grund „der Seligkeit betreffen, je öfters hat man Ursache, die Beweisthümer „derselben feste zu setzen. Man pflegt stets auf die Vernunft hierinn „sich zu berufen. Und es kömmt vielen der berühmtesten Männer vor, „als wenn die Sache derjenigen, welche die Ewigkeit der Strafen be„haupten, beynahe verlohren seyn würde, wenn man diese allein fragen „wollte. Ich glaube das Gegentheil, ohne daß ich andere deswegen „verachten will, die anders denken. Mir deucht, daß die Vernunft, „wo nicht stärker, doch eben so stark, vor diejenigen streite, welche die „Ewigkeit, als vor die, welche das Ende der göttlichen Rache ver„theidigen. Man sieht oft gewisse Meynungen der Menschen, die den „Beyfall der meisten erhalten, für klare Gesetze der Vernunft an, die „man nicht leugnen darf. Und oft mißt man die Gerechtigkeit des „göttlichen Gerichtes nach der Gewohnheit der menschlichen Richter„stühle ab. Das scharfsinnigste, was vor das Ende der Höllenstrafen „geschrieben, sind die Gedanken eines sonst gelehrten Mannes, dem man „Schuld giebt, daß er vor seinem Ende in die giftigen Irrthümer der „Socinianer verfallen. Ich habe dieselben nicht obenhin gelesen, und „gebe dem Verfertiger das Zeugniß eines nicht übel beschaffenen Ver„standes. Aber wenn man einige Zweydeutigkeiten hebt, und die Kraft „der Schlüsse von den menschlichen Sachen auf die göttlichen leugnet, „so wird der sogenannte Beweis ein Schatten, bey dem man den Zu„sammenhang vergebens sucht. Ich bin lange Willens, in einer La„teinischen Schrift die Geschichte der Lehre, von der hier die Rede, „vorzutragen, und nicht nur die Quellen derselben zu entdecken, son„dern auch die unterschiedenen Arten, ihr eine Farbe und Gewicht zu „geben, zu untersuchen. Eine Menge von andern Arbeiten, die zum „Theile nicht unbekannt, hat bisher die Ausarbeitung derselben auf„gehalten. Vielleicht finden sich bald einige Stunden, in welchen ich „den gesammleten Vorrath von Gedanken und Zeugnissen in Ordnung „bringen und der Welt vorlegen kann."

Wer jener gelehrte Mann sey, der noch das Scharfsinnigste für die verneinende Meynung geschrieben, zeigt Mosheim durch den untergesetzten Titel der Schrift selbst an, *Ernesti Soneri* Demonstratio Theologica et Philosophica, quod aeterna impiorum supplicia, non arguant Dei justitiam, sed injustitiam, und fügt hinzu: „Der welt„berühmte Herr von Leibnitz hat dies Werkchen herausgeben wollen, „welches sehr selten ist. Ich habe eine Abschrift desselben zur Hand, „vor dem bereits die Vorrede steht, die er mit demselben wollen drucken „lassen. Ein anderer Ort, wird mir Gelegenheit geben, hievon mehr „zu erwähnen, da ich zugleich die Güte desjenigen rühmen werde, dem „ich diese und andere hierher gehörige Sachen zu danken habe."

Nun ist leider Mosheimen die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier seine Leser vertröstet, und die er ohne Zweifel in jener Lateinischen Schrift zu finden hoffte, welche er von der Geschichte der streitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, so ist auch die gedachte Vorrede des Leibnitz, zu dem Sonerschen Beweise, darüber im Verborgenen geblieben, und fast gänzlich vergessen worden. Denn seit 1737, als Ludovici in der Historie der Leibnitzischen Philosophie,(*) Mosheimen seines Versprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von jemand andern anders, als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner,(**) wenn er die Schrift des Sonerus, wegen ihrer Seltenheit, anführte, wäre gedacht worden. Selbst von Bruckern nicht, der doch bey Erzählung von Soners Verdiensten um die Aristotelische Philosophie,(***) die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn sie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke, die wir dem Herrn Dutens zu danken haben, erschienen ist: so dürfen wir uns um so weniger darüber wundern, da Deutschland überhaupt so äusserst nachläßig gewesen, die Bemühungen dieses würdigen Ausländers zu unterstützen. Anstatt daß man sich um die Wette hätte beeifern sollen, ihm mit so vielen ungedruckten Vermehrungen, als sich nur immer auftreiben lassen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufsätze seines Autors angezeigt. Denn er, als ein

(*) Theil II. S. 27.

(**) Wie etwa vom Vogt, Cat. libr. rar. p. 635.

(***) Hist. cr. Phil. T. IV. P. 1. p. 312.

Ausländer, konnte sie freylich nicht alle selbst wissen; und der einzige ehrliche Brucker konnte sie ihm freylich auch nicht alle nachweisen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht blos unterblieben, weil jeder Deutsche Gelehrte besorgen mußte, daß ihm schon ein anderer darinn zuvorgekommen: so ist es weit weniger befremdlich, als das todte Stillschweigen, welches unsere Recensenten darüber beobachten. Wußten sie denn also gar nichts, was in diesen sämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringsten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich itzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf diesen Ausfall gebracht hat. — Also kurz: eben diese Vorrede, welche Leibnitz zu Soners Schrift gemacht hat, welche Mosheim besaß, welche Mosheim drucken lassen wollte, und nicht drucken ließ, ist es, was ich hier aus unserer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu lassen, wie sie in unsere Bibliothek gekommen, muß ich sagen, daß sie Mosheim selbst, dem Ansehen nach, aus unserer Bibliothek erhalten. Wenigstens war derjenige, dessen Güte, in Mittheilung derselben, er anderwerts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius Hertel. Doch da Hertel mit Leibnitzen selbst viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem sehr begierig war, was selten und heterodox hieß: so kann es eben so wohl seyn, daß er sie mit sammt der Sonerschen Schrift, Mosheimen aus seinem eignen litterarischen Vorrathe mitgetheilet, als unter welchem[1] sie also, erst nach seinem Tode, unserer Bibliothek einverleibet worden wäre. Dieses wird mir auch daher wahrscheinlicher, weil sich nicht nur eine Abschrift von Mosheims Gedanken, sondern auch dessen eigenhändiger Brief an Herteln dabey befindet. Jene stimmt mit dem nachher geschehenen Abdrucke völlig überein; diesen aber will ich in der Anmerkung (*) ganz vorlegen; und so, ohne weiteres, den Leser zur Hauptsache kommen lassen.

(*) „Nebst nochmaliger gehorsamster Danksagung für die meinetwegen neulich „genommene Mühe, sende ich hier sowohl meine eigene Einfälle, als Soneri Be„denken von den Strafen der Höllen zurück. So spitzfindig dieses letztere eingefädelt, „so leicht ist mit dem ehrlichen Manne nach seinen eignen Grundsätzen auszukommen. „Er setzt zum Grunde, in Gott sey keine andere Gerechtigkeit, als diese, daß er „seine Zusage halten müsse; in allen andern sey seine Macht unumschränkt. Sehr

[1] unter welchen [1773]

Leibnitii Praefatio.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, Demonstratio, quam vocat, Theologica etc. de injustitia aeternarum poenarum, laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est, solent enim fere aestimare homines, quae non noverunt. Vt saepe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandam,[1] delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen eius magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argumenti decipiatur, cuius vis huc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo poenae quoque debent esse finitae. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. „Si impiorum delicta sint infinita, aut ut talia con- „siderari possint, vel habent vim istam infinitam ex se ipsis, vel „a delinquente, vel ab eo in quem et contra quem delinquitur, „vel ab horum aliquibus, vel ab omnibus simul; sed nullo istorum „modorum possunt esse infinita, aut ut talia considerari, et tamen „praeter hos[2] nullus alius superest modus, quo infinita dici et esse „possint: ergo omnino non sunt infinita."

Quae communiter respondere solent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum poenarumque petitum, apud ipsos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici potest infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, seu gradu intensivo, aliisque quorum autor meminit, sed et a numero peccata

„wohl! So wird denn deutlich folgen, daß Gottes Gerechtigkeit gar nicht hindere, „daß er den Gottlosen ewige Strafen auflegen könne. Nach seiner Macht kann er „dieß thun. Der ganze Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott wirklich „in der Schrift den Gottlosen ewige Strafen gedrohet. Aber kömmts so weit, so „wird der ehrliche Socinianer verlieren, und man wird ihm auf eins zehen ant- „worten können. Ich schriebe mehr, wenn ich mein Meister wäre. Uebermorgen „soll ich wieder disputiren, und meine andern Collegia sollen auch vor Ostern ge- „endiget seyn. Daher wird mir fast kein Augenblick frey gelassen, und, die ich „frey habe, muß ich zur Ausfertigung des Halesii anwenden. Meine Betrach- „tungen über die Conduite der Dordrechtschen Väter werden eben nicht wohl „den Advocaten dieses Concilii gefallen. Doch sie sind auf klare Facta und Sätze „der Vernunft gegründet. Ich bin ohne Ausnahme, u. s. w.

Mosheim."

[1] refutandum [1773] [2] his [verdruckt 1773]

infinita dici possunt. Etiamsi igitur concederemus ipsi, nullum peccatum per se infinitum esse; revera tamen dici potest, damnatorum infinita numero peccata esse; quoniam per totam aeternitatem in peccando perseverant. Quare si aeterna sunt peccata, justum est, ut aeternae etiam sint poenae. Nempe homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impoenitentia et a Deo aversione. Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest.

Und das ist sie ganz, diese sogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus selbst beyfügen werde. Zwar ist sie, als gedrucktes Buch, noch immer eben so selten, als sie zu den Zeiten des Leibnitz war; weil ich nicht wüßte, daß sie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Innhalt hat nicht mehr das Verdienst, welches er damals bey denen haben konnte, die eine freye Untersuchung in Glaubenssachen liebten. Er ist in hundert Bücher seitdem übergetragen worden, die in aller Händen sind. Denn da man besonders den Freunden der Wiederbringung es neurer Zeit nicht schwer gemacht hat, ihre Meynung so laut zu sagen, als sie nur gewollt: so ist theils von ihnen, theils auf ihre Veranlassung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenstrafen, eben so oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerey, vertheidiget und bestritten worden. Kurz; Soners Demonstration ist, bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht, aus eben diesem Grunde, auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen lassen können und müssen? Denn was er Sonern darinn entgegensetzet, ist itzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm selbst anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieses sehr wohl. Doch meine Absicht geht, bey Bekanntmachung derselben, auch nicht sowohl auf die vertheidigte Wahrheit; als auf den Vertheidiger; als auf dessen Gesinnungen und Gründe bey seiner Vertheidigung. Beide sind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim selbst, der es doch sehr wohl wissen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch itzt seine Leser, sich einen ganz falschen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerst erwähnte, (*) geschah es in so allgemeinen Ausdrücken, daß der gute

(*) Angeführtermaassen vor dem 1sten Theile seiner heiligen Reden.

Pagenkopen sich einbildete, da Leibnitz die Demonstration des Soner habe herausgeben wollen, so müsse er sie gebilligt haben. Um ihm nun das Verständniß näher zu eröffnen, erwiederte Mosheim hierauf: (*) „Der Herr von Leibnitz hat nicht darum diese Bogen wollen drucken las„sen, weil er sie vor wichtig gehalten, und Soners Meynung angenom„men. Er hat vielmehr dieselben mit einer Vorrede begleiten wollen, die „in meinen Händen ist, worinn er Sonern selbst aus Aristotelis Grund„lehren widerlegt, und die Blösse seiner Beweisthümer aufdeckt. Sein „Vorhaben war, der Welt den schlechten Werth seiner Schrift zu zeigen, „die man deswegen für unwiderleglich hielte, weil sie selten war, und „wenigen zu Gesichte kam.“ Aber wenn Mosheim anfangs zu wenig gesagt hatte, so sagt er offenbar nun zuviel; und seine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorsetzlich das Ansehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier ist sie nun, diese Vorrede; und wahrlich, man muß in sehr wenigen sehr vieles zu sehen wissen, wenn man alles darinn finden will, was Mosheim darinn gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz soll Sonern aus Aristotelis Grundlehren widerlegen? Er soll die Blösse seiner Beweisthümer aufdecken? seiner Beweisthümer? Sind seine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären sie denn, jene Aristotelische Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen eben so wenig finden, als in Soners Schrift selbst, von welcher Mosheim gleichfalls sagt, daß sie sich auf Grundsätze des Aristotelis beziehe. Alles Aristotelische, was Soners Schrift hat, ist dieses, daß sie in lauter schulgerechten Schlüssen abgefaßt ist. Denn die Prämissen dieser Schlüsse sind nichts als Sätze des gesunden Menschenverstandes, und keinesweges dem Aristoteles eigenthümliche Lehren. Also auch, wenn durch die Bemerkung des Leibnitz das Dilemma des Soner wirklich seine Kraft verliert: so geschieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Aristoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Aristoteles: ist es denn auch nur wahr, daß sie so siegend, so entscheidend ist, diese einzige Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es sey immerhin unwidersprechlich, daß die menschlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können; ja werden müssen: was gieng

(*) In dem Sendschreiben über unterschiedliche Dinge, hinter dem zweyten Theile der heiligen Reden.

Sonern diese eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, sich darauf einzulassen? und gegen wen sollte er sich darauf einlassen? Wenn sie von einigen seiner Gegner auch angenommen wird, diese Unendlichkeit: wird sie deswegen als der vornehmste, oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören sie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich bestreitet? Nehmlich; daß, wenn sie auch nicht Statt hätte, diese Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die blos endlichen Sünden dieses Lebens eine unendliche Strafe warte? daß schon eine einzige dieser Sünden, diese unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibnitz die ganze Streitfrage. Diese gieng bey Sonern lediglich auf die Sünden dieses Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich seyn können. Und Leibnitz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen sollen, die für sich allein schon, wenn sie nohtwendig unaufhörlich geschehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte also leicht seyn, daß Leibnitz selbst sich dieses bey einer zweyten Erwägung nicht bergen können, und eben deswegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da sie einmal geschrieben war, warum hätte er sie sonst nicht sollen drucken lassen? Wenigstens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Wesentliche davon, viele Jahre nachher, an einem andern Orte angebracht habe; nehmlich in seiner Theodicee. Eben derselbe Gedanke kann, an einem andern Orte, einen ganz andern Werth haben. Was Leibnitz dort für eine ungültige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beybringen. Dort sollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden: und dazu taugte es schlechterdings nicht. Hier aber, in der Theodicee, wo er, was er damit nicht erweisen konnte, als anderweitig erwiesen voraussetzen durfte, sollte es blos dienen, das größte physikalische Uebel, das er sonach in seiner besten Welt zu seyn bekennen mußte, desto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können; ohne dabey auf die Unendlichkeit desjenigen zu sehen, gegen den diese Schuld geschehen, weil diese Unendlichkeit doch nicht mit in den Zusammenhang der Dinge verwebet seyn konnte.

Und das würde es alles seyn, was ich hier hinzuzufügen hätte,

wenn mir nicht eben dieses Weges einer unserer neuesten Schriftsteller begegnet wäre. Herr Eberhard in seiner Apologie des Sokrates, einem in vieler Absicht sehr vortreflichen Buche, worinn er die Lehre von der Seligkeit der Heiden untersucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in seine Prüfung ziehen zu müssen geglaubt. Nun hat es zwar seine ganz besondere Ursache, warum ich wünschen könnte, daß er sich, wenigstens nicht in einer Apologie des Sokrates, dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich blos diese schwerlich vermögen können, mir die geringste Anmerkung dagegen zu erlauben; wenn er nicht zugleich, indem ihn seine Materie auch auf das brachte, was Leibnitz darüber geäussert hatte, gegen diesen und dessen Aeusserung verschiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen, einen so nahen Anlaß finde. Ich will, was ich zu sagen habe, so kurz zu fassen suchen, als möglich; und meine Gedanken wo nicht ordnen, doch zählen.

I. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr Eberhard von Leibnitzen, in Absicht seines Betragens gegen angenommene Religionssätze, fällt. Nachdem er nehmlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede gewesen, zeigt er sehr wohl, daß man mit demselben nicht über die Grenzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die scharfsinnigsten Verfechter dieser Sache, wie Leibnitz, haben es „wohl gefühlt, daß ein solcher Beweis nicht weiter reicht. Leibnitz „argumentirte also nur blos für die, welche von der wirklichen Ewig„keit hölliſcher Qualen aus der Schrift schon überführt waren. Da „ihm so viel daran gelegen war, seine Philosophie allgemein zu machen: „so sucht er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Partheyen anzupassen, „sie ihnen allen für ihre Meynung günstig und vortheilhaft zu zeigen, „um sich aller Beyfall zu verschaffen. Er nahm ihre Lehrsätze als „Voraussetzungen an, und legte ihnen einen erträglichen Sinn bey, „nach dem er sie mit seinem System verglich, ohne ihnen selbst bey„zupflichten.“ — Erscheinet, in diesem Urtheile, der Philosoph nicht ein wenig zu eitel? Werden seine Gesinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion selbst zuträglich ist? Beides ist ganz gewiß des Herrn Eberhard Absicht nicht gewesen. Aber es ist unleugbar, daß er sich hier nicht durch-

gängig so glücklich und bestimmt ausgedrückt hat, als er sich sonst auszudrücken pflegt. Denn so eingenommen man sich auch Leibnitzen für seine Philosophie denken darf, oder will: so kann man doch wahrlich nicht sagen, daß er sie den herrschenden Lehrsätzen aller Partheyen anzupassen gesucht habe. Wie wäre das auch möglich gewesen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Besten seines Systems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er suchte die herrschenden Lehrsätze aller Partheyen seinem Systeme anzupassen. Ich irre mich sehr, oder beides ist nichts weniger als einerley. Leibnitz nahm, bey seiner Untersuchung der Wahrheit, nie Rücksicht auf angenommene Meynungen; aber in der festen Ueberzeugung, daß keine Meynung angenommen seyn könne, die nicht von einer gewissen Seite, in einem gewissen Verstande wahr sey, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, diese Meynung so lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, diese gewisse Seite sichtbar, diesen gewissen Verstand begreiflich zu machen. Er schlug aus Kiesel Feuer; aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch sagen wollen; und ein Theil seiner Worte sagt es wirklich. „Er nahm „ihre Lehrsätze als Voraussetzungen an, und legte ihnen einen erträg„lichen Sinn bey, nach welchem er sie mit seinem System verglich.“ Sehr wohl: nur hätte Herr Eberhard nicht hinzusetzen müssen: „ohne „ihnen selbst beyzupflichten“. Allerdings pflichtete er ihnen bey; nehmlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht sowohl beylegte, als in ihnen entdeckte. Dieser erträgliche Sinn war Wahrheit; und wie hätte er der Wahrheit nicht beypflichten sollen? Auch ist ihm das, weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freylich unsere neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bey Seite; und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr Eberhard fährt fort: „Dieß ist augenscheinlich der „Fall mit dem gegenwärtigen Beweise. Um seiner besten Welt bey „denen, die eine Ewigkeit der Höllenqualen annehmen, Eingang zu ver-

„schaffen, suchte er darzuthun, daß auch diese sich mit seinen Sätzen „von der besten Welt, und mit seinen Begriffen von der Gerechtigkeit „Gottes reimen lasse.“ Man vergesse nicht, was dieses für ein Beweis ist. Es ist der, welcher die endlose Dauer der Strafen, aus der unaufhörlichen Fortsetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung stehet dieser Beweis mit der Lehre von der besten Welt? Wie kann er dieser Lehre bey denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen, auch ohne ihm, annehmen? Hören diese ewige Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beste Welt zu seyn, weil sie gerecht sind? Gerecht, oder nicht gerecht: sie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausschlag; und gegen diesen Ausschlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit, hätte Leibnitz seine beste Welt verwahren müssen. So wie er es auch wirklich gethan: aber nicht durch besagten Beweis; sondern durch eine ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieser nehmliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen seine beste Welt, auch noch dadurch verstärkt wurde, daß selbst die Zahl der ewig verdammten Menschen unbeschreiblich grösser seyn werde, als die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf? Etwa blos, daß gleichwohl diese ungleich mehrere Verdammte, mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm dieses für seine beste Welt helfen können, was sich ohnedem schon von selbst verstehet, wenn anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er beides, sowohl die ewige Verdammniß des grössern Theils der Menschen, als auch die Gerechtigkeit dieser Verdammniß, für völlig ausgemacht an, und leugnete blos die Folge; indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menschen insgesamt wären, und wie dem ohngeachtet in der allgemeinen Stadt Gottes das Böse, in Vergleichung mit dem Guten, fast für nichts zu rechnen seyn werde. (*) Und das, meyne ich, hieß der Lehre von der besten Welt auch bey denen Eingang verschaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus diese Ewigkeit herzuleiten sey, sollte blos die Gerechtigkeit Gottes dabey in ein näheres Licht setzen. Das allein ist in den Worten des Herrn Eberhard wahr. Warum er aber sagt, daß es nur auf seine, d. i. dem Leibnitz eigenthümliche Begriffe von der Gerechtigkeit, dabey abgesehen gewesen, gestehe ich, nicht einzusehen. Schlimm genug,

(*) Theodicee Th. I. §. 19.

daß man die Lehre von der besten Welt noch immer seine Lehre nennt: warum sollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes, seine Begriffe heissen?

III. Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (Leibnitz) nimmt „die ewigen Qualen nur bedingungsweise an, und zeigt, daß sie in der „Voraussetzung ewiger Verschuldigungen nichts ungerechtes enthalten." Ich kenne die Stelle in der Theodicee,(*) wo sich Leibnitz vollkommen so ausdrückt. Gleichwohl würde er es schwerlich haben auf sich kommen lassen, wenn man daraus hätte schliessen wollen, daß er sonach alles, was die Gottesgelehrten sonst für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, schlechterdings verwerfe. Es thut dieses wirklich auch so wenig, daß er vielmehr in dem wichtigsten Punkte, worauf es dabey ankömmt, mit ihnen mehr als einig ist. Ich will sagen, daß er diesen Punkt nicht allein in seinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, sondern ihn sogar sehr scharfsinnig vertheidiget. Herr Eberhard behauptet, daß GOtt bey seinen Strafen, einzig und allein die Besserung der Bestraften zum Zwecke haben könne und müsse. Leibnitz hingegen dehnet diese Besserung nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur mit ansehen; gesetzt auch, daß sie bey den Bestraften selbst nicht Statt fände: sondern er redet auch der blos rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Besserung, noch das Exempel, ni meme la reparation du mal, zur Absicht habe, sehr ernstlich das Wort; indem er sie nicht blos auf die von den Theologen erwiesene Androhung, sondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewisse Schadloshaltung des Verstandes, gründet.(**) Selbst den Satz, daß die Sünde deswegen unendlich bestraft werde, weil sie ein unendliches Wesen beleidige, hat er nirgends verworfen, oder auch nur gemißbilliget. Er sagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit gewesen, „als er diesen Satz noch

(*) Theil II.[1] § 133.

(**) Cette espece de justice, qui n'a point pour but l'amandement, ni l'exemple, ni meme la reparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toujours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits. *Theod. I.*[2] *§. 73.*

[1] Theil I. [1773] [2] *Theod. II.* [1773]

„nicht genugsam untersucht hatte, um darüber ein Urtheil zu fällen.“ (*) Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel weil er nachher, als er ihn genugsam untersucht hatte, erkannte, daß sich schlechterdings nichts darüber bestimmen lasse. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit, Gott wirklich zukömmt: welcher endliche Verstand kann ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf sich zu entscheiden wagen, was für einen Maaßstab sie bey diesen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maaßstab ihrer eignen Unendlichkeit ist wenigstens eben so wahrscheinlich, als jeder andere.

IV. Aber wozu dieses alles? Will ich Leibnitzen in noch grössern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernste, bis zum Aergerniß unsrer Philosophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat; und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedruckt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabey etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beschuldigte, er sey in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen; indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geleugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und liesse sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entschuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweisen zu können, daß sich Leibnitz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung, nach allen ihren exoterischen Gründen, gefallen lassen; ja gar sie lieber noch mit neuen bestärkt hätte: weil er erkannte, daß sie mit einer grossen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimme, als die gegenseitige Lehre. Freylich nahm er sie nicht in dem rohen und wüsten Begriffe, in dem sie so mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß selbst in diesem rohen und wüsten Begriffe noch mehr wahres liege, als in den eben so rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung: und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zuviel zu thun, als mit den letztern zu wenig.

(*) Theod. III. §. 266.[1]

[1] §. 92. [1773]

V. Herr Eberhard hat diese Meynung von ihm, und seiner esoterischen Philosophie, gerade nicht. Er glaubt, der vornehmste Grundsatz derselben, von dem besten Zusammenhange der Dinge, erhalte erst alsdenn seine größte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Wesen endlich einmal zur Glückseligkeit gelangen. „Dieses," sagt er, „hat Leibnitz wohl gefühlt, und ungeachtet er, wie ich oben bemerkt habe, seine Philosophie auch der entgegengesetzten Meynung anzupassen suchte: so hat er doch seine eigene Mißbilligung derselben nicht undeutlich zu verstehen gegeben. Einer seiner geschicktesten Schüler und Vertheidiger, (Vattel) erkennet dieses ohne Bedenken. Das mildere Schicksal der Sünder ist auch seinen Grundsätzen zu tief eingegraben, als daß man die letztern annehmen, und das erstere verwerfen könnte; wofern man ihre ganze Kraft und Ausdehnung kennt, und die innersten Geheimnisse derselben erforscht hat. Er kennet keinen Stillstand, keine Ruhe in der Welt; alles ist, bis im Kleinsten, in steter Bewegung, und zwar zu mehrerer Ausdehnung. Diesen Wachsthum zieht er augenscheinlich der gleichmässigen Vollkommenheit vor; man mag ihn übrigens durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreyecks erklären." (*) Ich muß, mit Erlaubniß des Herrn Eberhard, hier anmerken, daß, wenn er sich, in Ansehung dieses letztern aus der Leibnizischen Philosophie gezognen Grundes, nicht überhaupt irret, er sich doch wenigstens, in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle, gewiß ganz vergriffen hat. Leibnitz sagt daselbst: Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison. Dieses scheinet Herr[1] Eberhard von der doppelten Hypothes, die immer wachsende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreyecks zu erklären, verstanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die doppelte Hypothes, überhaupt entweder eine immer wachsende, oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen (**). Wenn nun Leibnitz selbst, im Jahre 1715, noch kein

(*) *Leibnitz,* Lettre à M. Bourguet,[2] Opp. T. II. p. 332.

(**) Hier ist die Stelle, in ihrem völligen Zusammenhange: On peut former deux hypothèses, l'une que la nature est toujours également parfaite, l'autre qu'elle croit toujours en perfection. Si elle est toujours également

[1] Herrn [verdruckt 1773] [2] Bourget, [verdruckt 1773]

Mittel sah, aus ungezweifelten Grundsätzen entweder das eine oder das andere zu demonstriren: wie kann man sagen, daß er gleichwohl das erstere augenscheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang sein System nicht im geringsten, sich für eines von beiden zu erklären; es bleibt unter beiden Voraussetzungen eben dasselbe; und von beiden äusserte er bis auf das letzte, daß er noch nicht einsehe, welche er schlechterdings annehmen müsse. Denn so wie er die von der immer wachsenden Vollkommenheit, in so fern man entweder einen ersten Augenblick annehmen wolle, oder nicht, entweder durch die Hypothes der Hyperbel oder des Triangels erläutert: so erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit, durch das Rectangulum. Von allen diesen dreyen Hypotheseſen zusammen sagt er, in einem andern Briefe, als dem, welchen Hr. Eberhard anführt, ausdrücklich: Ainsi il n'est pas si aisé de decider, entre les trois hypothèses, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout. Ferner in noch einem andern: Quant à la grande question, s'il est possible de demontrer par raison quelle hypothèse, savoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, est preferable dans la constitution de l'Univers, je crois qu'il faudroit s'attacher à un raisonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en Metaphysique on n'a pas l'avantage des Mathematiciens de pouvoir fixer les idées par des figures; il faut que la rigueur du raisonnement y supplée, laquelle ne peut guére être obtenuë en ces matieres, qu'en observant la forme Logique. — Ainsi je vous prie, Monsieur, de penser comme[1] vous pourriés reduire vos raisonnemens là-dessus à une forme duë; car je n'en vois pas

parfaite, mais variablement, il est plus vraisemblable qu'il n'y ait point de commencement. Mais si elle croissoit toujours en perfection (supposé qu'il ne soit point possible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la chose se pourroit encore expliquer de deux façons, savoir par les ordonnées de l'Hyperbole ou par celle du Triangle. Suivant l'hypothèse de l'Hyperbole, il n'y auroit point de commencement, et les instans ou états du monde seroient crû en perfection depuis toute l'eternité; mais suivant l'hypothèse du Triangle, il y auroit eu un commencement. L'hypothèse de la perfection égale seroit celle d'un Rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir demonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison.

[1] comment [Leibniz]

encore le moyen. Und, wie gesagt, alles dieses schrieb er im Jahre 1715; also, am Ende seiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen seines Systems enthalten. Daher sind diese nehmlichen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der sämmtlichen Werke zuerst erschienen, auch einer der schätzbarsten Vorzüge derselben.

VI. Wollte aber Herr Eberhard seine Worte nicht so genau genommen wissen; sollte er blos haben sagen wollen, daß obschon Leibnitz keine von den gedachten Hypotheſen im eigentlichen Verstande demonstriren können, er gleichwohl für die von dem beständigen Fortgange zu grösserer Vollkommenheit, einen merklichen Hang gehabt habe: so muß ich gestehen, daß ich ihm auch hierinn nicht beyfallen kann. Leibnitz scheinet mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter gewesen zu seyn, ja seinen Freund einer förmlichen Demonstration derselben sehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht seine Ursachen hatte, lieber aus ihm herauszuhohlen, als ihm vorzusagen. Ich gründe mich besonders auf die Stelle, wo er ihm schreibt: Vous avez raison, Monsieur, de dire que de ce que les êtres finis sont infinis en nombre, il ne s'ensuit point que leur système doit recevoir d'abord toute la perfection dont il est capable. Car si cette consequence etoit bonne, l'hypothèse du Rectangle seroit demontrée. Mich dünkt nehmlich, wenn diese Folge auch nicht nothwendig, sondern wenn sie nur möglich ist, daß dadurch die Hypothes des Rectangels schon einen grossen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte sonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es sich, nach der andern Hypothes, nur immer nähert, ohne sie jemals zu erreichen; und ich sehe nicht, warum es nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weisheit sollte gewesen seyn. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Wesen gleich Anfangs in den vollkommensten Zusammenhang, deren sie fähig sind, gebracht werden können, giebt Leibnitz nicht allein zu, sondern rettet sie auch gegen den Vorwurf des immer Einerleyen; indem er zeigt, daß wenn der nehmliche Grad der totalen Vollkommenheit schon bliebe, dennoch die einzeln Vollkommenheiten unaufhörlich sich ändern würden.

VII. Doch gesetzt auch, alles dieses verhielte sich nicht so, wie ich sage; gesetzt, es wäre ganz ohnstreitig, was Herr Eberhard vor-

giebt, daß Leibnitz den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenscheinlich vorgezogen habe: würde er nicht sodann wenigstens den Begriff, den Leibnitz mit diesem Wachsthume verband, viel zu weit ausdehnen? Leibnitz hätte ihn zuverläßig blos von den allgemeinen Zuständen des Ganzen verstanden: und Herr Eberhard erstreckt ihn auf alle einzelne Wesen. Wenn aber auch diese in beständiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung seyn sollen: so möchte ich wissen, wie bey moralischen Wesen überhaupt Sünde Statt haben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde selbst nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung seyn sollte. Nein, so hat Leibnitz gewiß nicht gedacht; sondern was er von einem einzeln Zustande des Ganzen, nach der Hypothes der gleichmäßigen Vollkommenheit, sagt; cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singuliéres qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection:* das ist schlechterdings auch von jedem Zustande des Ganzen, nach der Hypothes des immerwährenden Wachsthums zu verstehen. Das Ganze mag in dem nehmlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachsen: so hindert das eine eben so wenig, als das andere, daß nicht einzelne Wesen eben so wohl an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieses mögliche Abnehmen ist bey moralischen Wesen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieses mögliche Abnehmen, braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, selbst in dem System der immer wachsenden Vollkommenheit, zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderst jene esoterische grosse Wahrheit selbst anzeigen, in deren Rücksicht Leibnitz, der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden, zuträglich fand. Und, welche kann es anders seyn, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts insuliret, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen ist? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen seyn kann, und diese Folgen die Strafen der Sünde sind: wie können diese Strafen anders als ewig dauern? wie können diese Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Hr. Eberhard selbst erkennet, in diesem Verstande, die Ewigkeit derselben, und drückt sich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Wenn nichts anders die endlose Hölle seyn soll, als „dieser ewige Schaden, der uns von jeder Versündigung ankleben soll:

„so wird niemand bereitwilliger seyn, als ich, dieser Meynung die „Hände zu bieten. Ich werde gern alle Mißdeutungen, denen der „Ausdruck könnte unterworfen seyn, um der Sache selbst willen, über„sehen. Ich werde es mit allem Eifer, und mit aller Ueberredungs„kraft, die mir Gott gegeben hat, den Gemüthern einzuprägen suchen, „daß eine jede Unsittlichkeit ihre böse Folgen bis ins Unendliche habe, „daß ein jeglicher Schritt, den man in dem Wege der Vollkommen„heit zurück thut, unser ganzes ewiges Daseyn hindurch, an der ganzen „Summe derselben, an der Länge des durchlaufenen Weges fehlen „werde." Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige Baumgarten diese Ewigkeit der Strafe zu innuiren schien? Wie kam es, daß er diesem allein die Ehre gab, einen so wahren und grossen Verstand damit verknüpft zu haben? Folget sie nicht auch aus Leibnitzischen Grundsätzen? Ja beruht sie selbst bey Baumgarten auf andern Grundsätzen, als auf Leibnitzischen? Der Satz, woraus sie dieser unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität seyn könne: was ist er weiter, als eine für gewisse Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus diesem Satze nicht sowohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen, fliesset.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in ungezweifelten Leibnitzischen Lehren so offenbar gegründet ist: so muß sie sich auch zu beiden Hypothesen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen sowohl als der wachsenden, schicken; wenn sich anders das ganze System des Leibnitz, wie ich gesagt habe, gleichgültig gegen diese Hypothesen verhält. Und das thut sie auch wirklich; unter der Einschränkung nehmlich, daß sowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzeln Wesen, sondern von den totalen Zuständen aller Wesen zugleich, prädiciret wird. Unbeschadet der einen und der andern, kann ein moralisches Wesen nicht allein in seinem Fortgange zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen: sondern ich sehe nicht, warum es nicht auch in diesem Rückgange ewig beharren, und sich immer weiter und weiter von seiner Vollkommenheit entfernen könnte? Auf dieser Möglich-

keit beruhet der exoterische Grund, den Leibnitz für die unendliche Dauer der Verdammniß, aus der endlosen Fortsetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu seyn, nicht nur eine ewige Verdammniß, sondern eine ewige in alle Ewigkeit wachsende Verdammniß daraus folgern müssen.

X. Allerdings schaudert die Menschheit bey dieser Vorstellung, ob sie schon nur auf die blosse Möglichkeit sich beziehet. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer blossen Möglichkeit schrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage besorgen: warum nicht damit schrecken, wenn sie doch nur eigentlich für den erschrecklich seyn kann, dem es mit seiner Besserung nie ein Ernst gewesen? Gesetzt aber auch, daß es selbst mit dieser Möglichkeit noch nicht seine Richtigkeit hätte; daß sie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen bestehen könnte; daß aber der ewige Rückgang eines moralischen Wesen, in sich selbst widersprechend wäre: so bleibt auch so noch die Ewigkeit der Strafen nach den strengsten Leibnitzischen Grundsätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist, und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestrafet. Denn nun auch angenommen, daß das höchste Wesen durchaus nicht anders strafen kann, als zur Besserung des Bestraften; angenommen, daß die Besserung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe sey: ist es schon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders bessern kann, als dadurch, daß sie ewig dauert? Will man sagen? „allerdings; durch die lebhafte Erinnerung, welche sie von sich zurück läßt.“ Als ob diese lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre?

XI. Doch warum bey Dingen verweilen, die niemand leugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geleugnet, sondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Also ist beides nicht eines? Also ist die Hölle etwas anders, wenigstens etwas mehr, als der Inbegriff jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieser Meynung sind. Allein ich finde, daß wenigstens Herr Eberhard unter diese Theologen nicht gehöret; und er ist darum gewiß nicht weniger orthodox, als sie. Denn in der ganzen Religion ist nichts, was so etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der

Schrift gedrohten Strafen keine andere sind, als die natürlichen, welche auch ohne diese Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen ausserordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat: so hat sie für eben so zuträglich erkannt, sich ganz nach unsern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, stehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten geflossen sind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß leugnen zu müssen geglaubt. Indem nehmlich die Schrift, um die lebhafteste Vorstellung von jener Unglückseligkeit zu erwecken, die auf die Lasterhaften wartet, fast alle ihre Bilder von dem körperlichen[1] Schmerze hernahm, mit dem alle Menschen ohne Ausnahme am bekanntesten sind: so hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen selbst, wenigstens deren Beschaffenheit und Verhältniß zu unserer Natur, nicht für das Bild, sondern für die Sache selbst genommen, und aus diesem falschen Begriffe etwas bestritten, was auf alle Weise gegründeter ist, als dieser Begriff. So sind aus Strafen, Qualen; aus Qualen, ein Zustand von Qualen; aus der Empfindung eines solchen Zustandes, eine alles andere ausschliessende, unsers ganzen Wesens sich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intensive Unendlichkeit, die man, mehr oder weniger, stillschweigend oder ausdrücklich, den Strafen der Hölle unbedachtsam beygelegt, oder gar beylegen zu müssen geglaubt; diese weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intensive Unendlichkeit allein ist es, welche die unendliche Dauer derselben so unbegreiflich, mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes so streitend, unsern Verstand und unsere Empfindung so empörend, macht, von jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

XII. Besonders bey denen machen muß, die sich keine göttliche Strafen ohne Absicht der Besserung denken können. Ihr Gefühl ist sehr richtig, aber ihr Verstand macht einen Trugschluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Besserung ausgeschlossen, sondern durch die intensive Unendlichkeit derselben. Denn zu dieser intensiven Unendlichkeit gehöret vornehmlich ihre Stetigkeit; und diese Stetigkeit ist es, welche alle Besserung unmöglich macht. Ich will sagen, und habe zum Theil schon gesagt: wenn die Strafen bessern sollen; so hindert die immerwährende Fortdauer des physischen Uebels

[1] dem körperlichem [1773]

derselben, so wenig die Besserung, daß vielmehr die Besserung eine Folge dieser Fortdauer ist. Aber die Empfindung dieses dauernden Uebels muß nicht stetig, muß wenigstens in ihrer Stetigkeit nicht immer herrschend seyn: weil es unbegreiflich ist, wie bey dieser herrschenden Stetigkeit auch nur der erste Entschluß zur Besserung entstehen könnte. Herr Eberhard selbst behauptet die Möglichkeit des ersteren mit so ausdrücklichen, als nachdrücklichen Worten. „Das „physische der Strafe mag immer bleiben; der besser belehrte Sünder „wird es kein Uebel mehr nennen, er wird sich dabey nicht mehr „unglücklich dünken, so schmerzhaft es auch immer seiner Sinnlichkeit „seyn mag.“ Was heißt dieses anders; als daß sich der Sünder bessern kann, ohngeachtet seine Strafe nie aufhöret? Aber wenn sollte er nur den Gedanken fassen, daß das fortdaurende physische Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel sey, wenn sollte er anfangen können, besser belehrt zu seyn, falls die Empfindung dieses Uebels so intensiv und stetig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müssen glaubt?

XIII. Ich sage mit Bedacht, aus einigen figürlichen Ausdrücken. Denn andere, besonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen sowohl die Endlosigkeit der Strafen, als zugleich die Besserung des Bestraften bestehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, ist nicht allein unter der Voraussetzung begreiflich, daß die Besserung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne: sondern kann auch auf eine andere Weise mehr als wahrscheinlich gemacht werden. Nehmlich, wenn man in Erwägung zieht, daß obschon Strafe und Belohnung etwas positives seyn werden und seyn müssen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe sind, welche die nehmlichen bleiben, so lange sie in dem nehmlichen Verhältnisse abnehmen oder wachsen. Der reiche Mann in der Hölle mag sich immer bessern; mag sich immer, von dem ersten Augenblicke der empfundenen Strafe an, seiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke sich ihr mehr und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in Ansehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem ersten Augenblicke seiner empfundenen Seligkeit an, indeß um eben so viele Schritte

einer höhern und höhern Vollkommenheit zugeeilet ist? — Wer hierwider im Ernste den Einwurf machen kann, daß auf diese Weise Hölle und Himmel in eines fliessen, und sich jeder Sünder sonach trösten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen: der ist gerade derjenige, mit dem man sich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlassen müßte. Für ihn mag es nur immer bey dem Buchstaben bleiben. Denn auf ihn und seines gleichen, ward gerade bey dem Buchstaben gesehen.

XIV. Aber einen Mann, wie Hr. Eberhard, darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortschreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere seine relative Benennung verlieret, nicht schon aus dem System der bessernden Strafen folget? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwischen Himmel und Hölle macht; die nirgends grenzenden Grenzen, die auf einmal abgeschnittenen Schranken derselben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennet seyn sollen, dißseits welcher schlechterdings nur lauter solche, und jenseits welcher schlechterdings nur lauter andere Empfindungen Statt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphilosophischer sind, als der allergröbste Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer seyn kann? Bey diesem liegt doch noch wenigstens eine grosse unstreitige Wahrheit zum Grunde: und er wird nur darum so unsinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die sowohl mit dem Wesen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes streiten.

XV. Daß sie mit dem Wesen der Seele streiten, ist daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig ist; das ist, keiner solchen Empfindung fähig ist, die bis in ihr kleinstes Moment nichts als angenehm, oder nichts als unangenehm wäre: geschweige, daß sie eines Zustandes fähig seyn sollte, in welchem sie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte. Daß sie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes streiten, dieses, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen seyn worden, als es verdienet. Was heißt indeß offenbarer damit streiten, als annehmen oder zu verstehen geben, daß selbst die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bey ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menschlichen Gerechtigkeit in gewissen Fällen unvermeidlich ist? Diese

Unvollkommenheit besteht darinn, daß die menschliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren, nicht anders als durch die wenigere Bestrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung bestrafen kann: mit einem Worte, daß sie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck ist, in Bausch und Bogen bestrafen und belohnen muß. Aber dieses müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern, wenn es wahr ist, daß der beste Mensch noch viel Böses hat, und der schlimmste nicht ohne alles Gute ist: so müssen die Folgen des Bösen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten diesen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß seine Hölle noch im Himmel, und seinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Bösen müssen von den mehrern Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehrern Folgen des Bösen nicht blos abgezogen werden: sondern jede derselben müssen sich, in ihrer ganzen positiven Natur, für sich selbst äussern. Nichts anders meinet die Schrift selbst, wenn sie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leser, stellt er sich diese Stufen auch so vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieser Stufen, sie sey so niedrig als sie wolle, gleichsam ihre eigene intensive Unendlichkeit? Die niedrigste Stufe des Himmels, ist ihm freylich nur die niedrigste: aber dem ohngeachtet, nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun: warum seine Waffen nicht lieber gegen diese irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinweg zu exegesiren sind, als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigstens dünket, daß selbst der scharfsinnigste Ausleger, wenn er gegen diese an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch sehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr Eberhard darauf bringt, daß das Wort ewig in der hebräischen und griechischen Sprache nur eine unbestimmte, aber keinesweges unendliche Dauer andeute; so sagt er unter andern: „Ueberhaupt muß man die Zeitfolge in der stufen„weisen Erhöhung eines solchen abstrakten Begriffs, als der Begriff „der Ewigkeit ist, wohl bemerken. Dieser Begriff ist nicht immer so „transcendental gewesen, als ihn zuletzt die stärkste Anstrengung der „erhabensten Philosophie gemacht hat.“ Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bey vielen metaphysischen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bey dem aber von der Ewigkeit wohl schwerlich.

Da er blos negativ ist, so sehe ich nicht, was für eine Gradation darinn möglich ist. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher so vollständig gehabt, als er nur seyn kann. Daß man eine lange unbestimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt gewesen: das beweiset im geringsten nicht, daß man sich anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbestimmte Zeit gedacht habe. Denn jenes geschieht noch täglich auch von Leuten, die sehr gut wissen, was das Wort Ewigkeit eigentlich sagen will. Noch weniger beweiset die ursprüngliche Armuth der Sprache, die den abstrakten Begriff der Ewigkeit nicht anders, als durch Häuffung der Zeit auf Zeit, auszudrücken wußte, daß dem Begriffe selbst das wesentliche jemals gefehlt habe. Die Geschichte der Weltweisheit ist auch völlig dagegen. Denn er sey immerhin, dieser Begriff der Ewigkeit, eine besondere Anstrengung der erhabensten Philosophie: wenigstens ist die Philosophie einer solchen Anstrengung sehr früh fähig gewesen; und diese erhabenste Philosophie ist keine andere, als die allerälteste. Selbst das Transcendentalste, dessen er fähig ist, dieser Begriff der Ewigkeit, und wozu sich selbst noch itzt so wenige[1] erheben können; ich meine die Ausschliessung aller Folge: selbst dieses war den alten Philosophen schon sehr geläufig, und wie gesagt, fast geläufiger, als unsern.

XVII. Eben so wenig möchte ich verschiedene andere Aeusserungen des Herrn Eberhards über diese Materie, zu den meinigen machen, die ohne das Wesentliche der Streitfrage zu betreffen, sie dennoch in einem falschen Lichte zeigen. Ein solches Licht nenne ich, die obschon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl sehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Christen entstanden sey. „Zwar bin ich nicht im Stande, sagt er, den „wahren Zeitpunkt ihres Entstehens und ihrer Ausbreitung unter den „Christen anzugeben. Es sey aber welcher es wolle, so muß in dem„selben die Barbarey schon so viel Land gewonnen haben, daß die „Sophisterey der Schulgelehrten in den menschlichen Gemüthern einen „gebahnten Weg vor sich finden konnte. Denn daß die Vernunft diese „schreckliche Lehre verkenne, davon hoffe ich den Beweis bis zu einer „solchen Augenscheinlichkeit zu führen, daß ihnen nichts mehr wird „übrig bleiben, als sie auf die Rechnung unrichtig verstandener Schrift-

[1] so wenigen [1778]

„ſtellen zu ſchreiben.“ Wie geſagt, wenn er es in dieſen Worten nicht ausdrücklich leugnet, daß auch andere Religionen, als die Chriſtliche, die ewigen Strafen der Laſterhaften lehren, und gelehret haben: ſo iſt ſein Ausdruck doch nicht ganz unſchuldig, wenn der Sache Unkundige ſich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geſchehe, oder jemals geſchehen ſey. Gleichwohl iſt dieſes ſo falſch, daß es ihm ſchwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und ſich nicht vielmehr von dem Gegentheil eben ſo ſtreng ausdrücke, als er zugeſtehen muß, daß es in der Schrift wenigſtens dem Anſehen nach geſchieht. Ein jeder neue Chriſt brachte daher die gemißbilligte Lehre aus ſeiner verlaſſenen Religion in die chriſtliche ſchon mit hinüber; und die mißverſtandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, ſondern konnten ihn höchſtens nur darinn beſtärken. Vielmehr dürfte ſich der Zeitpunkt weit leichter angeben laſſen, wenn man eine allen Religionen ſo gemeine Lehre, in der chriſtlichen Religion zuerſt angefangen hat, theils aus vermeinten philoſophiſchen Gründen, theils aus eignen mißverſtandenen Vorausſetzungen, zu beſtreiten. Und auch ſchon wegen dieſer Uebereinſtimmung aller Religionen, möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard ſagen, „daß die Vernunft dieſe ſchreckliche Lehre „verkenne“ oder wie er ſich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Vernunft an dieſem Lehrſatze unſchuldig; daß in „dem ganzen Umfange ihrer Wahrheiten ſich nicht eine finde, die durch „eine richtige Folgerung dahin führe.“ Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund ſeyn; und ohnſtreitig iſt die von jeher, obſchon mehr dunkel empfundene als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde, hinlänglich geweſen, darauf zu bringen. Oder vielmehr dieſe Wahrheit, und die Lehre von den ewigen Strafen iſt im Grunde eines; nur in den verſchiednen Religionen durch die Bemühung, dieſe Strafen ſinnlich zu machen, mehr oder weniger verſtellet.

XVIII. Ich ſchlieſſe mit der nähern Anzeige der gleich anfangs erwähnten Urſache, warum ich wünſchen könnte, daß ſich Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Laſterhaften, wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es iſt dieſe, weil Sokrates ſelbſt ſolche ewigen Strafen in allem Ernſte geglaubt, wenig-

ſtens ſo weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, ſie mit den unverdächtigſten ausdrücklichſten Worten zu lehren. Man ſehe ſeine Rede zum Schluſſe des Gorgias beym Plato, in welcher folgende Stelle ſchlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt. *Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ' ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχοι, φοβούμενοι βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοί τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἳ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν. ὅμως δὲ δι' ἀλγηδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ' ἂν τὰ ἔσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται· καὶ οὗτοι, αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδέν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα.* — Hier iſt aller Ausflucht vorgebauet. Das *τὸν ἀεὶ χρόνον* iſt nicht ſo zweydeutig, als jenes *αἰὼν* oder *αἰώνιος*. Und was wäre auch alle Zweydeutigkeit, bey dem ausdrücklichen Gegenſatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit ſie ſich beſſern, und von Verdammten, die ſich durchaus nicht beſſern können, ſondern blos andern zum Beyſpiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeiniget werden? *Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντες τὸν ἀεὶ χρόνον.* Freylich iſt es wahr, daß wenigſtens ſonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt, ohne Unterſchied, ewig machte. Aber wenn blos dadurch ſeine Lehre erträglicher wird: was iſt denn in unſerer Religion, das uns hindert dieſen Unterſchied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der gröſſere Theil unſerer Glaubensgenoſſen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zuſtand, den die ältere Kirche glaubet und lehret, und den unſere Reformatores, ohngeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht ſo ſchlecht weg hätten verwerfen ſollen: was iſt er im Grunde anders, als die beſſernde Sokratiſche Hölle? Und wenn es denn nur auch blos möglich wäre, ja in alle Ewigkeit

blos möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weise zu bessern stünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu sündigen: warum für diese blos möglichen Ungeheuer, nicht auch blos mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten lassen? —

— O meine Freunde, warum sollten wir scharfsinniger als Leibnitz, und menschenfreundlicher scheinen wollen, als Sokrates?

Beantwortete Anfragen.

1—3.

1.

Unseres Herzogs Durchl. waren von einem Gelehrten in Braunschweig um Mittheilung folgender Manuscripte gebeten worden.

1. Geographische Nachrichten des Mönchs Baco.
2. Peyerle Reise nach Moscau, vom Jahre 1606. bis 1608.
3. Neue Zeitungen aus dem Moscowiter Lande, vom Jahre 1610.
4. Briefe, die zwischen K. Sigismund von Polen, und dem falschen Demetrius gewechselt worden.

Als ich die Erlaubniß erhielt, sie ihm übersenden zu dürfen, hatte ich, bis auf eines, sie aufzufinden wenig Mühe. Dieses eine fand ich aber auch gar nicht, so viel Mühe ich mir immer gab. Ich glaubte daher die Uebersendung mit nachstehenden Zeilen begleiten zu müssen, worinn ich ihm dieses meldete, und wegen der beygehenden Stücke einige Erinnerungen machte.

„Dieselben erhalten anbey die verlangten, und von Sr. Durchlaucht verwilligten Manuscripte. Sie sind es alle; bis auf ein einziges. Nehmlich:

1. Die Geographischen Nachrichten des Baco. Ich hoffe, daß ich nicht gefehlt habe, wenn ich darunter die Schrift des Rogerius Baco de regionibus ad Papam Clementem verstanden, welche in dem Bande Nummer 41. Mss. Weißb. Bl. 91. u. folg. zu finden. (Diese Schrift, meyne ich, ist

nichts anders als einer von den einzeln Traktaten, aus welchen das vierte Buch des Operis maioris des Baco bestehet. Weil uns die einzige Ausgabe des Jebb von 1733 davon fehlet, so kann ich es jedoch nicht mit Gewißheit versichern. Wohl aber weiß ich, daß die darinn enthaltenen Geographischen Kenntnisse des Baco, bereits vor der Ausgabe des Jebb aus dem Manuscripte genutzt worden. Denn in dem Recueil de divers Voyages curieux faits en Tartarie et en Perse, welches 1729. herauskam, finden sich im zweyten Theile bereits Quelques Observations, qu'un Anglois a tirées de la quatrieme partie de l'Ouvrage du frere ainé de Roger Bacon, touchant les parties septentrionales du monde; welche auch in unserm Manuscripte, nach ihrem ganzen Inhalte (Bl. 114. u. folg.) vorkommen. Ob aber Bergeron, der, so viel ich weiß, der Besorger jenes Recueil war, sie unmittelbar aus dem Manuscripte durch einen Engländer erhalten, oder ob sie bereits in einem englischen Werke gedruckt waren, kann ich abermals nicht mit Gewißheit sagen. Sehr lächerlich indeß ist es, daß der Franzose aus dem alten Bruder Roger Baco, wie es im Englischen ohne Zweifel hieß, den ältern Bruder des Roger Baco, le frere ainé de Roger Baco, gemacht hat.)

2. Peyerle Reise. (Num. 41. Extravag.) Ich merke an, daß von dieser Reise noch Eine Abschrift von einer jüngern Hand in der Bibliothek vorhanden; falls diese irgendwo zweifelhaft oder unleserlich seyn sollte.

3. Neue Zeitungen aus dem Moskowiter Lande. (Num. 86. Extrav.) Ich lege dieses Werk auch einzeln mit bey, ob es schon eben dasselbe ist, welches in dem Bande der vorstehenden Reise des Peyerle, unter dem Titel Chronicon Moscoviticum, mit vorkömmt. Aus noch ein Paar andern Abschriften desselben, die in der Bibliothek befindlich, sehe ich, daß es das Tagebuch des Conrad Busso oder Bussow ist, welches Kelch und Treuer bereits gebraucht haben, und dessen Müller aus ihnen gedenkt. (Sammlung Rußischer Geschichte B. V. 8.[1] 191.)

[1] [wohl nur verdruckt für] B. V. 3. [= Band V, Stück 3]

Das fehlende Stück wären also, die Briefe, welche der K. Sigismund von Polen mit dem falschen Demetrius gewechselt hat. Es hat an meinem Fleisse nicht gelegen, diese Briefe aufzufinden. Aber ich kann in unsern Verzeichnissen nirgends die geringste Spur davon entdecken, und muß mich also erkundigen, ob Sie, m. H. diese Briefe hier selbst gesehen, oder woher Ihnen die Nachricht davon geworden? Ich sollte schon nach der blossen Geschichte an der Existenz solcher Briefe zweifeln.

Wenn es übrigens Ihnen um die Aufklärung und Berichtigung der Geschichte des sogenannten falschen Demetrius zu thun ist: so kenne ich unter den handschriftlichen Schätzen der Bibliothek noch verschiedenes, was in dieser Absicht zu brauchen wäre. Auch habe ich unter den gedruckten Büchern einige von denen gefunden, von welchen Müller (Seite 378[1]) sagt, daß sie ihm nie zu Gesichte gekommen."

Ich erhielt hierauf zur Antwort: „die Briefe des Polnischen „Königs Sigismund an den falschen Demetrius kenne ich blos aus „einem von Hrn. Prof. Schlözer an die Petersburger Akademie abgestattetem Rapport von denen zur Rußischen Geschichte gehörigen „Manuscripten, welche derselbe in der Wolfenbüttelschen Bibliothek „vorgefunden. Dieser Rapport steht in Gatterers Allgemeinen „Historischen Bibliothek, VIII Band, S. 283. 84. Es heißt „daselbst ꝛc."

Ich eilte, mich mit meinen eignen Augen hiervon zu überzeugen, und bekenne, daß ich nicht wenig betroffen ward. Herr Schlözer sagt an dem angezeigten Orte, mit ausdrücklichen Worten, daß er Abschriften von einer Menge von Briefen, die zwischen K. Sigismund von Polen und dem Demetrius gewechselt worden, hier in unsrer Bibliothek selbst gesehen habe. Ich fing hierauf aufs neue an, zu suchen; und habe seit Jahr und Tag nicht aufgehört, bey allem, was ich in der Bibliothek sonst gesucht, immer mit ein Auge auf diese Briefe zu haben. Aber alles vergebens; und ich weiß mir itzt nicht anders zu rathen, als daß ich den Hrn. Schlözer hiemit öffentlich ersuche, seine Worte auf eine oder die andere Weise gut zu machen. Denn er kann leicht begreiffen, daß es mir

[1] Seite 387 [1773]

höchst unangenehm seyn muß, wenn man gegenwärtig in unserer Bibliothek etwas zu vermissen glaubt, was ein Mann wie Er einer Akademie, der sein Vorgeben nicht gleichgültig seyn kann, ohnlängst darinn gefunden zu haben versichert.

Aus unsern geschriebnen Verzeichnissen hat er seinen Rapport nicht gezogen, der den 16 May 1768 aus Braunschweig datiret ist. Er will, und muß alle die Stücke selbst in Händen gehabt haben, die er darinn nahmhaft macht. Gleichwohl wäre es möglich, daß sein Blick ein wenig zu flüchtig gewesen wäre; ja es finden sich sogar noch andere Spuren, die dieses glauben machen. So giebt er z. E. das Chronicum Moscoviticum ab anno 1584 ad annum 1612, und die Neuen Zeitungen aus dem Moscoviter Land, vom Jahr 1610, durch die Verschiedenheit der Titel hintergangen, als zwey verschiedne Werke an; da sie doch das eine und eben dasselbe Werk, nehmlich die bekannten Bussowschen Nachrichten sind, wie man in dem Briefe bereits wird bemerkt haben.

Ich weiß sonst alles zu finden, was er gesehen haben will, so unbestimmt er auch manches davon angiebt. Ich glaube sogar sehr wohl zu wissen, was alles für Aufsätze er unter der Menge von noch ungedruckten Acten und Nachrichten, in deutscher und lateinischer Sprache, die merkwürdige Periode des falschen Demetrius[1] betreffend, kann gemeint haben. Ich gestehe auch, daß in eben den Convoluten, worinn sich diese Aufsätze befinden, Abschriften von ungefehr ein Dutzend Briefen des K. Sigismund vorkommen; allein kein einziger ist davon an den Demetrius geschrieben; geschweige, daß gar Antworten des Demetrius darunter seyn sollten. Kaum, daß des Demetrius in einem oder zweyen mit Namen gedacht wird, die aber darum nichts weniger als in seinen Angelegenheiten geschrieben sind.

Es wäre also doch sehr wunderbar, wenn die einzigen Briefe, auf die allein die Beschreibung des Herrn Schlözers passen könnte, sich so hartnäckig meinen Augen entzögen. Indeß, so lange es nur immer noch eine Möglichkeit ist, will ich die Glaubwürdigkeit seiner Autopsie nicht so schlechterdings leugnen; sondern seine nähere Aeusserung und Nachweisung erwarten.

[1] der falschen Demetrien [Schlözer]

Er wird nicht in Abrede seyn, daß die Sache deren würdig ist, indem ein sehr wichtiger Punkt der damit verwandten Geschichte seine endliche Aufklärung daraus müßte erlangen können. Sigismund hat beständig behauptet, daß die Unterstützung des Demetrius von Seiten Polen blos das privat Werk einiger Mächtigern des Reichs gewesen; und daß zwischen ihm und dem Demetrius nie eher das geringste verhandelt worden, als bis dieser durch seine Gesandten um die Marina bey ihm anhalten lassen. Er hat auch, nach dem Tode desselben, in seinen öffentlichen Schriften ihn ohne Widerspruch den Betrüger seyn lassen, für den ihn die Russen erklärt hatten. Wenn nun gleichwohl zwischen beiden eine Menge Briefe sollten gewechselt seyn worden: so müßte nothwendig daraus erhellen, ob Sigismund wirklich an dem Handel so unschuldig gewesen, als er sich gestellet; ob er mit einem Betrieger wissentlich betriegen wollen, oder selbst von ihm betrogen worden. Kurz; wenn man, wie ich in dem Briefe gesagt habe, nach dem, was wir itzt von dieser Geschichte wissen, an der Existenz solcher Briefe zweifeln darf: so würde, wenn es mit solchen Briefen seine Richtigkeit hätte, diese ganze Geschichte ein ander Ansehen daraus gewinnen können.

2.

Anfrage aus Weimar.

„Was befindet sich von des Christlichen Dichters Theoduli „Ecloga in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel an Mspt. und „alten Ausgaben? Bey erstern wünschet man eine kurze Anzeige von „dem Aeusserlichen des Codicis; ingleichen, wenn sich ein Commentar „dabey befinden sollte, den Anfang und das Ende desselben. Bey „der Anzeige der Ausgaben verlanget man den Titel, das Jahr des „Druckes, den Namen des Herausgebers, die Anzahl der Blätter, den „Anfang und das Ende des Commentars zu wissen.“ —

Beantwortung.

I. An Handschriften sind deren drey vorräthig; alle drey auf Pergamen, und von ziemlichem Alter. Die ich für die älteste halte, und die wohl aus dem zwölften Jahrhunderte seyn könnte, ist in klein

Folio, in einem Bande, darinn sich noch[1] verschiedene andere lateinische Poeten aus der spätern Zeit befinden. Sie enthält den blossen Text, ohne alle Glossen[2] und Commentar. Das Gedicht selbst heißt darinn weder Ecloga noch Tetrastichum,[3] sondern ist blos mit Incipit Theodulus überschrieben.[4] Die zweyte Handschrift ist der Grösse nach Octav, und befindet sich in demjenigen Miscellanbande, in welchem Leibnitz ein Paar kleine Schriften des Meissenschen Bischofs Benno fand, die er in der Einleitung zu dem zweyten Bande seiner Braunschweigischen Geschichtschreiber S. 34. gelegentlich bekannt machte. Sie hat ebenfalls nur den blossen Text, und die Aufschrift ist, wie dort. Gleich hinter her stehet von der nehmlichen Hand, Ovidius de Nuce. Die dritte endlich ist in Quart, in einem kleinen Bande, welcher vorher die elegieschen Fabeln des Neveletschen Anonymus, und hinterher in Prosa Desuasiones Valerii ad Rufinum, ne ducat vxorem enthält.(*) Sie ist die neueste und schlechteste; hat aber das besondere, daß sie allein am Ende acht Zeilen mehr hat, als die andern, und als alle gedruckte Ausgaben. Ich will sie hier getreulich mittheilen, diese Zeilen; und nur die Abbreviaturen ausschreiben.

Tunc Alithya deo reddens pia carmina plectro
Hoste suo victo cepit modulare benigno
Alme deus triplex simul omnipotens pie simplex
Qui celum terras mare tartara rite gubernas

(*) Gudius, dem dieser Codex ehedem gehört, hat bey dem letztern Stücke angemerkt: extat inter opera S. Hieronymi; als unter dessen Namen das Ding wohl ehedem mit untergelauffen. Doch hat es schon Reatinus ausgemerzt, und es in seiner Ausgabe der Werke des Hieronymus, (T. IX. p. 175.) unter eben dem Namen drucken lassen, unter dem es in unserer Handschrift vorkömmt.

[1] [Ferdinand Weibert, der frühere Besitzer der G. J. Göschen'schen Verlagshandlung, verzeichnet in seinem Handexemplare der Maltzahn'schen Ausgabe von Lessings Schriften folgende Lesarten des nicht näher beschriebenen „Originals" zu diesem Aufsatze, das ich bisher nicht auffinden konnte:]

Antwort auf die Anfrage, wegen *Theoduli Ecloga.*

I. An Handschriften

ist nur eine einzige vorräthig*; (* Bey genaurer Nachsuchung finde ich deren zwar noch zwey, die aber viel jünger und an Güte jener nicht zu vergleichen sind.) deren Alter ich aus dem eilften Jahrhunderte zu seyn, erachte. Sie ist in klein kollo, auf Pergamen; in einem Bande, in welchem sich noch [2] Glosse [Original] [3] Tetrastichium, [Original] [4] [Das Folgende bis S. 493, Z. 10 fehlt im Original]

Quique regis cuncta propria virtute sub una
Erige subiectos cunctos tibi sterne superbos
Cui sit laus virtus pax gloria perpes
Quem decet eternum regnum sine fine per evum.

Aber wer erkennet hier nicht das Gemächt eines noch spätern und noch barbarischern Mönchs? So schlecht auch die Verse des Theodulus sind, so sind sie doch nicht so gar erbärmlich, als dieser abscheuliche Schwanz. Sonst hat auch diese Handschrift keinen Commentar; wohl aber hin und wieder zwischen die Zeilen geschriebne Glossen. — Was nun den innern Werth aller drey anlangt, so habe ich nur die erste, welche mir die ältere geschienen, etwas genauer betrachtet, und gefunden, daß sie nicht nur eben so gut, sondern auch noch besser ist als die Helmstädtische, welche[1] Polyc. Leyser (Hist. poet. med. aev. p. 295.) verglichen. Denn sie bestätiget nicht allein alle gute und richtige[2] Lesarten derselben, sondern hat auch noch viel[3] eigene, die ganz unstreitig die wahren sind, und durch welche das Gedicht um ein vieles erträglicher und verständlicher wird,[4] als es wenigstens in dem Manuale Biblico des Goldast zu lesen, welcher es zuerst aus der Handschrift ans Licht zu bringen glaubte. Aber Goldast irrete sich, und es war längst vor ihm mehr als eine Ausgabe davon in der Welt, in denen ich fast alle die bessern Lesarten schon finde, die Leyser aus dem Helmstädtischen Manuscripte beygebracht hat, und ich aus dem unsrigen beybringen könnte.

II. Von besagten alten Ausgaben sind in der Bibliothek ebenfalls drey verschiedene vorhanden.[5] 1) Die älteste, und soviel ich finden kann, allererste gedruckte Ausgabe, die weder Mettaire noch Fabricius gekannt hat, von 1489 zu Leipzig bey Conrad Kacheloven. Sie ist in klein Quart[6] auf acht mit einander abwechselnden Ternionen und Quaternionen, die unten von a bis h signiret, aber oberwerts weder numerirt noch paginirt[7] sind. Auf der ersten Seite des Titelblatts steht blos Ecloga[8] Theoduli; und auf der andern ein Holzschnitt die Scene des Gedichts mit ihren Per-

[1] Den innern Werth dieser Handschrift anbelangend, so ist sie noch der Helmstädtischen vorzuziehen, welche [Original] [2] alle guten und richtigen [Original] [3] viele [Original] [4] [Das Folgende bis §. 23 fehlt im Original] [5] II. An alten Ausgaben sind drey vorhanden [Original] [6] Kacheloven; in Quart [Original] [7] signirt, aber oberwärts nicht paginirt [Original] [8] Egloga [Original]

sonen vorstellend. 2) Eine neuere, eben daselbst und bey eben[1] demselben Drucker, von 1492, welche beym Fabricius und Mettaire die älteste ist. Sie ist der vorigen an Format[2] und Schrift gleich, nur etwas weitläuftiger gedruckt: denn sie zählt neun dergleichen abwechselnde Ternionen und Quaternionen; und die Blätter sind mit Römischen Zahlen oberwerts numeriret[3] und gehen bis XXXXXXII. 3) Eine noch neuere von 1495 zu Cölln bey Heinrich Quentell. Das Titelblatt hat Egloga Theoduli; aber zum Schlusse sind aus dieser Einen Ekloge mehrere geworden. Denn da heißt es,[4] Egloge Theoduli cum notabili commento feliciter finem habent. Und eben dieser notable Commentar ist es, welcher in allen drey Ausgaben den Absätzen[5] des Gedichts stückweise eingedruckt ist. Er fängt an; Circa initium huius libri sciendum quod Averroes:[6] und endet sich; et in hoc sopitur liber Theoduli, de quo sit benedictus Deus gloriosus in secula seculorum Amen. Ohne Zweifel ist es des Stephanus Patringtonus Arbeit; wenigstens hat der ehemalige Bibliothekar Lauterbach in dem einen Exemplare auf dem Titel, cum scholiis Stephani Oxoniensis, beygeschrieben.[7]

3.

Anfrage aus Holland.

Sie betraf die noch ungedruckten Epigrammata des Luxurius und bezog sich auf die Stelle des Herrn Burmann vor seiner Anthologia vet. lat. Epigr. (*Epist. Dedicat. p. XLVIII.*)

„Luxurii Epigrammatum codex Ms. fuit apud Marq. Gudium, ut patet ex Catalogo insignis eius Bibliothecae, quam[8] Co-

[1] eben [fehlt im Original] [2] die älteste ist; der vorigen an Form [Original] [3] numerirt [Original] [4] Denn es heißt da: [Original] [5] finem habent. Impresse in sancta civitate Coloniensi per Henricum Quentell Anno incarnationis domini MCCCCXCV. Das Format ist das Format der vorbesagten Ausgabe: aber die Schrift etwas kleiner; dafür auch die Zahl der Blätter nur 50. — Bey allen diesen drey Ausgaben findet sich ein und der nehmliche Commentar, der zwischen den Ansätzen [Original] [6] Averrois ꝛc.: [Original] [7] des Stephani Patringtoni Arbeit. Nach welcher Ausgabe Goldast die seinige abdrucken lassen, weiß ich nicht: wenigstens nach keiner von den dreyen, welches doch sehr zu wünschen gewesen wäre. Denn es ist unglaublich, wie fehlerhaft man alles beym Goldast lieset, was längst in diesen älteren Abdrücken besser und richtiger zu lesen stand. Sie haben sogar schon fast alle gute Lesarten des helmstädtischen und hiesigen Manuscripts; und manches wohl noch besser als diese, weil der Commentator, dessen Auslegung der Text befolget, ohne Zweifel noch ältere und genauere Handschriften vor sich hatte. [Original] [8] quem [1778]

dicibus Mss. refertissimam[1] habuit, pag. 555. Cum vero libros Mss. Gudio olim possessos suae Bibliothecae adseruerit Dux Guelferbutanus, inter illos verosimile est etiam adhuc adservari hunc Luxurii codicem, quem tamen Salmasiani apographum suspicor."

Man wollte wissen, ob es mit dieser Vermuthung des Herrn Burmann seine Richtigkeit hätte, und wollte in dem bejaenden Falle das Manuscript näher kennen.

Beantwortung.

Es ist zwar wahr und bekannt, daß überhaupt die Manuscripte des Gudius in unsere Bibliothek gekommen sind. Gleichwohl kann man sich betriegen, wenn man schlechterdings ein jedes Stück, wie es in dem gedruckten Verzeichnisse derselben steht, hier suchen wollte. Der öffentliche einzelne Verkauf war bereits angegangen, als von hier aus das Gebot auf die ganze Sammlung geschah. Einige Stücke waren also schon in andern Händen, und konnten auf keine Weise wieder erlangt werden. Ich will bey Gelegenheit eine Anzeige von denselben mittheilen, damit die Gelehrten, welche jenes gedruckte Verzeichniß zu Rathe ziehen, genau wissen können, was sie hier oder anderwerts zu suchen haben.

Zum Glücke aber ist dieses der Fall hier nicht. Sondern die Handschrift des Luxurius, oder, wie er, selbiger zu Folge, richtiger heissen würde, Luxorius, ist wirklich bey uns vorhanden; und auch darinn hat Herr Burmann richtig vermuthet, daß es nichts als eine Abschrift aus dem Codex des Salmasius ist. Sie ist indeß von der eignen Hand des Gudius, welcher mit den beygesetzten Worten, Ex Ms. Codice vetustissimo Philiberti de la Mare Senatoris Divionensis, jene seine Quelle deutlich genug angezeigt hat. Ohne Zweifel würde es Herr Burmannen auf alle Weise angenehm gewesen seyn, diese Gudische Abschrift brauchen zu können. Sie würde ihn unter andern, so viel ich einsehe, deutlich überzeugt haben, daß jene Schedae Divionenses, die er aus einem andern Manuscripte als dem Salmasischen geflossen zu seyn glaubt, dieses wohl schwerlich sind, sondern zuverläßig ebenfalls jenen Codex des Lacurne, oder des

[1] refertissimum [1773]

Salmasius, oder des Philibert de la Mare, welcher gegenwärtig in der Königl. Bibliothek zu Paris ist, für ihre Quelle erkennen. Der Grund wenigstens, auf welchen sich Herr Burmann wegen dieser vermeinten Verschiedenheit stützet, daß nehmlich die Schedae Divionenses eine ziemlich genaue Abtheilung in vier Bücher haben, von welcher in seinen Heinsianis Salmasiani codicis chartis keine Spur zu finden, fällt dadurch weg, daß man aus der Abschrift des Gudius erkennet, daß in dem Manuscripte des Salmasius, zum mindesten die Epigrammata des Luxurius gleichfalls abgesondert gewesen, und ein eigenes Buch ausgemacht haben. Denn diese unsere Abschrift fängt nicht allein an: LIBER EPIGRAMMATON VIRI CLARI LVXORI ET SPECTABILIS; sondern schließt auch: EPIGRAMMATON EXPLICIT FELICITER; welche Worte schlechterdings von der Art sind, daß es keine willkührliche Formeln des Abschreibers seyn können, sondern aus dem Manuscripte genommen seyn müssen. Ja, was noch mehr; gleich unter dem Explicit haben noch eben folgende zwey Verse Raum gefunden, die entweder nur der Anfang eines Epigramms gewesen sind, oder sich auf einen Umstand bezogen haben, den wir itzt nicht wissen.

De Titulo Luxori cum versibus.

Priscos Luxori certum est te vincere vates;
Carmen namque tuum duplex victoria gestat.

Und ihnen zur Seite merkt Gudius an: Hi duo versus in eodem Codice, sed non eo loco, ubi erant Epigrammata Luxori, legebantur. Also ist es ganz gewiß, daß die Epigrammata des Luxorius in dem Manuscripte des Salmasius nicht unter die andern zerstreut sind, sondern in Einer Reihe auf einander folgen. Wenn aber auch schon das Uebrige darinn die andern drey Abtheilungen nicht haben sollte, welche sich in den Schedis Divionensibus des Bimard de la Bastie finden: so würde daraus doch noch nicht folgen, was Herr Burmann daraus schliessen zu können glaubt. Noch weniger folgt es daraus, daß in diesen Schedis ein Epigramm nicht zu finden, von welchem Gudius anderwerts sagt, daß er es in dem Codex des Salmasius (in vetustissimo Codice Divionensi) gelesen habe. Vielmehr erhellet aus diesem Mangel, daß der Schreiber, wer er nun auch gewesen sey, mehr den Salmasischen Codex excerpiren als ab-

schreiben wollen, und gedachtes Epigramm um so viel eher übergehen zu können geglaubt, weil es schon gedruckt war. Daß er seiner Auswahl sodann auch eine bessere Ordnung zu geben gesucht hätte, als er in dem Manuscripte fand, wäre wohl nicht zu verwundern.

Ich bin es aber noch mehr aus einem andern Umstande versichert, daß die schedae Divionenses nichts als ein neuerer Auszug aus dem Codex des Salmasius sind. Herr Burmann sagt nehmlich, daß der Epigrammen des Luxorius darinn nicht mehr als einige achtzig wären. Es müßten deren aber sechs und neunzig seyn, wenn der Abschreiber alle mitgenommen hätte, die er, nach dem Salmasischen Manuscripte, in dem Buche des Luxorius begriffen fand. Weil aber dennoch offenbar einige darunter, selbst der Aufschrift zu Folge, dem Luxorius nicht gehören, andere aber schon längst gedruckt sind: so ließ er es vermuthlich bey der geringern Zahl von einigen achtzig, und begnügte sich, nur das Echteste und Unbekannteste zu haben.

Zu wissen ist hiernächst, daß es nicht der blosse Luxorius ist, was die Abschrift des Gudius enthält. Es folgen darauf noch einige sechzig Epigrammata verschiedener anderer, theils genannter theils ungenannter Dichter, welche er aus dem nehmlichen Codice abgeschrieben hat. Von diesen ist nun aber schon mehr als die Hälfte gedruckt; besonders in der Anthologie des Herrn Burmanns, und es ist kein Zweifel, daß er die übrigen nicht ebenfalls unter seinen verschiedlichen Abschriften finden, und in dem zweyten Theile derselben bekannt machen werde, den die Gelehrten schon so lange sehnlichst erwarten.

Daß Gudius seiner Abschrift Vermuthungen werde beygefügt haben, wie diese und jene verdorbene Stelle vielleicht zu lesen, versteht sich wohl von selbst. Doch ist es bey den Epigrammen des Luxorius viel häufiger geschehen, als bey den übrigen. Was sich bey beiden gleich deutlich zeigt, ist die besondere Treue, mit welcher er sich an das Manuscript, und oftmals sogar an die blossen Züge desselben gehalten; so daß er durchaus nichts in den Text genommen, was er nicht mit deutlichen Buchstaben darinn gesehen. Einen Ort habe ich indeß bemerkt, den kein einziger, so wie er, gelesen haben muß; den wenigstens alle, deren Abschriften Herr Burmann vor sich gehabt, anders, und auf die nehmliche Weise anders gelesen zu haben scheinen. Und doch möchte ich es auch hier lieber mit ihm

allein halten, als mit jenen allen. Nehmlich, das 43ste[1] Epigramm des dritten Buchs, auf gewisse neu erbaute Bäder, hat Herr Burmann von vorne herein also abdrucken lassen:

Fausta novum domini condens Fortuna lavacrum
Invitat fessos huc properare viros.
Laude operis fundi capiet sua gaudia praesul,
Hospes dulciflua dum recreatur aqua.

Wie kömmt es nun, daß er über die dritte Zeile ganz und gar nichts angemerkt hat? Ist sie denn so durchaus ohne alle Schwierigkeit? Ich wenigstens gestehe, daß ich nicht einsehe, was Laude operis fundi sagen solle, oder sagen könne. Wie ungleich deutlicher und schöner fließt diese Zeile beym Gudius!

Laude operis fruitur, capit et sua gaudia praesul.

Und, wie gesagt, dieses hat Gudius in dem Manuscripte gelesen; nicht verbessert. —

Ich kann bey dieser Gelegenheit dem Herrn Burmann noch eine Sorge benehmen, die er sich an dem nehmlichen Orte vor der Anthologie (Ep. dedic. p. XV.[2]) von einem Buche macht, das ihm nie zu Gesichte gekommen. An Andreae Mariani Bononiensis *Collecta Ruinarum Epigrammata,* Romae edita an. 1641.[3] quae in fine Praefationis suae memorat Almeloveenius, huc propius spectent, libro nunquam viso, nobis dijudicare integrum non est. Das Buch, welches nicht zu Rom, sondern zu Bologna, im besagten Jahre in 8 gedruckt ist, befindet sich in unserer Bibliothek, und enthält nichts von alten Aufschriften. Der eigentliche Titel, in welchem das Wort collecta, das dem Herrn Burmann ohne Zweifel den meisten Verdacht erwecket hat, nicht vorkömmt, heißt: *Ruinarum Romae Epigrammata;* quibus Miranda Urbis agnoscuntur, sacra visitantur, nova et vetera Elogiis recensentur; und ist leicht daraus abzunehmen, daß es eigene Epigrammata sind, worinn Marianus die vornehmsten Gebäude und Monumente des alten und neuen Roms beschreibt. Sie sind in drey Bücher getheilt, und haben eine kurze prosaische Erläuterung unter sich.

[1] das 45ste [1773] [2] n. XV. [verdruckt 1773] [3] an. 1541 [verdruckt 1773]